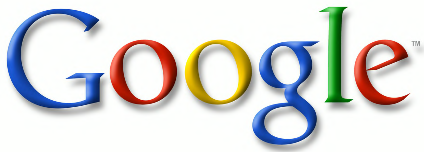

Google


LEMCKE & BUECHNER
812
BROADWAY.
NEW YORK

Idyllen

aus einer untergehenden Welt.



Idyllen
aus einer
untergehenden Welt.

Von

Peter Rosegger.

2. Tausend.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1899.

Vorwort.

Die Weissagung vom Untergange der Welten erfüllt sich. Doch gehen die Welten nicht zu gleicher Zeit und nicht plötzlich unter, sondern allmählich, eine nach der andern. Immerfort, seit Menschengedenken. Und weil an Stelle der untergehenden sachte sich neue bilden, so giebt's keinen besonderen Effekt, man merkt es kaum, oder empfindet es nur wie eine selbstverständliche Veränderung oder Entwickelung.

Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aber stehen wir vor einem Weltuntergange, der durchaus nicht ohne Wirkung auf unser Herz vorüberzieht. Wer in den Alpen wandert, der stößt von Stunde zu Stunde auf verfallende Höfe, auf Ruinen von Häusern und Hütten, an deren verwitterndem Gemäuer das Unkraut wuchert und die Eidechse rieselt. In vielen Gegenden, wo vor wenigen Jahren noch fruchtbare Felder, üppige Wiesen und blühende Weiden waren, belebt von starken, arbeitsamen, heiteren und glücklichen Menschen, ist jetzt Wildnis und verlorene Öde.

Was ist geschehen? Sind wieder Hunnen oder Türken dagewesen? Hat ein großes Sterben grassiert? Hat der

Himmel seinen Regen und seinen Sonnenschein nicht mehr gespendet? Was ist es denn, das hier eine alte reiche Welt vernichtet, die so unzerstörbar schien, wie die Natur selbst?

Die neue Kultur! Die Maschinen, die Eisenbahnen haben den Erdball erschüttert, die Völker entwurzelt; ihr Einfluß zerstört auch in den Alpen allmählich ein Gemeinleben, das im Vergleiche zu anderen Bereichen eine wahre Idylle gewesen ist.

Wer kann dafür? Wen klagen wir an? Was läßt sich dagegen thun? — Wir stehen betroffen da und wissen nicht, ist es ein unersetzlicher Verlust oder ein noch unmeßbarer Gewinn. Gierige Jäger durchstreifen die Wildnisse, nach Natur und Höhen strebende Touristen beleben die verträumten Gegenden; hier hegt der Förster, dort rodet der Holzknecht und Eisenbahnbauer machen ihre Messungen durch Berg und Thal. Der elektrische Telegraph steigt über die höchsten Gebirge und in den neuen Standhäusern lesen Fremdlinge aus aller Welt die neuesten Blätter von Wien, München, Berlin und London.

Wo aber ist das alte, heimständige Alpenvolk, das der patriarchalischen Gesittung Europas feste Burg gewesen? Nur Bruchstücke sind davon vorhanden, in einzelnen Gebieten allerdings manch größere Bruchstücke, aber auch diese sind durchsetzt und beeinflußt von modernem Geiste, der Pfarrer wie der Kohlenbrenner, keiner ausgenommen.

Wo ist das alte Volk mit dem starken, frohen Herzen, wo ist das Leben, das Jahrhunderte lang so glücklich die Wage gehalten hat zwischen ursprünglicher Natur und

menschlicher Civilisation? Es verflüchtigt sich von Tag zu Tag und die Individuen der Bauerschaft stranden an den Fabriken.

Emsig sind Forscher, Sittenschilderer, Poeten und Künstler beschäftigt, aus dem sachte versinkenden alten Volks- und Bauerntume Kleinode zu retten, um sie in der Geschichte und der Kunst späteren Geschlechtern zu übermitteln, auf daß auch Jene eine Merkschaft hätten, wie das Menschenleben dort ausgesehen hat, wo es verhältnismäßig am zufriedensten war. Vielleicht werden künftige Geschlechter sich sogar täuschen und fern in der Vergangenheit ein wildblühendes Rosenknöspleín sehen, wo in Wahrheit ein Blutstropfen des Leides gehangen am Dornstrauch. Denn auch diese Berg- und Waldidyllen lesen sich besser, als sie sich lebten. Das alte Volksleben war reich an wüsten und tragischen Dingen, aber freilich noch reicher an Schönheit, Heldenhaftigkeit und Versöhnung.

Dem Verfasser dieses Buches ist es gegönnt gewesen, als einer jenes alten Volkes in entlegener Gebirgswelt geboren zu werden und ein halbes Menschenalter mit ihm zu leben. Eine innige Einheit mit diesem Volke, ohne etwas anderes zu wissen und zu wollen und zu sein. Als er später herausgeführt worden war in andere Kreise, hat er unter nimmer versiegendem Heimweh seine Erlebnisse, Erfahrungen und Stimmungen jener Zeiten niederzuschreiben versucht. Und so ist auch die vorliegende Sammlung entstanden, die er bezeichnen zu dürfen glaubt mit dem Namen: Idyllen aus einer versinkenden Welt.

Der Titel bezieht sich aber nicht auf das untergehende

alte Volkstum allein. Auch in der Gesellschaft versinkt eine Welt der Seele und des Gemütes, die ebenfalls eine Idylle war im Vergleiche zu den heutigen Richtungen des wild ringenden Menschengeistes. Im Gegensatze zu den Schöpfungen der modernen Litteratur sind alle hier versammelten Erzählungen und Schildereien schlichte Denkmale einer harmloseren, glücklicheren Zeit und Dichtung, dazu bestimmt, dem Leser mehr Behagen als Unlust zu bereiten.

Wohl auch unsere Väter haben in ihren weltfernen Heimstätten gelitten und gestritten und sind armselig gewesen. Aber der größere Frieden in unentweihter Natur, der in seiner steten Gelassenheit behaglichere Lebensgenuß, die warme Welt- und Gottesfreudigkeit ihres ländlichen Seins werden lange ein Gegenstand der Sehnsucht bleiben — bis irgendwann und irgendwo eine Wiedergeburt kommt, eine neue waldfrische Jugend.

Krieglach, im Sommer 1898.

R.

Der Mädeljäger.

Am oberen Rande des Thales, wo es sich einengt in eine Felsenschlucht, aus welcher ein grünlicher Gebirgsbach hervorbraust, steht Schreckenburg. Es ist eigentlich keine Stadt und eigentlich kein Dorf, es ist eben ein „größerer Ort“. Die Einwohner treiben Gewerbe und Landwirtschaft, scheiden sich aber durchaus nicht etwa in Bürger und Bauern. Vater und Kinder, Hausherren und Knechte, Meister und Gesellen, darin liegt der Ständeunterschied von Schreckenburg. Wohl haben sie einen Fürsten, aber auch der hohe Herr ist nichts anderes als Vater. Die Herren von Schreckenburg sind ein altes Geschlecht, schon zur Zeit der Kreuzzüge, heißt es, wäre ihre Burg, deren rauchgrauer Ruinenzahn dort an der Felswand klebt, der Schrecken des fahrenden Volkes gewesen. Wenn man der Historia glauben darf, und man soll es sogar, so haben es die Schreckenburger seit jenen alten Zeiten verstanden, sich Achtung zu verschaffen in der Welt. Große Reiche sind entstanden und gestürzt worden, das Erzfürstentum Schreckenburg stand und blieb stehen im schönen Gebirgsthal an der Luser. Der letzte Vorfahre des zur Zeit dieser Geschichte regierenden Fürsten hatte noch hundert und zehn Söldlinge gehabt, und ist von den

Millionenheeren der Erde nicht angegriffen worden. Unser Fürst Othmar III. befehligt zur Zeit der Not ein Heer von zweiunddreißig Mann, davon vier zu Pferde! Aber die Zeit der Not kommt nicht, die sonst so kriegslustige Welt hält sich in respektvoller Entfernung vor dem Erzfürstentum Schreckenburg. Die Armee ist fast ständig beurlaubt bis auf sechs Mann, wovon einer den Nachtwächterdienst besorgt. Einmal wurde in einem Winkel dieses Reiches ein unpassender Witz gemacht, Othmar III. rekrutiere lieber Mädeln als Burschen, und den Ausspruch hat der Fürst nicht als Majestätsbeleidigung ahnden lassen. Die guten Leute von Schreckenburg lasen auch manchmal eine Zeitung, in welcher des Wunderbaren und Nützlichen viel berichtet wurde. Also erfuhren sie, daß in anderen Ländern die Staatsbürgersteuer eingeführt sein soll. So begab sich eines Tages eine Abordnung zum Fürsten und bat um die Gnade, daß auch im Erzfürstentum die Staatsbürgersteuer eingeführt werden möchte, maßen doch auch die Schreckenburger treue Staatsbürger wären und seit jeher bereit, für ihren durchlauchtigsten Herrn Blut und Leben zu opfern. Es fange das Gewerbe an, einigermaßen darniederzuliegen, weil in der Welt zu viel Fabriken gebaut würden, es sinke von Jahr zu Jahr der Viehpreis, weil jedes Land schon mehr und mehr sein eigenes Vieh hätte, kurz, es verschlechterten sich die Zeiten, und darum bäten sie unterthänigst um die Einführung der Steuer. Der Fürst soll sie darauf in sehr gütiger Weise aufgeklärt haben, daß sich die Bittsteller in einem Irrtum befänden, wenn sie etwa glauben sollten, die Staatsbürgersteuer würde in anderen Ländern vom Fürsten geleistet an seine braven Unterthanen; gerade das Gegenteil wäre der Fall,

die Staatsbürger hätten die Steuer dem Fürsten und dem Staate zu leisten. Ob solcher Aufklärung waren die Abgeordneten sehr gedrückt, allein Othmar der Gütige legte dem Sprecher die Hand auf die Achsel und versicherte, für das Wohl seines Reiches auch fernerhin das Möglichste zu thun, besonders im Straßenbau und in der Flußregulierung, auch trage er sich mit der Absicht, in Schreckenburg ein neues Universitätsgebäude errichten zu lassen. Darob waren die Abgeordneten sehr zufrieden, obschon sie wußten, daß die Universität nicht allzuernst gemeint war. Der Fürst liebte es, in launigen Stunden das allerdings schon gebrechliche Volks- und Gewerbeschulgebäude zu Schreckenburg die Universität zu nennen. Wer wirklich in einer Hochschule die derbe körperliche Arbeit für eine spitzfindige Geistesthätigkeit umtauschen wollte, der mußte ins Ausland gehen.

Eines Brückenbaues wegen hatte der Schreckenburger nicht unbedrohlichen Konflikt mit einem nachbarlichen Herzog. Der hatte ein großes Reich und viele Mannen, war aber nicht zu bewegen, sich mitzubeteiligen am Bau einer Grenzbrücke über die Luser. Für das Fürstentum war diese Brücke schier die einzige Verbindung mit der weiten Welt. Der Herzog aber sagte, er habe in Schreckenburg nichts zu suchen und brauche keine Brücke hinüber. Das war der Kriegsfall. Othmar bot seinen Heerbann auf und zog auf Umwegen, da die neue Brücke eben noch nicht gebaut war, gen die herzogliche Residenz, um sie zu belagern. Als die zweiunddreißig Mann mit ihren Spießen sich dräuend vor dem Thore aufgestellt hatten, schickte der Herzog einen Gesandten herab. Das war ein Edelknabe, und der lud im Namen seines Herrn den Feind samt und sonders

auf einen Löffel Suppe ein. Durch das geöffnete Thor konnte man in das Innere des großen Platzes sehen, der mit wohl ausgerüsteten Kriegern versehen war, an der Zahl vielfach den Belagerern überlegen und versorgt mit allen schrecklichen Pulverwaffen der Neuzeit. Fürst Othmar soll hierauf „Kehrt euch!" kommandiert haben und an der Spitze seiner Armee friedlich heimwärts gezogen sein. Aus Anlaß dieses glücklichen Feldzuges, aus welchem alle Mann frisch und munter heimgekehrt waren, haben die dankbaren Schreckenburger ihrem klugen Feldherrn ein Denkmal aus Erz errichtet. Es ragt mitten auf dem Marktplatz empor und zeigt den Fürsten auf dem Pferde, angethan mit allem Ehrenschmucke seiner Erzherrlichkeit, in welcher der schlichte Herr sonst gar nicht mehr zu sehen war.

Othmar der Gütige war in seiner Jugend viel auf Reisen gewesen, in allen Weltteilen, und stets bei Königen und Kaisern zu Tische geladen, was die Schreckenburger mit besonderem Stolze erfüllte. Auch ging im Reiche die erhebende Mär um, daß der durchlauchtigste Herr von Schreckenburg mit allen Potentaten der Welt brüderlich auf du und du stehe.

Umso einfacher gab der Fürst sich zu Hause.

Sein Schloß, welches außerhalb des Ortes auf einer Anhöhe stand, hätte jeder Fremde für ein stattliches Gutsgehöfte gehalten, wenn nicht über dem Thore das Wappen der Schreckenburger, ein dreiköpfiger Adler, angebracht gewesen wäre. Es war teils aus Stein, teils aus Holz gebaut, hatte einen halb um das Gebäude herumlaufenden Söller, helle viereckige Fenster, etwa dreißig an der Zahl, und über dem flachen Schindeldach ein zierliches Türmchen für ein Glöcklein, das den Nimbus einer Sturmglocke trug,

thatsächlich aber nur zu den Tageszeiten geläutet wurde. Ein Gehöfte mit Viehstand und Scheunen lag hinter dem Wohnhause in behäbiger Breite da, belebt mit emsigem, munterem Gesinde.

Der Haushalt des Fürsten war der eines wohlhabenden Gutsbesitzers und bestand aus sieben Personen, den Hausknecht mit eingerechnet, der, wenn es Gäste gab, im verbrämten Wolfspelz mit Stab und Reichsapfel am Thore zu stehen hatte.

Der Fürst war ein Mann in jenen Jahren, da das Hauptkaar voran zu schüttern und hinten zu grauen beginnt. Er war stets glatt rasiert und trug eine goldene Brille. Er ging in grauem oder, wenn es Sonntag war, in schwarzem Tuchanzuge herum und war mit Ausnahme des Propstes und des Reichshauptmannes der einzige im Reiche, der gewichste Stiefel trug. Wenn er zu Fuß durch das Fürstentum wandelte, lief alles, jung und alt, auf ihn zu und küßte ihm die Hand. Wenn er zu Pferde langsam dahintrabte, da wurden die Gesichter der guten Schreckenburger ganz leuchtend vor Stolz, denn jetzt war er der, so auf dem Marktplatze stand in Erz für alle Zeiten. In Wahrheit schaute der Fürst aber auf dem Pferde aus wie ein freundlicher Landarzt, der zu einem Kranken reitet. Beweibet war Erzfürst Othmar III. nicht, auch nie gewesen, obwohl er gegen Frauen, und selbst wenn sie dem kleinen Gewerbestand angehörten, eine gewisse ritterliche Ehrerbietigkeit beobachtete. Die Ehrerbietigkeit ließen sich die Eheherren und Liebhaber der Schreckenburger Schönen noch leidlich gefallen, wenn der Fürst aber artig wurde und den Weibchen die Wange kneipte, da empfanden sie so etwas wie die Jacobiner zu Paris vor

hundert Jahren. Doch muß gesagt sein, daß der Fürst es sich stets angelegen sein ließ, seinen Unterthanen ein würdiges Vorbild von Rechtschaffenheit abzugeben. Für einen Seelenkenner wäre es vielleicht nicht unschwer zu merken gewesen, daß Fürst Othmar die Vereinsamung bereits zu fühlen begann. Nicht so sehr die Vereinsamung auf dem Throne, denn die ist der Gekrönte gewohnt, als vielmehr die Vereinsamung im Gemache und des nahenden Alters.

Eines Tages war er unten im Thale in ein altes Bauernhaus getreten, um mit dem Nachbar eine wirtschaftliche Angelegenheit zu besprechen. Da fielen ihm die stattlichen Kästen und Truhen auf, die in der Stube standen. Sie gefielen ihm, sie würden seinem Hause, das seit den zerstörenden Bauernkriegen nicht an Überfülle von Prunkgegenständen litt, ein freundlicher Schmuck sein. Er fragte den Bauern, ob er ihm diese schöngebauten, festgefügten und kunstvoll geschnitzten Kästen nicht verkaufen wolle?

„Ah nein, gnädiger Herr," antwortete der alte Landmann, „die Kästen da geben wir nicht her, sie sollen schon im Haus bleiben für unsere Kinder und Kindeskinder."

„Diese können sich ja wieder welche machen lassen," meinte der Fürst.

Der Bauer schüttelte den Kopf, das würde nicht gut gehen. Die jungen Zimmerleute nennten sich zwar jetzt fürnehme Meistertischler, brächten so was aber nicht mehr zuwege; sie hätten keine Geduld dazu und auch nicht den Schick. Bei denen müsse ein Kasten in acht Tagen fertig sein, gleich aus jungem Holz, wie es der Förster vom Wald verkauft. „Nachher kreistet's und kracht's, nach einem

Jahr kann man die Finger in die Fugen und Sprünge stecken, die Kastenwand kriegt einen Buckel wie das Kameeltier oder eine Mulde wie die Fleischhackerschüssel. Ah nein, die Kästen geben wir nicht her."

Der Fürst hat auf solchen Bescheid seines Unterthans zu Boden gestarrt und vielleicht sogar mit einer gewissen Wehmut der guten alten Zeit gedacht, wo man so schöne Tischlerarbeit machte, und wo man solch schöne Tischlerarbeit den Unterthanen gelassen wegnehmen konnte.

Als hierauf die Hausmutter in die Stube trat, um mit Weißbrot und gelber Butter den Landesvater zu ehren, sagte zu ihr der Bauer: „Das ist mir rechtschaffen zuwider, Brigitta. Unser Herr hat Gefallen an diesen Kästen, und wir mögen sie nicht weggeben."

Die Hausmutter versetzte: „Da wird leicht geholfen sein. Diese Kästen hat der Zimmermann Reimar gemacht vor dreißig Jahren, wie wir zusammen geheiratet haben, und der Reimar lebt ja noch. — Gnädiger Herr, bitt' gar schön, ein Stückel Brot und ein Batzel Butter nicht zu verschmähen."

Der Fürst setzte sich an den Tisch und griff zu. Dieweilen wurde nach dem Zimmermann Reimar geschickt. Der hatte einen krummen Fuß, kam am Abend in den Fürstenhof und blieb dort. Er ist dort geblieben etliche Jahre lang. Er hat zeitweilig einen Gesellen mitbeschäftigt, die längste Weile aber allein gearbeitet, er hat dem Landesfürsten das Haus eingerichtet. Die drei großen Stuben waren schon von altersher mit gutem Holz und schlichtem Schnitzwerk ausgetäfelt und geziert, so wollte der Fürst noch ein Nebengemach traulich einrichten lassen mit Täfelung, Truhen und Kästen und einem geräumigen Himmel-

bette. Da hatte also der alte Reimar zu schaffen. Er ließ sich gute Weile dabei und baute. Er baute ein Wandgesimse, eine Gerätetruhe, zwei breite Gewandkästen, eine Ofenbank, einen Uhrkasten und endlich das stattliche Himmelbett mit dem Hute darüber, dessen jede Ecke versehen wurde mit dem Ornamente des dreiköpfigen Adlers. Er arbeitete ohne Vorbild und Pläne, die Zeichnungen machte er gleich mit Zimmerfarbe und Reißblei aufs Bau- oder Schnitzholz. Und dieses Holz war an zwanzig Jahre unter dem Dachvorsprung einer Scheune, hoch an der luftigen Wand gelegen, um gehörig austrocknen zu können. Der alte Reimar hatte ein Sprichwort: Der Bräutigam soll seine Braut und der Zimmermann sein Holz sieben Jahre lang kennen, bevor er anhebt. An grünem Holz that er nicht einen Handgriff. Mit dem Hammer schlug er an den Block, klang dieser gut, so wollen wir in Gottes Namen anfangen! Die größte Stube des Hauses hatte er sich zur Werkstatt erkoren, da hobelte er, schnitt und schnitzte. Häufig saß der Fürst da und schaute dem weißhaarigen Meister in Hemdärmeln und mit dem Lederschurz bei der Arbeit zu. Die ging wie ein langsames Uhrwerk, aber jeder Handgriff hatte einen Zweck und eine Folge. Dabei war der Mann so behaglich und heiter, sagte manchmal ein spaßhaftes Wort, während sein altes Auge an der Arbeit haftete. Dem Fürsten that der Anblick wohl, wie da ein kleiner Mann aus dem Volke seine Seele gleichsam in ein Kunstwerk umgestaltete, in welchem sie fortleben wird, vielleicht länger als die Geschlechter, die an dem Werke mit Bewunderung und Liebe vorübergehen. Mehrmals geschah es, daß der Fürst sich sogar an den Tisch setzte, wo der Reimar sein Mahl einnahm. Denn mit

dem Gesinde aß nur der Geselle, der Meister zog es vor, allein zu sein und machte auch mit dem Herrn nicht allzuviele Höflichkeiten. Wenn der Fürst das Butzenscheibenfenster des Erkers öffnete, so überblickte er von demselben sein Reich; der Zimmermann hätte das von sich nicht sagen können, er hatte sein Lebtag auch in anderen Thälern, selbst drüben im Herzogtume Häuser gebaut. Fürsten kann es geben, Zimmerleute muß es geben. Also fühlte er sich in dieser Burg nicht besonders unterthänig.

Eines Tages kam der Fischerjunge Winard ins Haus und brachte auf dem Rücken eine Fischlagel mit, in welcher Wasser schwupperte. Er grüßte in der Stube ehrerbietig den Meister Reimar und fragte dem gnädigen Herrn nach.

Der alte Diener war vorhanden und berichtete, Seine Durchlaucht könnten jetzt nicht gestört werden, sie wären just beim Regieren.

„Wenn's nichts anderes ist, so soll er nur herauskommen," sagte der kühnliche Bursche, „ich muß wissen, ob der gnädige Herr die Forellen selber haben will, oder ob ich damit um ein Häusel weiter gehen soll. Heute ist Freitag, und morgen bringe ich sie nicht mehr an."

Der Diener ging hinein, um das zu melden, da entschuldigte sich der Fürst artig vor seinem Ministerium, das aus dem Propste, dem Kreishauptmanne und dem Meister Grobschmied bestand, ging hinaus und ließ sich die Fische zeigen. Es waren stattliche Tiere und glitten munter in ihrem nassen Gemach auf und nieder.

„Sind sie nicht zu jung?"

„Ich bin zwanzig, gnädiger Herr," antwortete der hübsche Bursche.

„Die Forellen meine ich."

„Ah so. Na, die werden nicht mehr besser.“

„Gut, lasse sie da.“

Am Abend desselben Tages war kein Gast vorhanden, und der Erzfürst saß bei den blaugesottenen Forellen allein. Er rief den Zimmermann, ob er Forellen liebe?

Aber der Meister lag schon in seinem Bett und seufzte. In letzter Zeit litt er an der Gicht. So saß Seine Durchlaucht recht einsam da. Der Kammerdiener war brummig. Wenn die Tiere wenigstens lebendig gewesen wären. Aber sie lagen feierlich auf dem Silberteller, sie waren so sinnig mit einem grünen Kranz von Krautwerk umgeben, wie sich selbst ein Erzfürst keine schönere Aufbahrung wünschen könnte. — Der Fürst fand am Essen kein Vergnügen, er stand vom Tische auf, faßte den silbernen Armleuchter und stellte sich damit vor den Spiegel. Seit einiger Zeit hatte er sich den Schnurrbart wachsen lassen, der war durchaus noch nicht grau, sondern hübsch nußbraun, wie der Meister Reimar die Kästen streicht. Aber was anfangen? In der Jugend hatte er wohl gelernt, wie man Weiber gewinnt, doch wie man um ein Weib freit, das schien ihm eine verdammt heikle Aufgabe. In solchem Falle kann der Herrscher nicht einmal seine Geheimräte zu Rate ziehen. Das kommt nun davon, daß er mit den Nachbarspotentaten den Verkehr so völlig vernachlässigt hat. Übrigens hatte der Fürst auf seinen Weltreisen Reiche kennen gelernt, deren mächtige Herrscher sich in der Wahl einer Ehefrau durchaus nicht einschränken lassen. Bei uns: Eine Prinzessin ist dem Prinzen vorgeschrieben. Zwei Gekrönte auf *einem* Throne, ist das aristokratisch?

Am nächsten Tage trat der Fürst gelegentlich in die Tischlerwerkstatt, um der Arbeit des Alten zuzusehen,

der nur das Zimmerhandwerk gelernt hatte und nun die edelsten Tischlerarbeiten schuf. Meister Reimar lag aber im Bette, und ein Mädchen war da, das ihn pflegte. Das machte sich gar nichts draus, als der gnädige Herr eintrat, sondern beschäftigte sich eifrig damit, dem Alten warme Tücher um die Beine zu winden und ihm die Kissen zurecht zu legen. Dieses Mädchen hatte ein Haar wie Seide. Wie Naturseide, so lichtgelb und zart. Das waren gar keine Haarfäden mehr, das war purer Flaum; so wallte es hinter den Achseln hinab, und in der Mitte war es lose zusammengehalten mit einem blauen Bändchen. Der Fürst ging hinaus in seinen Tiergarten, dort hatte er etliche Hirsche und Rehe drinnen und in einem hohen Drahtgeflechte zwei Fasanen. Die Hirsche waren noch nicht zahm, flohen mit hochgetragenem Gestämme ins Dickicht. Ein kläräugiges Rehlein blieb vor dem hohen Besuche stehen, ohne irgend ein Zeichen von Angst oder Ehrfurcht. Der Fürst legte gesalzenes Brot in die hohle Hand und hielt es ihm vor. Das Reh schnupperte hin, fraß es aber nicht. Da trat ein junger Mensch hinzu und sagte: „Wetten wir was, gnädiger Herr, von mir nimmt es das Brot!“

„Kümmere dich um deine Forellen!“ versetzte der Herr und wandte sich ab, denn der dreiste Ton des Burschen war ihm zuwider. Diesen Fischerjungen muß man unter die Soldaten stecken, daß er Manier lerne.

„Na, Alter, klappt's heute mit den Beinen?“ fragte Seine Durchlaucht an einem nächsten Tage, als Meister Reimar wieder bei der Arbeit war.

„Schön Dank, gnädiger Herr, es thut's wieder.“

„Das Alter zwickt wohl schon ein bißchen?“

„Ah, des Alters wegen möcht's schon noch passieren."

„Wie alt seid Ihr denn, Reimar?"

„Zu Martini achtundsiebzig."

„Allen Respekt. Ich meine für das, was Ihr noch leistet."

„Solang' mich die Augen nicht verlassen . . ."

„Saget, Meister, wer war denn das junge Frauenzimmer, welches Euch so sorgfältig gepflegt hat vor etlichen Tagen?"

„Die Hedwig meinen der gnädige Herr. Muß wohl recht um Verzeihung bitten. Mir hätte schon auch im Haus keine Wartung gefehlt, aber wenn ein Kind einem zugeht, das kann man nicht wehren, muß einen noch freuen."

„Es war doch kein Kind mehr," sagte der Fürst. „Mag wohl schon an siebzehnmal über Sylvester gesprungen sein."

„Es ist so, gnädiger Herr, meine Enkelin lauft schon im achtzehnten um."

„Euere Enkelin? Sagtet Ihr nicht letzthin, daß Ihr ein alter Junggeselle wäret?" fragte der Fürst.

„Wie man halt eben so sagt," versetzte der Zimmermann, „ist nur damit gemeint, daß ich nie verheiratet gewesen bin."

„Und eine Enkelin, sagt Ihr?"

„Ja mein!" rief der Alte aus, dieweilen er mit dem Reifmesser an einem dreiköpfigen Adler herumschnitzte, „in dieser Sache hat sich der Mensch nicht zu beklagen, da ist alleweil Segen Gottes genug vorhanden."

„Ist sie ein Tochterkind?"

„Ein Sohnkind, gnädiger Herr. Aber ehelicherweis. Mein Sohn ist braver gewesen wie ich."

Der Fürst wandelte hernach in der Pappelallee auf und ab, die Hände am Rücken, das Haupt gesenkt. Seine verflogene Jugend hatte ihm kein solches Glück aufbewahrt. Wenn er einmal an der Gicht darniederliegt, wird ihm keine Enkelin warme Tücher um die Beine winden.

Von dieser Zeit an forschte Othmar III., wann der Zimmermann Reimar denn wieder einmal an der Gicht darniederliegen würde. Der ließ darauf warten. Hingegen kam eine sehr schöne Fronleichnamsprozession. An diesem Tage pflegte zu Schreckenburg aller Pomp entfaltet zu werden, den der Ort aufbrachte. In früherer Zeit war auch der Hofstaat ausgerückt, der Erzfürst in seiner vollsten Würde, Prinzen und Prinzessinnen, Edelknaben und Zofen, da strahlten an den Mänteln und Roben die Goldspangen, an den Diademen die Diamanten. Das war längst nicht mehr. Zur Zeit des schlichten Volksfürsten Othmar III. gab es derlei nicht zu sehen. In seinem schwarzen bürgerlichen Gewande, begleitet von den Spitzen der Behörden, ging er hinter dem Baldachin einher, sein entblößtes Haupt blinkte diesmal in der Sonne silberiger als je. Seine Andacht war an diesem Fronleichnamsfeste keine gewöhnliche. Vor der Priesterschaft wallten in langen weißen Gewändern vier Kranzjungfrauen dahin, die auf rotseidenen Kissen die Marterwerkzeuge Christi trugen. Diese Jungfrauen waren alle schön und blühend wie der Mai, aber eine davon war anders als die übrigen. Sie überragte die anderen um eine halbe Kopflänge, ihr Haar wallte wie eine lichte Seidenwelle über den Nacken hinab. Ihre Wangen waren wie die Blüte des Apfelbaums, ihr Haupt senkte sie nicht, wie die drei Genossinnen thaten, zu Boden, aufrecht trug sie es, und ihr großes Auge mit dem feuchten

Glanze schaute vor sich hin gegen die Berge, auf welchen der Himmel ruhte. Würdevoll wie eine Königin. Sie trug auf ihrem Kissen die Dornenkrone des Heilandes. Das ist die Krone des Volkes. Hat der Erzfürst eine bessere?

„Das Adlerschnitzen geht Euch gut von der Hand," sagte am nächsten Tage der Fürst zum Zimmermann. Dieser hatte gerade wieder den dreiköpfigen in der Arbeit für das Himmelbett.

„Na, wohl doch nicht, gnädiger Herr. Das ist ein vertracktes Vieh. Da könnt's wohl auch passieren, daß man das Tier gar nicht erkennt, wie es dem alten Herzog drüben ergangen ist mit seinem zweiköpfigen. Dem hat sein Jäger einmal vom Hochgebirg einen Adler heimgebracht. So, das soll ein Adler sein? ruft der Herzog dem Jäger zu, du mit deinem Jägerlatein bleibe mir vom Leib! Glaubst du, ich kenne den Adler nicht? Ein Adler hat zwei Köpfe."

„Und unserer hat drei," lachte der Fürst, belustigt von dem Spottgeschichtchen, das man über seinen Nachbar allenthalben erzählte. Dann sprang er über: „Was meint Ihr, Meister, sollten die hohen Herrschaften aus ihren Wappen nicht einmal das Tier herausnehmen und den Menschen hineingeben?"

„Oho, den brächte unsereiner noch weniger zuweg. Der Mensch, heißt es, soll in der Kunst das Allerschwerste sein."

„Es müßte ja gerade kein geschnitzter sein? Vielmehr ein lebendiger, wie ihn Gott erschaffen hat! Was meint Ihr dazu?"

„He he," lachte der Alte, wie auf einen Spaß.

Der Fürst rückte dem Zimmermann näher und setzte sich auf das Hinterteil der Schnitzbank. Plötzlich sagte er: „Meister Reimar, machet Feierabend für heute. Wir wollen einmal eins plaudern mitsammen.“

Der Alte hing das Schnitzmesser an die Wand, befreite das dreiköpfige Ungeheuer aus der Zwänge und sprach: „Wohl eine rechte Freud', so was. Wie unser gnädiger Herr gemein ist!“ In seiner Weise wollte er damit der Leutseligkeit des Fürsten ein Lob sagen.

„Wird Euch Eure Enkelin nicht bald wieder einmal besuchen? Wo wohnt sie denn? Nehmet sie doch ganz zu Euch, Vater Reimar, in diesem Hause ist Platz genug.“

Der Antrag rührte den Alten fast zu Thränen. Eine Woche später war der Fürst bereits in der Lage, heimlich seine Studien zu machen an dem schönen heiteren Mädchen, das in dem Schlosse herumwirtschaftete, so geschickt, harmlos und fein, als wäre es darin geboren worden. Nach wenigen Tagen beherrschte es in Form einer fröhlichen Dienstfertigkeit die Beschließerin und die alte Kochfrau, ohne daß diese es merkten. Sie war die Unbefangenheit selber, auch dem Fürsten gegenüber. Dieser ging scharf drein, denn viel überflüssige Zeit war nicht mehr vorhanden. Eines Tages befahl er, das Frühstück solle ihm die Hedwig auf das Zimmer bringen. Und diese lud er ein: „Willst du nicht auch eine Tasse mit mir trinken?“

„Oh Gott!“ lachte das Mädel auf, wann hab' ich heut' schon gefrühstückt! Das ist schon lang geschehen.“

„So bist du am Ende wohl wieder hungerig?“

„Das thät' sich doch nicht schicken,“ antwortete sie. „Wenn dem gnädigen Herrn schon allein die Zeit lang wird beim Frühstück, so soll er halt eine gnädige Frau

dazu nehmen.“ Das sagte sie munter und harmlos hin. Der Fürst aber stand auf und trat rasch auf sie zu. So rasch, daß sie erschrocken einen Schritt zurückwich. „Hedwig!“ sagte er leise, und sonst nichts — kein Wort. Sie verließ rasch das Zimmer.

Der Kammerdiener des Fürsten bat noch an demselben Tage um seinen Abschied. Wenn ihm gar schon eine Bauerndrulle vorgezogen werde zur Bedienung! Man hätte es ihm gar so deutlich nicht zu machen gebraucht, er hätte es auch etwas weniger deutlich verstanden, daß er überflüssig geworden sei ... Laut gröhlend wandte er sich gegen die Wand.

„Franz,“ sprach der Fürst zu ihm mit gütiger Stimme, „Franz, du bist ein altes Schaf.“ Das alte Schaf hat den Abschied nicht erhalten. —

„Herr Reimar! Herr Hoftischlermeister!“ rief es eines Tages hinter ihm, als der Zimmermann zur Dämmerstunde durch den ruhsamen Park ging und sein Abendgebet verrichtete. Und als er sich umwandte, sah er, wie ein junger Mann auf ihn zueilte. Es war aber der Fürst, der so flinke Schritte machte und so frisch aufgelegt war.

„Herr Tischlermeister!“ fuhr der nahekommende Herr fort, „wollt Ihr ein schönes Märchen hören? Es ist sehr alt, vielleicht kennt Ihr es schon von der Mutter her.“

Der Zimmermann blieb ehrerbietig stehen und horchte.

„Es war einmal ein König,“ begann der Fürst, den Alten am Arm nehmend und mit ihm zwischen den Ahornen dahinschreitend, „dieser König war sehr mächtig und hatte viele Städte voll von Unterthanen. Er aber wohnte in einem großen Schlosse und war einsam. Wisset Ihr, was das ist: Einsamkeit?“

„Ich kann mir's denken," sagte der Zimmermann, „das ist Langeweile. Ich hab' sie weiter nie gehabt."

„Aber der König hat sie gehabt, Reimar! Als er jedoch ans Freien dachte, da fiel ihm das Rätsel ein. Kennt Ihr es? Was ist das, Meister: Gott sieht's nie, der König selten, der Bauer alle Tag?"

„Hoho, das wird wohl seinesgleichen sein!" entgegnete der Zimmermann.

„Seinesgleichen, gut. Also sah der König sehr selten seinesgleichen und unter den wenigen Prinzessinnen gefiel ihm keine. Er trug sich in ganz eigentümlichen Meinungen über das Weib. Er wollte eine Besondere haben. Die Richtige ist nicht gleich die Erstbeste von seinesgleichen. Er wollte eine große Auswahl haben, um seine Einzige sicher zu finden. Er dachte an denjenigen, der seinesgleichen alle Tage sieht."

„So hätte er sich ein feines Bauernmädel aussuchen sollen," meinte der Zimmermann.

Der Fürst blieb plötzlich stehen, kneipte den Alten am Arm und sagte: „Das hat er gethan."

Der Zimmermann zog's ins bedenkliche und sprach: „Wenn das Bauernmädel klug ist! Ich wollt' mich doch erst besinnen, ob ich einem König die Hand geben möchte."

„Wisset Ihr," sagte der Fürst, „der Mensch hat zwei Hände. Auch der König. Geht eine Verbindung zur rechten Hand nicht, so geht sie vielleicht zur linken. Meinet Ihr nicht auch so?"

„Hab' es wohl einmal gehört," meinte nun der Alte. „Zur linken Hand. Verstehe aber den Unterschied nicht."

„Ich auch nicht, Meister. Aber wir drehen uns um die Sonne und wissen nicht warum. So drehen wir uns

um Sitten, für den einen haben sie Sinn, für den anderen nicht. Thatsache ist, daß der Fürst ein feines Kind aus dem Volke freien will . . . ."

Der Zimmermann schwieg. Es wurde ihm unheimlich. — Diese hohen Herren! Sie mögen sonst noch so brav sein, in dem einen Punkt denken sie leichter, als andere Leute! — An seine Hedwig dachte der Alte, da wurde ihm heiß in der Brust. Am Ende ist's doch gefehlt, daß sie im Schlosse wohnt. Sie ist ein heiteres dummes Ding und weiß nichts. Man muß sie heim zum Vater schicken. —

Der Fürst nahm sich jeden Morgen vor, an diesem Tage mit Hedwig ein entscheidendes Wort zu sprechen. Aber zum Teufel, das war schwerer, als er es sich gedacht hatte. Auf dem Wege des Scherzes hatte er's schon versucht, dabei kam er nicht weit, das Mädel wußte sehr klug zu parieren. Ob sie nicht eine Erzfürstin sein möchte? war eines Tages, als sie mit dem Wedel die Ahnenbilder abstaubte, seine Frage.

„Das wär' mir nicht zuwider," antwortete sie, „da wollt' ich mir gleich einen schönen Erzfürsten nehmen." Dabei versetzte sie einem graubärtigen Ahnen mit dem Wedel eins ins Gesicht. — Und der hohe Herr verschob es klüglich, mit ihr zu sprechen. Eines Morgens war sie fort. Sie hätte heim müssen ins Elternhäuschen, um die Ziegen auf die Weide zu führen. Die Ziegen!

Mit finsterer Stirn trat der Fürst in die Werkstatt. Der alte Reimar war just daran, das Himmelbett zu streichen.

„Wieder braun und wieder braun!" rief der Fürst. „Muß denn alles dunkel sein? Das Bett will ich blau haben, himmelblau. Warum fragt Ihr mich nicht, wie ich's haben will, wenn Euch der gute Geschmack fehlt?

Oder traut Ihr dem meinen nicht? Mißtrauen! Ich glaube fast, man mißtraut mir. Das möchte ich erst sehen, nach wessen Willen es zu gehen hat in meinem Hause, in meinem Staate!"

Verblüfft schaute der Zimmermann drein, dann antwortete er: „Nach dem meinen nicht. Ich hab's auch nur aus Gefälligkeit gethan." Legte den Pinsel weg und packte sein Werkzeug zusammen. — An der einen Seite ist das Himmelbett braun gestrichen, an der anderen Seite lacht uns noch heute das nackte Holz an, erzählend vom beleidigten Handwerksmann, der dem Fürsten plötzlich die Arbeit aufgesagt hat. Und da soll noch einer behaupten, dieses Schreckenburg wäre kein moderner Staat!

Dem Erzfürsten that es heimlich weh, den Meister beleidigt zu haben, aber er holte ihn nicht zurück. Ein Fürstenwort ist nicht von heut' auf morgen. Doch ging er von dieser Zeit an häufiger auf die Jagd. Er ging über die Felder des Landmannes und schoß Haselhühner, er ging an den Fluß und fischte Forellen, er ging auf den Almweiden hin, wo die Rinderhirten und Ziegenhirtinnen sind, und schoß nichts. Da war es einmal am Wasser, daß der Fischerjunge Winard, der ihm die Lagel nachtrug, seine Schafpelzmütze abzog, die der Bursche auch im Sommer trug und jetzt zwischen den Händen knüllte, und daß er gar unterthänig zum Fürsten die Worte sprach: „Gnädigster Herr! Ich bitt schön', ich hätt' halt schon lang ein Anliegen!"

„Was ist's, mein Sohn, was fehlt dir?" munterte ihn der Fürst freundlich auf. Er war ja selber kein Freund von Förmlichkeiten, und es war wahrlich nicht das erste Mal, daß er seinen Unterthanen, wie er sie immer noch

zu nennen pflegte, unter Gottes freiem Himmel Audienz erteilte.

„Getrau' mir's halt frei nicht zu sagen. Es ist was recht Wichtiges . . ." So stotterte der Bursche.

„Du weißt, was in meiner Macht steht . . ."

„In — des gnädigen Herrn Macht thät's wohl stehen."

Jetzt blickte ihn der Fürst prüfend an. Er kannte den hübschen und klugen Jungen schon seit länger. Manchmal auch war er ihm schon zu keck gewesen. „Ist dir etwa deine Stelle nicht mehr gut genug? Ist dir der Sold zu gering?"

Der Bursche wurde tiefrot im Gesicht und murmelte kaum verständlich: „So bin ich nicht, daß ich Geldes wegen meinen Herrn auf der freien Weide anginge . . ."

„Dann ist's . . ." der Herr griff ihm ans Kinn und hob ihm das Haupt: „Schaue mich an, Knabe! Ist's die Liebe?"

Neigte der Junge heftig den Kopf: Ja, das wär's, die Liebe.

„Und dein Schatz will dich nicht? Ja, siehst du, das geht manchem so."

„Wollen thät' sie mich sonst schon," gestand der Bursche, „aber 's hat ihr wer was in den Kopf gesetzt. Sie kunnt eine bessere Partie machen, sagt sie."

„Ich will dir etwas sagen, Junge. Den Nebenbuhler mußt du ausstechen."

Halb abgewendet antwortete der Bursche: „Er ist halt viel stärker als ich. Zwar das nicht, stärker nicht — aber angesehener."

„Wohl ein Bauer?"

„Das nicht."

„Gar ein Bürger?"

„Wohl ein wenig mehr."

„Was tausend! Ein Gutsbesitzer?"

„Und noch etwas dazu, gnädigster Herr."

„Zum Rätselraten sind wir beide nicht beisammen, mein Junge!" sagte der Fürst etwas ernster.

„Ich glaub's auch gar nicht," versetzte der Bursche dreister. „Es geht nur so ein Gerede. Und die Leut' sind ganz wild darüber. Sie sagen, dafür thät' ein braves Bauernmadel zu gut sein. Aber die Weibsbilder setzen sich's gleich in den Kopf und glauben die größte Dummheit. — Der gnädigste Herr wollt' sie haben, sagen sie ...."

Das war jetzt für den Erzfürsten keine Kleinigkeit. In solcher Lage war er nie gewesen und von seinen Berufsgenossen auch kaum jemals einer. Darauf ist keine Hofetikette eingerichtet. In zorniger Erregung wählte er den kürzesten Weg und sprach sehr langsam und nachdrücklich: „Was sagst du? Diese Dreistigkeit geht doch über alle Begriffe! Ich rate dir ....!" Mit dem Finger wies er in die Ferne.

Jetzt ereignete es sich aber, daß der Bursche kerzengerade vor ihm stehen blieb, daß er mit den blonden Wimpern zuckte und trutzig das Wort sagte: „So ist es doch wahr ...."

Der Fürst ging mit raschen Schritten dahin, der Bursche eilte ihm nach, glühend und bebend vor Aufregung rief er gellend: „Nachher setzt's was, gnädiger Herr! Die Hedwig lass' ich nimmer, und wenn's meinen Kopf kostet."

Der Herr wandte sich noch einmal um und schaute sich das im Liebeswahnsinn brennende Menschenkind an.

„Wer mir das Mädel untreu macht,“ rief der Bursch, die Fäuste ballte er, mit den Zähnen scharrte er, „da setzt's was! Ich bin auch nicht allein. Ich hab' Kameraden!“

Warf die Fischlagel zu Boden und sprang durch das Strauchwerk davon.

— Erzfürst Othmar! Klang das nicht wie eine Kriegserklärung?

Noch an demselben Tage, als die unerhörte Drohung gefallen war unten am Wasser, beschied der Fürst den Forst-, Jagd- und Fischmeister Jonathan zu sich und sprach mit diesem seinem Agrikulturminister längere Zeit. Er befragte ihn über die allgemeine Aufführung des Fischerjungen Winard.

„Keine Klage,“ antwortete der Forstmeister. „Soweit brav, aber ein Hitzkopf. Vor etlichen Wochen drei Tage lang im Kotter gebrummt. Raufhändel, Liebesgeschichten.“

„Man nehme ihn zu den Soldaten.“

„Schwerer Ersatz, gnädiger Herr!“

„Man nehme ihn zu den Soldaten!“ sagte der Fürst.

Als der Forstmeister es dem Fischerjungen hinterbringen wollte, daß er durch allerhöchste Gnade in die Armee aufgenommen werde, war der Winard nicht mehr da. Die Vermutung lag nahe, daß er ins Ausland geflohen sei, denn er hatte ein Handbündel mitgenommen. Wenige Tage nachher brachte die Post dem Fürsten ein kunstvoll und doch unbehilflich gefaltetes Brieflein. Das war vom Fischerjungen, dem das Schreiben nicht arg von statten ging. Der ließ sich vernehmen wörtlich wie folgt:

„Eier gnaden, gnädigster First und durchlauchdicker Herr!

Mus woll tausendmal um verzeihin biten wegen

letztmal aber i kan nit anderst und vonwegen dem Mädel kunt i schlecht wern. Ich bit Ihnen, se kriegn bessere, lassens mir de, i bit Ihna kniefellig, sunst weis nit, was gschicht. Da thät ma wull all zamhalden, wann unsri Madln, die Bauern Madeln nit mehr sicher gangeten. Schreims mir nur' bar zeillen das i mich verlassen kann und mich wieder aufzeign kann und wil mein Dinst fleißi verichten. Gnedigster Herr unterdeniger Diner Winard Oberlimer."

Der Winard Oberlimer wartete nun auf das Antwortschreiben des Fürsten. Er wußte wohl, daß hohe Herren sich nicht so leicht herbeilassen, mit Arbeitsleuten Briefe zu wechseln, aber in einem so wichtigen Falle, dachte er, würde der gnädige Herr doch eine Ausnahme machen. Er wartete Tage und Tage, er konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen. Wo er wartete, das wissen wir nicht, denn er hatte vergessen, in dem Briefe seinen Aufenthaltsort anzugeben. Auch der seidenhaarigen Hedwig hatte er geschrieben und ihr bittere Vorwürfe gemacht darüber, weil sie, „die spottschlechte Person, sein glihend Hertz um eitel guld und ehr verkaufft" hätte. Die Hedwig wußte sein Versteck und antwortete ihm das Folgende:

„Mein Lebtag wär's mir nit eingefallen, das von wegen dem Fürsten, wie du meinst. Wenn ich dich auch einmal mit ihm gereizt hab. Aber dein Schimpf- und Spottbrief auf mich zeigt nit von deiner grossen Lieb und jetzt thu ichs. Nit wegen eitel Guld und Ehr, wie du schreibst, sondern weil mir ein guter freundlicher Mensch lieber ist, wie ein Zornnickel. Deine Wäsch hab ich dir aufs letztemal gewaschen und geflickt und kannst sie abholen lassen. Mit Achtung Hedwig Sommerauer."

Nun war Feuer auf dem Dache. Beim Straßenwirt an der Brücke kamen an Sonntagen die Burschen des Thales gern zusammen. Jetzt war der Winard unter ihnen und warb Streiter. Um das Gerücht wußte jeder schon, so brauchte er ihnen nur den Brief der Hedwig vorzulesen, als Beweis wie es stand.

„Kameraden!“ rief er, „verlaßt's mich jetzt nit! Ihr wisset, wie wir uns gern gehabt haben, dieses Madel und ich. Und jetzt soll sie verdorben werden? Heiraten! Der Herr so eine von niedrigem Stamm? Wer's glaubt, ich nit. Und was mir geschieht, kann jedem geschehen. Einer allein kann nichts machen, der wird eingekottert. Zusamm-halten! Verlaßt's mich nit, Kameraden!“

Etliche gaben zu bedenken, daß es eine gewagte Sache sei. Andere überstimmten sie: „Unterthanenpflicht und Treu haben wir allzeit gehalten. Und wenn uns der Fürst Othmar jetzt ruft: In den Krieg für euer Land, für euern Herrn! so wird nicht einer das Hundsfott sein und sich drücken. Aber wir leben nicht mehr in der alten Zeit, Gott sei Dank, wir haben die Freiheit! Wenn's um unsern Schatz geht, da halten wir zusammen, gegen wen der will! Wir verlassen dich nicht, Winard!“

Der Nachtwächter im Ofenwinkel war schon lange unruhig gewesen, jetzt stand er auf, rüttelte am Ofengeländer, daß es klirrte und rief: „In diesem Tone kann ich nicht weiter reden lassen. Zerstreut euch!“

Brüllendes Gelächter. Sie zerstreuten sich nicht, sie bestellten frischen Trunk. Nur einer ging fort, ein einziger, und das war der Nachtwächter. —

Sachte entfalteten sich trübe Aussichten im Staate Schreckenburg. Die Leute waren ernster, mürrischer. Die

Kirchen blieben leerer als sonst, die Wirtshäuser waren voll. Die Leute sangen nicht mehr ihre heiteren Lieder, sie steckten die Köpfe zusammen. Der Fürst bot den Heerbann auf. Nach wenigen Tagen teilte ihm der Kriegsminister, der in gewöhnlichen Zeitläuften das Grobschmiedgewerbe betrieb, mit bekümmerter Miene mit, daß im Reiche nicht alles so sei, wie es sein sollte.

„Ist dieser Winard Oberlimer eingezogen?" fragte der Fürst.

„Leider nein, gnädigster Herr. Der hat unten im Straßenwirtshaus an der Brücke ein förmliches Lager aufgeschlagen. Er hat Genossen. Sie haben den Verkehr mit den Nachbarsländern abgeschnitten, fangen die hereingehenden Waren ab, das Korn, den Wein. Unsere Holz- und Viehausfuhr ist gehemmt. Seit gestern ist auch die Post ausgeblieben."

Nun verlor der Fürst die Ruhe. „Sofort die Truppen zusammenziehen und die Wegelagerer aufheben." Nach etlichen raschen Schritten über die Dielen hin riß er den Kopf heftig empor und rief: „Die Rädelsführer standrechtlich erschießen!"

„Durchlauchtigster Herr," sagte der Kriegsminister. „Schon vor drei Tagen sind die Reichstruppen einberufen worden. Aber — es kommt niemand."

„Wie?" Der Fürst war starr vor Entsetzen.

„Das Mannsvolk scheint sich alles beim Straßenwirt versammelt zu haben."

„Verschwörung? Revolte?"

Um diese Zeit war es, daß der König eines großen Nachbarreiches von dem Hochgebirge herabkam. Er war nach einer Reise aus den südlichen Gegenden herauf-

gekommen, hatte eine Gemsenjagd gehalten, dann einen hochgelegenen Luftkurort besucht, um seine dort weilende Schwester, die Prinzessin Aglaia, abzuholen und nach Hause zu begleiten. Der König hatte „seinen lieben Vetter", Othmar III., benachrichtigen lassen, daß er in zwei Tagen durch Schreckenburg reisen werde. Da hieß es nun einmal, sich in den Hofstaat werfen! Die Reichstruhe wurde aufgemacht, und bald stand der Erzfürst da in seiner vollen angestammten Herrlichkeit. Die taffetnen Strümpfe hatten ein paar kleine Schabenschäden, hingegen prangten die Silberschnallen der Bundschuhe in untadelhaftem Glanze. Der seidene Rock hatte die Meinung grün zu sein, schillerte aber stellenweise mehr ins Gelbliche, als es bei einem charakterfesten Tuche unbedenklich ist. Die Lendenschärpe, die breite rotflammende Schleife über der Brust, die funkelnden Sterne und Kreuze schlichteten alles reichlich. Der goldene Kragen war allerdings etwas zu wulstig, um dem an Freiheit gewöhnten Herrn die Kopfbewegung uneingeschränkt zu gestatten. Auf dem stahlblinkenden Reichshelm prangte der dreiköpfige Adler und legte seine goldenen Flügel schwer zu beiden Seiten herab über die Ohren. Das Schwert war für Riesen geschmiedet worden und schleifte ziemlich widerspenstig um die Ecke, wenn der Fürst eine Bewegung nach rechts oder links zu machen hatte. Die Quaste des Griffes baumelte unten bei den Knien aufsichtslos herum. — Das Ganze war ziemlich überwältigend. Bettelhaft vor seinem königlichen Vetter zu stehen, das war des Fürsten Sorge nicht. Ganz etwas anderes trübte seinen Sinn. Bereits hatte er seine verfügbaren sechs Getreuen hinabgeschickt zum Straßenwirt mit dem Befehl, die Brücke freizugeben für allerhöchste Herrschaften, die an

diesem Nachmittage durchreisen würden. Die Antwort, die sie zurückbrachten, war dem Fürsten nicht vermeldbar. Sie war nicht hoffähig. Der Herr war außer sich. Das wäre doch eine Blamage, wenn der Erzfürst Othmar Seine Majestät mit einem Bürgerkriege begrüßen mußte! Sofort eine zweite Abordnung zum Brückenwirt: Was denn eigentlich der Herren Begehren sei! — Die Antwort, das wisse Seine Durchlaucht recht wohl. — In Wahrheit war es dem Fürsten nicht ganz klar. Da er wußte, daß der Fischerjunge Winard dabei eine Rolle spielte, so konnte er sich's nur halb und halb denken. Es mag ja unsinnig sein, das mit dem Mädel — so dachte er sich zu — es mag ja Dummheit eines besonders entwickelten Johannestriebs sein, gut, der Mensch bleibt immer ein Thor, und der Esel hat die Farbe des Alters. Allein sich einen politischen Zwang anthun lassen und am Ende gar um Verzeihung bitten, daß er ein hübsches Mädel gerne anschaue? So weit wird's wohl noch lange nicht gekommen sein. Zwar kracht die Welt! Kracht in allen Ecken und Enden! Es ist das Undenkbarste schon geschehen. Nicht jeder, der versammelt bei den Vätern ist, ging auf gewöhnlichem Wege heim. — Er besichtigte seinen Thron, der im Saale stand. Ein schlichter Lehnsessel, mit rotem Leder ausgepolstert, mit silbernen Nieten verziert. Das Holz war alt, aber kaum ein halbes Dutzend Wurmstichlein, die es aufwies. Die Ahnen waren darauf gesessen! Und nun sollte etwa der Fischerjunge? Die seinige auf dem Schoß? Denn für zwei nebeneinander hat der Sessel, genau besehen, nicht Raum. — Na, es wird sich ja noch schlichten lassen. Übermütige Bauernlümmel, nichts anderes. Ein gewöhnlicher Raufhandel um ein Weibsbild, ist's denn was Neues?

— Es wird sich alles thun. Nur die hohen Herrschaften dürfen nichts erfahren, denn die Geschichte ist zu dumm! Das Beste wird diesmal sein, was auch sonst sehr oft das Beste ist — aus der Not eine Tugend zu machen. Das Schloß ist zwar nicht darnach angethan, aber Gastfreundschaft ist stets eine deutsche Tugend gewesen.

Es naheten die königlichen Gäste. Eine Anzahl Staubwedel war thätig im Fürstenhause einen halben Tag lang. Die Beschließerin warf einen schwellenden Sack mit Eiderdunen ins noch unfertige Himmelbett. Etliche Schuljungen, vom Oberlehrer gewissenhaft ausgesucht, wurden in weiches buntes Pagengewand gesteckt. Bei dieser Auszeichnung kam's nicht darauf an, welche die Bravsten waren, sondern welche schlank und frisch dastanden. Sechs Mann martialisch mit Helm und Lanzen bewaffnet, umgaben die Häupter des Reiches, und mit solchem Hofstaate zog der Fürst den Reisenden entgegen. Er selbst ritt auf einem klobigen Rappen. Oberhalb des Ortes, am Eingange der Bergschlucht, begegneten sie sich. Zwei einzige Wägen kamen gerollt, im ersten saß der König und die Prinzessin. Der König sah mit seinem weißen Vollbart und im grauen Lodengewand aus wie ein Jäger. Die Prinzessin saß ebenso einfach da; sie hatte weder die Blüte der Jugend an sich, noch den Reif des Alters, ein Alpenrosenstrauß war ihr einziger Schmuck. Mit ruhiger Freundlichkeit reichte sie dem vorsichtig vom Rosse gestiegenen Fürsten die Hand, die er küßte Das umstehende Volk freute sich des Anblicks und war stolz auf die ritterliche Erscheinung seines Fürsten, den es noch nie in diesem unerhörten Glanz gesehen hatte. „Ja, unser gnädiger Herr!“ sagten sie, „da sieht man, wie armselig so ein König dasteht vor

einem Erzfürsten von Schreckenburg! Das ist ein prachtvoller Herr!“ Ein behendiger Alter schlug mit den Armen um sich und flüsterte in die Leute hinein: „Die unten an der Brucken! Wenn sie ihn jetzt so sehen könnten! Denen möcht' die Kurasch schon vergehen!“

Mittlerweile hatte der Fürst die Herrschaften willkommen heißen und sie eingeladen auf sein Schloß, zur Rast auf einige Tage.

„Freund, das geht nicht!“ antwortete Seine Majestät. „In zwei Tagen ist die Eröffnung unseres Reichstages, da müssen wir zu Hause sein.“

„Dann verhüte der Himmel Achsenbruch, Überschwemmung und Brückeneinsturz!“ sagte der Fürst.

„Hoffentlich!“ lächelte die Prinzessin, „wir haben ja das schönste Wetter.“

„Gewiß, Hoheit, gewiß! Sehr schönes Wetter. Es wird auch anhalten. Und doch ist soeben die Nachricht eingetroffen, daß unten an der Luserbrücke der Verkehr unterbrochen sei,“ sagte der Fürst beklommenen Atems und setzte gar ritterlich bei: „Ich bin im Augenblicke ja selber noch nicht genau unterrichtet. Sollte es sich aber bewahrheiten, dann wäre der einsame Herrscher auf Schreckenburgs Thron dem Zufalle außerordentlich verpflichtet!“ daß er ihm so liebe Gäste in den Schoß werfe — konnte dazugedacht werden.

Der König that die Bemerkung, daß er schon unterwegs Andeutungen vernommen hätte, als wäre an der Luserbrücke etwas nicht richtig. So als ob sich dort allerlei Gesindel zusammenrotte.

„Arbeiter werden es sein, Majestät, um die Passage freizumachen,“ fiel der Fürst ein.

„Jedenfalls werden wir des Herrn Vetters liebenswürdige Einladung annehmen," entschied die Prinzessin, „denn über eine schadhafte Brücke fahre ich nicht, niemals!"

Hierauf lenkten sie rechts ein, der Fürst ritt voraus, die Wägen fuhren langsam hinten drein und das Gefolge kam zu Fuße nach. —

Mittlerweile war ins Kriegslager beim Straßenwirt die richtige Begeisterung gekommen. Man hatte für den Krieg auch schon einen Namen. Mädeljäger-Krieg! Ging er doch gegen den Mädeljäger. Und jetzt erst kamen sie herfür von den Bergen und aus den Gräben, und wie das Feuer seinen Wind erzeugt, so schafft sich ein Aufstand rasch den nötigen Schwung. Früher hatte man nie viel davon gehört, und jetzt wußte jeder zu sagen vom gefährlichen Mädeljäger, von bedrohten Weibern und eroberten Schönen. Da reckten sich die Speere hoch in die Luft gleich Schwurfingern, daß die Stunde der Vergeltung gekommen sei! In äußerste Erregung geriet der Fischer Winard, denn jemand hatte erzählt, daß man in der Nacht den Zimmermann Reimar mit seiner Enkelin Hedwig begegnet habe — in heimlicher Eile durch den Wald, wahrscheinlich gegen das Schloß hin. Jetzt war's helle, der alte Kuppler führte sie dem Wüstling zu. Darum also die ganze Tischlerei im Fürstenhause! — Der Winard war totenblaß und brachte stockend kaum die Worte hervor: „Kameraden! Werden wir halt heut' bei der Nacht das Schloß stürmen."

Jeder Bursch, der ein Liebchen hatte, jeder Ehemann, der ein junges Weib besaß, fühlte sich eins mit dem Fischerjungen. Es war die große, gemeinsame Sache. —

Mit stillem Wohlgefallen blickte der König zum Fenster

des Fürstenschlosses hinaus, mit lautem Jubel die Prinzessin. War Seine Majestät gleichwohl schon ein wenig gelangweilt gewesen auf diesem gar so schlichten, stillen Landsitz, Ihrer Hoheit, seiner Frau Schwester, gefiel es gar wohl. Das war nicht Palast und nicht Hütte, das war ein trauliches Haus. Und der Fürst! Er war nicht Knabe und nicht Greis, er war ein stattlicher Mann von angenehmstem Wesen. Ihre Hoheit war in einer sehr getragenen Stimmung, es war nicht Lust und es war nicht Weh, es war so etwas ganz Besonderes. Und als nun zur abendlichen Stunde die Hunderte von Fackeln heranloderten über die Matten, lärmend, knallend und jauchzend, da waren die Hoheiten nachgerade sehr gerührt über die Ovation, die ihnen hier von der schlichten Landbevölkerung gebracht wurde. Der Fürst lud die Gäste zwar ein, rasch in das Hofzimmer zu kommen, wo das Abendmahl gedeckt sei. Es wäre besser, sich von den Fenstern zu entfernen, die guten Leute hätten in solchen Dingen kein Maß und Ziel, sie wären manchmal gar ein wenig zu unbefangen für ein Damenohr, er würde dann selber zu ihnen hinausgehen. Kaum er es gesagt hatte, war draußen ein schmetterndes Krachen, das geschlossene Einfahrtsthor sprang in Trümmer, eingerannt mit einem wuchtigen Baumstamm.

„Ein Überfall?“ rief der König verstört.

„Es ist ein Überfall!“ sagte der Fürst, „wenn's mich gilt, gut!“ Er eilte zur Thür. Die Prinzessin stürzte ihm nach, fiel ihm in den Arm und kreischte in höchster Angst: „Othmar! Bleibt! Verlaßt mich nicht!“

„Ein Weibsbild ist drinnen!“ schrie draußen vom Lindenbaum her eine Stimme.

„Sie ist drinnen!“ erscholl es im Menschenhaufen, der wie Wildwasser in den Hof flutete.

„Thun müßt's ihr nichts, ich bitt' euch!“ lautete der Befehl des Fischerjungen.

„Umbringen niemanden!“ schrie es von mehreren Seiten, „lebendiger ist der Vogel mehr wert als wie toter! Aber in den Käfig mit ihm! Fürs Hühnervolk ist ein einköpfiger Geier schon gefährlich, wie erst ein dreiköpfiger!“

Das Hausthor hielt dem ersten Ansturme stand. Da wurden schon Leitern herbeigeschleppt, um zu den Fenstern hineinzusteigen. Roter Rauch wirbelte von den brüllenden Lunten empor an die Wände und übers Dachwerk. Zwei Männer thaten einen großen Sack auseinander, um den Mädeljäger, wenn sie ihn gefangen hätten, hineinzustecken. Der Winard hatte aus dem Schuppen einen herrschaftlichen Kobelwagen hervorziehen lassen. Da hinein, wenn wir sie herunter haben! Mit zwei fürstlichen Rößlein will er die böse Hedwig in seine Hütte führen. Das Gejohle rings ums Schloß war so wüste, daß der alte Kammerdiener auf dem Söller vergeblich rief, wen's denn anginge? Den guten Fürsten oder die Majestäten, oder ihn selber? Wenn ihn selber, er trage sein altes Haupt willig herab.

„Feuer ins Dach!“ Dieser Ruf war lauter als das Jammern des Alten. Etliche Männer hieben mit Äxten den Brunnenständer um und rollten den Trog über, daß das Wasser, anstatt Feuer zu löschen, auf dem Sande dahin sickerte. Ein Doppelfenster flog auf, so heftig, daß es schrillte. Es war oben im Zimmer des Fürsten. Er selbst stand am Fenster, rot beleuchtet von dem Fackelschein. Er wollte sprechen, das wurde bemerkt und dumpfer ward

der Lärm. Der Fürst bog sich heraus, er hatte wieder seinen schwarzen Rock an. „Liebe Leute!“ rief er. Das Gewoge wollte sich nicht legen, die Speere schlugen klirrend aneinander.

„Mein vielgeliebtes Volk!“ rief er lauter, da wurde es still.

Der Fürst begann mit bewegter Stimme zu sprechen: „Ich bin erschüttert von der Kundgebung, ich bin hocherfreut von dem neuen Beweise euerer Liebe und Anhänglichkeit, mit der ihr mir ergeben seid. Es ist das größte Glück eines Fürsten, seine väterliche Huld vom Volke so gewürdigt zu sehen. Treu' um Treue! Und sinniger hättet ihr diese großartige Huldigung nicht anbringen können, als heute, an diesem Abende, an dem ich nebst dem Fürstenglücke auch das menschliche Herzensglück gefunden habe. Und schöner glaube ich diesen Beweis euerer Liebe nicht ehren zu können, als wenn ich euch jetzt euere künftige Herrscherin vorstelle . . . .“

„Hört ihr's?“ unterbrachen sie ihn.

Der Fürst wendete sich zur Seite, da stand neben ihm ein Weib.

„Die Hedwig?“

„Ist sie's?“

„Nicht ist sie's. Eine andere, eine Fremde! Seht doch!“

Der Fürst erhob seine Stimme hoch und rief: „Das ist meine Braut, Ihre Hoheit, die Prinzessin Aglaia von Bramburg!“ —

Kein Schuß ist gefallen, kein Tropfen Blut vergossen worden in diesem Bürgerkriege. Das Volk hatte sich verloren in die Wirtshäuser des Reiches. Hatten die Leute zuerst gleichwohl nicht gewußt, wie ihnen geschah, so schlug der finstere Trotz doch bald in helle Freudigkeit um. Sie hatten ja einen so schlauen Herrn und eine so königliche

Herrin, bei der, wenn die Blütezeit auch schon vorüber, doch noch immer nicht Matthäi am letzten war! Wer soll da nicht als warmer Patriot eins trinken über den Durst? — Als der nächste Morgen tagte, gab es um das Schloß nur zertretenen Rasen mit schwarzen Fackelabfällen und manchen Balkensplitter. Darüber hin schritt munter das bräutliche Paar.

„Das ist schnell gegangen, du mein Herz!“ lispelte der Fürst und legte die zarte Hand der Braut zwischen die seinen. „Gestern um diese Morgenstunde haben wir einander noch nicht persönlich gekannt — und heute —!“

„O, mein Lieber, ich habe dich immer gekannt!“ rief sie hochbeseelt, „ich habe deiner immer gedacht, mein Herz hat dich immer gesehen, da ich längst noch nicht wußte, ob es einen Fürsten Othmar giebt. Ich wäre achtzig Jahre alt geworden, ohne einen anderen Mann zu sehen als dich. Und du?“

Da er nicht ganz befriedigende Antwort wußte, so entgegnete er bloß: „Meine Empfindung läßt sich gar nicht schildern.“ —

Ungut war es dem Fischerjungen Winard. Daß er seine Hedwig nicht mit fürstlichen Rössern in sein Haus führen konnte, das wurmte ihn kläglich. Und doch war er froh, sie im Schlosse nicht gefunden zu haben. Wo aber war sie denn? Zu Hause bei ihrer Mutter nicht, davon hatte er sich noch in derselben Nacht überzeugt. Einem Almhirten begegnete er, der wußte zu sagen, daß er hinten im Hochgebirge dem krummen Zimmermann mit einem jungen Frauenzimmer begegnet wäre. Gegen das Welsche hinüber hätten sie die Richtung genommen. — So sauber! Jetzt konnte der Fischerjunge auch dem Welschland den Krieg erklären.

Übrigens kam dieser neue Feldzug dem Burschen nicht ungelegen, daheim drohte ihm ja ein Hochverrathsprozeß und drüben am Waldrande stand aus alten Zeiten her noch immer so etwas, wie ein aufrecht ragender Holzblock mit einem Querbalken. Allein mit leeren Taschen reist ein Schreckenburger nicht ins Ausland. Die halbe Arche Noahs plünderte er und machte sich damit auf den Weg gen Welschland. Am ersten Abend sprach er unterwegs in einer Sennhütte zu. Anfangs unterhielt er die Sennin mit einem behendigen Eichkätzchen, das an der Angelschnur hängend munter über Winards Achseln und Haupt spazieren sprang und sich dann wieder neckisch in den Rocksack versteckte. Dieses possierlichen Anblickes wegen tischte die Sennin eine Schüssel Milch auf. Dann langte der Bursch aus der Hosentasche ein kleines Schildkrötlein hervor und ließ es über den Tisch krauchen. Die Sennin war voll Entsetzen über das Tier, welches sein dreieckiges Köpflein immer weiter vorstreckte gegen sie hin; aber aus Achtung für den jungen Fremdling, der solche Ungeheuer mit sich führte, buk sie ihm auch noch einen Eierkuchen. Nachdem dieser mit Wohlbehagen verzehrt worden war, gestand er der Sennin, noch etwas bei sich zu haben. Er griff in den zweiten Hosensack und zog ein feines Garnnetz hervor, in welchem sich eine graue Schlange ringelte. „Darf ich sie auslassen?“ fragte der Winard, sie kreischte vor Grausen, da sagte er: „Ach, das Tierlein thut ja nichts, es ist bloß eine junge Viper.“ Die Sennin hatte sich ihr Lebtag mehr mit Kühen und Schweinen abgegeben, als mit Blindschleichen, und so glaubte sie es ihm getreulich und brachte dem tapferen Tierbändiger zum Nachtisch noch Weißbrot und ein Töpflein mit goldigem Honig.

Erst am nächsten Morgen fragte er, ob sie nicht einen alten krummen Mann mit einem jungen Mädel hätte des Weges gehen sehen. Ja, so ein Paar wäre vor etlichen Tagen vorbeigezogen gegen das mittägige Land hin.

Während der Nacht hatte das Eichkätzchen die Schlange totgebissen. So warf der Bursche auch die Schildkröte ins Heu, und leichten Mutes zog er weiter gen Welschland. Am zweiten Tage sprach er in einer Kohlenbrennerhütte zu, fing dort Fische aus dem Bach und ließ sie von der Köhlerin braten. Dann lud er das schwarzäugige Weib artig zum Schmause ein. Am nächsten Tage wußte die Köhlerin ihm zu berichten, der krumme Alte mit dem jungen Mädel sei erst gestern gesehen worden und sitze unten in der Ölmühle. Die Ölmühle stand am Flüßlein Esonto, und dort fand er den krummen Alten und das junge Mädel. Nur war es nicht der Zimmermann Reimar und seine Enkelin Hedwig, sondern ein welscher Scheerenschleifer mit seinem Kinde.

Der Winard gehörte zu jenen Trotzköpfen, die nie einen ihrer Irrtümer eingestehen und nie umkehren wollen. Diesmal aber war die Überzeugung, daß er auf dem Irrwege ging, zu schlagend; doch zur Umkehr konnte er sich noch immer nicht entschließen; er ging eine Weile, das Gesicht noch gen Welschland wendend, rückwärts wie ein Krebs, bis er über einen Maulbeerstrunk stolpernd auf den Rücken fiel. Ein paar Tage später war er doch wieder im Gebirge, und da hörte er plötzlich von einem Hirten das Wort ausrufen: „Hau, da ist er ja wieder, der Mädeljäger!"

Der Mädeljäger! War das nicht der Fürst? War nicht der Fürst so genannt worden? Wahrhaftig — dachte sich der Bursche — das stimmt auch bei mir! Bei

mir vielleicht ganz besonders, wie ich ihr nachjage seit einer Woche! Ihr und so weiter. — Jetzt fing er sachte an, sich zu schämen. Wieder den Weg hatte er verloren in der Waldwildnis, mißmutig bei einer Pechbrennerklause kehrte er zu, einen Löffel warmer Suppe erbittend. In der Klause saß der alte Reimar und zimmerte an einer Wiege. Diese Wiege, so klein sie war, brachte den Winard schier aus der Fassung. „Wo ist die Hedwig?“ schnob er.

Der Alte ließ seine Hand mit dem Schnitzger auf dem Knie ruhen und antwortete: „Winard, das sag' ich dir nicht. Ihr habt gerauft um sie, so sollt ihr's keiner kriegen. Ich hab' das Mädel gut versteckt, du findest es nicht. Der gnädige Herr auch nicht.“

„Der hat schon eine andere. Der heiratet eine alte Prinzessin. Und ich muß die Hedwig haben!“

„Mußt sie haben? Na, dann ist's was anderes. — Mädel!“ rief er durchs Fensterlein in den Wald hinaus. Sie war gerade bei den Pechersleuten unter dem Baume. Blieb aber nicht kleben an dem Baumstamm, der von Holz war, sprang dem Burschen an den Hals, der von Fleisch und Blut war.

Jetzt ist die Geschichte aus. — Wie? Die Wiege geht euch noch im Kopfe um? Fürs Pecherpaar hat er sie gezimmert. — Aber sollen sie denn hocken bleiben beim Pecherpaar in der Waldhütte? Am Tage, als Erzfürst Othmar der Gütige mit seiner geliebten Braut Hochzeit hielt, erging eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher. Es war nur einer vorhanden, und so wurde der Fischerjunge Winard jubelnd begrüßt, als er mit seiner Hedwig zurückkehrte ins heimatliche Fürstentum.



Das Bußjoch.

Wir waren gerade vom Standesamt gekommen. Mein Freund, der Volksschullehrer Hausmaning, hatte sich verlobt und die eine Ecke des Heiratskontraktes guckte munter aus der Brusttasche hervor. Fabelhaftes Glück! Die Braut war eine stattliche, reiche Bauerntochter und das that insonderheit einem armen Schulmeister wohl, der schon in Gefahr gewesen, sein Leben an eine arme Putzmacherin zu verthun. Das arme Dirndel war zwar nicht übel gewesen, aber ihr fehlte die Tugend, die heutzutage allein selig macht, das Geld. Die Riedelgartner Tochter war sehr — tugendhaft. Doch als wir — ich war als Zeuge mit dabei — jetzt im Wirtshause bei einem kleinen Festmahl saßen, gab es schon Verdruß. Die Braut schob ihren Teller von sich und weinte. Die Mutter der Braut tranchierte heftig an dem Schweinsbraten herum und plötzlich rief sie grell aus: „Ich bedank mich! Wenn's so bettelhaft hergeht, mag ich gar nicht dabei sein!" Der Riedelgartner als Brautvater trank auf einem großen Zuge den Maßkrug leer, setzte ihn auf den Tisch hin und sprach unter heiserem Lachen: „Mir kann's recht sein. Bleibt das Geld im Sack."

Der Bräutigam hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, keine große Hochzeit, wie sie in der Bauernschaft

Brauch und Sitte ist, zu halten, sondern im Kreise der nächsten Verwandten ein kleineres, aber feines Mahl ohne viel Ceremonien zu begehen. Ich weiß es nicht sicher, ob mein Freund aus Bescheidenheit auf ein großes Hochzeitsfest verzichtete, es kann auch sein, daß er vor seinen städtischen Verwandten nicht gerne mit der ausgedehnten und sehr mannigfaltigen bäuerlichen Sippe prunken mochte.

Als nach den obigen Ausrufen ein unheimliches Schweigen eingetreten war, wobei nur die Messer und Gabeln klapperten, hätte mein junger Schullehrer sehr bequem Zeit gehabt, seinen ausgesprochenen Wunsch zu widerrufen; er that's aber nicht, sondern zog es vor, sich durch Speise und Trank für künftige Ereignisse zu stärken.

Auch die dicke Riedelgartnerin, die Brautmutter, hatte sich beruhigt, begann aber von ihrer eigenen Hochzeit zu erzählen, wie das noch eine andere Zeit war, vor sechsunddreißig Jahren. „Nicht weniger als hundertundfünfzig Hochzeitsgäste, sechs Musikanten, zwölf Pfund Pulver! Fünf Paar Kranzeldirnen und Junggesellen. Drei Mahlzeiten zu sieben Gängen! Bettelhaft war's nicht zugegangen dazumal! Wo die armen Dinger (sie meinte die Brautleute) eh nur einen einzigen Ehrentag haben, ihr Lebtag!"

Die Braut verdeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und brüllte laut auf vor Schmerz, darüber, daß ihr der schönste Lebenstag sollte verdorben werden. Wo sie den feinen Herrn Lehrer als ihren Mann hätte aufführen können den neidischen Jugendgesellinnen, unter Pfeifen und Geigen! Wo unter Pulverknall die Hochzeitsreden wären gehalten worden an die ehrsame, engelsschöne Jungfer Braut! Wozu ein Mädel nur heiratet, wenn all die guten alten Bräuche und Ehren und Hochzeitsgaben ab-

kommen? Am besten, wahrhaftig, wenn man schon gestorben wäre! Meiner Seel', das Begrabenwerden macht schon bald mehr Aufsehen und Lustbarkeit als das Heiraten...

Der Bräutigam suchte zu beruhigen, und obwohl ich ihm ein ums andermal unter dem Tisch auf die Zehen trat, doch um Gottes willen nicht gleich das erste Mal nachzugeben, begann er sachte einzulenken. Hielt er es nicht für die Aufgabe eines heiratenden jungen Mannes, sein Weib glücklich zu machen? Und wenn die Seine schon einmal so ist, daß sie weniger des Bräutigams, als einer schönen Hochzeit wegen heiratet, nun so darf man ihrem Glücke nicht im Wege sein, besonders wenn sie so tugendhaft ist, wie die Luzia mit ihrem Heiratsgut von sechstausend Gulden! Der Schullehrer wollte also schon — — horch auf!

Aus dem Hofe herauf, zum Fenster herein kam ein weicher Klang. Da unten stand eine merkwürdige Gestalt und blies auf der Flöte eine gar wehmütige Melodie.

„Das ist der alte Joch-Jackel!“ rief ich aus.

„Geh, plausch nit!“ sagte die Brautmutter, „der Joch-Jackel wird's sein! Der schon seit Jahr und Tag im Grab liegt!“

„So schauet doch hinab! Er ist es. Mit seiner Kutte, mit seinem Halsjoch — der Joch-Jackel, kein anderer!“

Ein Mensch, der aus dem Grabe aufsteht, um dem verlobten Paare ein Ständchen zu bringen! — Da hob sich denn auch der Bräutigam von seinem Sitze. Der war noch nicht lange im Orte und wußte nichts von dem Joch-Jackel.

„Das ist ein Sonderling,“ belehrte ich ihn kurz.

„Das Betteln ist ihm zu lumpig, da geht er als lustiger Spielmann um, pfeift vor den Hausthüren seinen Hunger aus und wer sich mit ihm einläßt, dem weiß er allerhand Mähren und Schalkereien zu sagen; das trägt etwas für den Durst, denn Spielleute, du weißt es ja .... Bei Hochzeiten stellt er sich besonders gern ein und je reicher und angesehener das Brautpaar ist, desto trauriger ist sein Blasen. Bei armen Leuten weiß er lustige Stücklein. — Vor Zeiten ist der Jackel selbst ein reicher Bauer gewesen. Jedoch unglücklich verheiratet. Den Sack voll Thaler, aber die Wangen voll Kratzer, anders hat man ihn nicht herumgehen sehen. Und am großen Hofe kein Mitrecht als die Sorgen. Im Steuerbüchel der erste, im Hause der letzte. Zeitweise soll er im Hundskobel genächtigt haben, weil seine Eheliebste vor ihm das Hausthor verriegelt hatte. Sie war älter als er und darauf hatte er die Rechnung gestellt, als er sein Jungdirndel verließ und den großen Bauernhof heiratete. Nach vielen Jahren endlich konnte er sie auf den Kirchhof tragen lassen, aber nun war auch er alt, unbegehrt und zu nichts mehr nutz, als den verkommenen Hof an die Gläubiger abzutreten und sich auf lustige Spielmannschaft zu verlegen. Auf der traurigen Flöte blies er manchmal die übermütigsten Walzer und Juchezer. Das kann kein anderer, das kann nur der Jackel. Er lebte auf; sein Lebtag, sagte er gern, sei es ihm nicht so gut ergangen denn jetzt als Musikanten vor den Thüren der schönen Bäuerinnen. In einem talarartigen Rock ging er umher; das that er, um in Demut den inneren Menschen zu verbergen. Der Zustand seines Beinkleides und Hemdes war ihm allein bekannt. Am Halse trug er ein Holzjoch. Das war ein

Gelöbnis. Als dazumal sein Weib auf dem Tode krank lag, hatte er das Gelübde gethan, wenn's einen guten Ausgang nähme, sein Lebtag lang zu Buß und Dank ein Holzjoch zu tragen um den Hals. So ward er der Joch-Jackel genannt. Er bettelte mit der Flöte in der Gegend herum, und flötete manchmal auch hinüber in die Nachbarthäler. Bisweilen vergingen Wochen und Monate, ohne daß der wunderliche Alte gesehen wurde, es war auch blutwenig Nachfrage nach ihm — und endlich hieß es, er sei gestorben.

Mein Schulmeister nahm an dieser flüchtigen Erzählung wärmeren Anteil, als es sich für einen Bräutigam schickt, für den es im Himmel und auf Erden nichts giebt und geben darf, als die Eine, die Schönste, die Liebste, die Beste, die Braut. Er winkte gleich am Fenster, der Alte möge herauf kommen. Als der Spielmann zur Thür hereinhuschte, drehte sich das Joch, mit dem er an den Thürpfosten stieß, wie eine Spule. Das Ding war aus vier armlangen Holzbalken zusammengenagelt, so daß es einen spießigen Kranz bildete um den runzligen Hals. Lautlos haftete er gegen den Tisch her; seine Füße, soweit man sie unter der verschwiegenen Kutte sah, waren in Lappen aus Pferdekotzen gewickelt. „Gelt!" rief er mit seinem hellen dünnen Stimmlein dem Bräutigam zu. „Gelt! eine solche Halskrause hast du noch nicht oft gesehen? Ist aber lange nicht das härteste Joch. Die aus Fleisch und Blut, sollt man meinen, wären leichter und weicher. Wer's glaubt! Ich nit."

„Ich will dir für den Winter ein Paar Schuhe geben, Jackel," sagte der Brautvater.

„Vergelt's Gott, Riedelgartner, du Braver, du Groß-

mächtiger! Hast ihrer keine, die so lind und warm wären, wie die da." Dann zog er feierlich seinen breiten Schlapphut vom weißen Köpflein, setzte sich fast flink an den Tisch, faßte den erstbesten Krug am Henkel, schob sich das Joch zurück und trank.

„Aber Jackel!" rief ihn die Großbäuerin an, „jetzt haben wir alleweil gemeint, du wärest schon gestorben!"

„War's auch, war's auch," antwortete der Alte und hielt ihr den leeren Krug unter die Augen. „Da drin ist's finster."

Der Bräutigam goß das Gefäß wieder voll und nach dem zweiten Trunk wurde es auf dem fahlen, kaum faustgroßen Runzelgesichtlein des Spielmanns ganz feierlich, wie es sich schickt für einen, der aus der Ewigkeit zurückkommt zu den Menschenkindern.

„Was ist denn mit dir?" fragte die Bäuerin.

„Neugieriges Weibsbild!" brummte der Alte, dann trank er noch einmal, schob das Joch um, daß es tanzte auf den Schultern. „Wie ich gestorben bin, willst du wissen? Soweit christlich. Nachher haben sie mich auf die lange Bank gelegt. Kennst sie, die lange Bank? Gut liegen ist's drauf. Die Leut zünden das Licht an, stellen das Weihwasserschüsserl mit dem Sprengzweigl dazu und suchen meine Hosensäckeln aus. Teuxl! denk' ich mir, das scheint ernst zu sein — bist gestorben. Der Totengräber macht schon das Loch auf in die andere Welt hinüber, — neben meiner Alten ihrem Grab. Da hat's mich einmal geschaudert."

„Aber Jackel!" unterbrach ihn jetzt die Braut, „so trink und nachher d'erzähl lieber was Lustiges. Trauriges

hat eins eh genug auf der Welt!“ Der Stich galt dem Schulmeister mit seiner Hochzeit ohne Musik.

„Laß nur Zeit, Jungferbraut,“ schmunzelte der Alte, „es kommt schon auch lustiger.“

„Spann dich doch einmal aus, Jackel,“ sagte ich und wollte ihm sein Joch über den Kopf ziehen. Er hielt es mit beiden Händen fest: „Das ist mein Schutz und Schirm. — Wie viel Krügeln hab ich schon getrunken, Leut?“ fragte er plötzlich.

„Nur zu, Jackel, ist dir wolvergunnt.“

„Das Erste? No, dann hat's keine Not. Erst beim Dritten lüg ich die Leut' an.“

Ein echter Spielmannszug aus dem Kruge und dann fuhr er fort: „Meiner Seel, jetzt hätt ich bald auf meine Seel vergessen. Die hat schon geglaubt, sie ist ein Engel und fliegt durch das schwarze Loch hinaus gegen Himmel zu. — Oho, Jackel! schreit einer und steht ein fuchsteufelswilder Kerl da. Mit dem Himmel wär's nichts. Ich sollt nur ein Bissel nachdenken. In alten Zeiten! Jungerheit! Ob mir kein feines Dirndl thät einfallen, ein Dirndl mit krausem Haar, zu der gern ein junger kecker Bursch gekommen ist in den Samstagsnächten. Und ihr das Heiraten versprochen. — Herr Jesses! denk ich, das ist die Nähterin. Die gute liebe Gundel, die ich nachher verlassen hab, weil sie blutarm ist gewesen. Dieweil ich mit meiner reichen Braut bei der Hochzeit hab gejuchezt und getanzt, ist sie in der kalten Nacht draußen beim Lindenbaum gelehnt und hat geweint. Und ist bald darauf sterben gegangen. Herrgott, wenn das noch auf der Tafel steht, wird's freilich nichts sein mit dem Himmel. Jetzt denkt euch, Leut, ist mir mit einem Mal weniger um den

Himmel gewest, als um das Dirndl. Und hat's schreckbar heiß in mir gerufen: Du armes Dirndel, du liebstes Dirndl! Wenn ich nur bei ihr kunnt sein! — Soll ich dich führen zu ihr? fragt der Schattenmann, 's ist halt eine unangenehme Ortschaft wo sie wohnt. — Ist alles eins, sag ich, führ mich zu ihr. Sie ist in der Höll, sagt er. — Hol's der Teufel, sag ich, mit deinem langweiligen Herumreden, zum Dirndl, führ mich! — Nachher sind wir abgefahren. Durch eine dunkle Felsenschlucht hinab, in der Tiefe hat man bald den Feuerschein gesehen. Und wie wir ganz hineinkommen, — na, gute Nacht! Ein Feuerofen, so groß, daß man den Untersberg hätt hineinstellen können. Ist aber schon ein anderer Berg drin gewesen, ein lebendiger, mit hunderttausend zuckenden Händen und Füßen, Rümpfen und Köpfen, die kläglich gewinzelt haben vor lauter Feuersbrand. — Das ist die erste Höll, sagt mein finsterer Mann zu mir, da kochen und braten lauter junge Liebesleut, die einander verführt haben und nachher untreu geworden sind. — Das Dirndl kann nit da sein! schrei ich auf, untreu ist sie mir nit geworden. Ich bin ihr untreu geworden. — Sie ist auch nicht da, sagt er, und du mußt tiefer hinab. — Nachher sind wir in die zweite Höll gekommen: da ist's mauerfinster und schon von weitem hört man ein Geklapper, als ob tausend Mühlen thäten gehen. — Was ist denn das? frage ich und überkommt mich ein Schüttelfrost wie beim Nervenfieber. — Das ist das Zähneklappern der Eheleut, die aus Habsucht und Eitelkeit geheiratet haben, sich spinnefeind geworden sind, sich gepeiniget haben bis aufs Blut und doch nicht auseinander gegangen sind. In dieser kalten Finsternis müssen sie ewig heulen und

zähneklappern und sich zerfleischen. —. So heiß die Liebesleuthöll ist gewest, so kalt ist die Eheleuthöll. Das Herzblut hat mir gestockt und unbeschreiblich angst ist mir geworden, als sollt jeden Augenblick die eiskalte Hand meiner Alten auf mich hergreifen und mich hineinzerren in die Finsternis zu dem ewigen Klappern. — Von Rechtswegen wärst du hier zuständig, sagt mein Führer, doch wenn du deinen Schatz sehen willst, so mußt du noch tiefer. — Aber mein Gott! ruf ich aus, noch tiefer? Was hat denn das arme Mädel angestellt, daß es in die unterste Hölle ist verstoßen worden? — Darauf sagt mein Schattenmann: O, Mensch! Freilich ist's die größte aller Höllenpeinen, die ein betrogenes Kind muß leiden, wenn der Liebste ihr ist unhold geworden mit einer andern!"

„Trink, Jackel," unterbrach der Großbauer fast gerührt und weichmütig den Erzähler. „Trink, Jackel! du bist ja ganz aufgeschreckt! Thu dich laben."

Der Alte hielt zwei Enden der Jochbalken in seinen dürren braunen Händen, als wollte er sich daran festklammern, und sagte ganz heiser: „Narr, jetzt lust's mich nach keinem Trinken. — Jetzt kommen wir hinab in die dritte Höll. Da ist in dem Felsen ein enges Pförtlein und mein Führer pocht mit seiner Knochenhand. Hör ich drinnen eine liebe Stimm: Bist du's, Jakob? Geht das Thürlein auf und sitzt sie drin gar heimlich im sonnenlichten Stübel beim Nähtisch, und sind zwei schneeweiße Betten mit rosenroten Kissen. Die Gundel! Mit ihrem guten Gesichtel schaut sie mir entgegen und sagt in stiller Freude: Endlich bist da. Ich hab's ja gewußt, daß du meiner nicht wirst vergessen, daß du mich wirst suchen durch Graus und Pein, nud daß du wirst kommen. Ich hab's ja gewußt und auf

dich gewartet. Schau, mein lieber Knab, ich hab derweil das Hochzeitskleid genäht, hab' alles bereitet, wenn du kommst, daß es dir gut soll sein, bei mir. So komm, mein lieber Mann, komm doch herein! — Und jetzt, wie ich auf die süße Red hinein will in das trautsame Stübel zu ihr, da geht's nit. Am engen Pförtlein spießt sich mein Halsjoch und ich — Mein Gott, mein Gott, ich kann nit zu ihr . . . ."

Und wie der Alte das erzählt, da gröhlt er auf und rüttelt an seinen Jochbalken, als wollte er sie sich vom Halse reißen. Dann ward er ruhig und schluchzte still vor sich hin und plötzlich rief er wieder aus: „'s ist der Liebsten Kämmerlein, und ich kann nit zu ihr!"

Jetzt hob der Bräutigam ihm den Krug entgegen: „Stärkt euch, armer Mann, und dann erzählt mir endlich auch etwas Anderes. Ihr sollt ja so viel wissen."

In den alten grauen Augen noch die Tropfen, so lachte er nun hell auf, mir ging es hart ins Herz, dieses Lachen. Aber er wurde fast heiter, that einen herzhaften Zug, und noch einen, hob den feuchten Krug in die Luft und mit schalkhaftem Augenzwinkern fragte er: „Ist's der Dritte? Wenn's der Dritte ist, nachher kommt der Himmel. Na also. — Gesehen hast sie, sagt der Schattenmann und jetzt vorwärts! — Ihr heiligen vierzehn Nothelfer! muß ich noch tiefer hinab? — Laß gut sein, sagt er, es geht bergwärts. Wirst dich wundern, sagt er, daß dir das Loch noch offen ist hinaus aus der Höll, verdient hättest es zwar nit. Aber dein Bußjoch! — Ihr Leut, das Jöchel da hat mich gerettet! — Darauf hat er mich allein gelassen und ich bin auf den Himmelssteig. Leicht ist er nit zu finden, im Wolkennebel, der Weg. Immer einmal

bin ich seitlinks gekommen, auf der breiten Straßen thalab. Da nit, denk ich bei mir selber, das ging wieder gefehlt, mußt dich mehr rechterhand halten. So bin ich endlich oben und steh vor der Himmelsthür. Der heilige Sankt Petrus kennt mich gut, noch von meiner Apostelwallfahrt her, wo ich ihm eine Pfundkerze geopfert hab. — Bist da, Jakob? sagt er, ist schon alles hergerichtet, für dich, drin im Himmel, du hast ihn wohl verdient, bei meiner Seel. Aber rasieren mußt du dich lassen vorher, sonst möchten sich die Englein sauber derschrecken. — Leut, und jetzt hab' ich keinen Kreuzer Geld bei mir, ein einziger Hosenknopf von Messing ist vorhanden, vom Reithansel als Almosen, den ich in der dunklen Lauben für einen Groschen hab gegeltst. — Du hast dein Vergeltsgott dafür gegeben, sagt der Petrus, so wird er ihn auch wert sein, ich will dich rasieren. Thu jetzt nur einmal dein Holzjöchel vom Hals und setz dich auf den Schemmel. — Wohl, wohl, richtig wahr auch — beim dritten Krug! Und nachher wie er mich mit Seifen einreibt und an seinem ledernen Hosenträger das Messer wetzt, thuen wir ein bissel tratschen allzwei, der Sankt Peter und ich. — Sakerment, sag ich, mich gefreut's, daß ich in den Himmel komm! — Ich glaub's, sagt er, wirst Bekannte finden drin. — Bei meinem Nachbar, beim Bastian, der kürzlich gestorben ist, möcht ich sitzen, sag ich, sind in der Kirche auch nebeneinander gesessen. Aber gebetet hat er fleißiger wie ich; mir sind alleweil die weltlichen Gedanken gekommen. Ich wäre halt zu wenig fromm, hat der Bastian oft gemeint, so fleißig wie er sollt ich beten; nicht aufs Weltliche denken, nur aufs Himmlische, sagt er, der Bastian; so fromm wie er sollt ich sein, sonst wär's nix. Der wird gewiß einen

gar vornehmen Platz haben im Himmel! — Sagt der Petrus: Der Bastian ist gar nit drinnen. Dieweil er in der Kirche ist gesessen und nicht aufs Weltliche hat gedacht, haben bei ihm zu Haus seine Knechte die Töchter verführt. Auf seinem Himmelsstuhl sitzt der alte Hausierer Mausel, den die Leut überall aus dem Haus gestoßen haben und der im Straßengraben hat sterben müssen. — So so, sag ich, der alte Mausel ist im Himmel. Aber wenn der Hausierer schon einen so guten Platz hat, was wird erst der Kraulerknaff, der reiche Großbauer, der alle Jahre hundert Gulden an die Armen hat verschenkt, was wird erst der für einen Palast haben! — Sagt der Petrus: Der Kraulerknaff? Der ist gar nit drinnen. Dieweil er hundert Gulden hat Almosen gegeben, hat er um tausend Gulden Leut betrogen. Auf seinem Stuhl sitzt ein Weibsbild, eine gar gute Bekannte von dir. — Bin ich gleich ein wenig erschrocken. — Du, sagt der Petrus, wenn du nit still halten willst, so werden wir Malheur haben! Bei einem Haar hätt ich dir das Ohrwaschel weggeschnitten! — Will doch lieber mein Joch wieder umnehmen, sag ich und greif darnach. — Geh, laß es sein, sagt der Petrus, das Ding brauchst jetzt nimmer, hat dich eh' schon ganz wund gerieben auf den Achseln. — Du redest da von einer guten Bekannten? sag ich und will mir der Atem stehen bleiben vor lauter Angst. — Sagt er: Sei getrost, Jakob, es ist alles gut, eure Sessel stehen da drinnen im Himmel, nah' bei einander hinter dem Backtrog beim Ofen. So, der Bart ist weg, jetzt bist wieder sauber, jetzt geh hinein zu deinem lieben Eheweib. — Lang kann ich mich nit derfangen vor Schrecken. Endlich sag ich: Petrus, du sprichst von einem Eheweib. Du wirst mich verkennen, ich

hab da heroben kein Eheweib! — Du bist ja der Joch-Jackel, sagt er, der einmal Großbauer ist gewesen. Du hast wohl eins heroben, ein besseres Hälftl. — Macht dabei ein so pfiffiges Gesicht, daß ich schon hätt mögen aus der Haut fahren, wenn ich in einer dringesteckt wär. Ich derfang mich und sag ganz ruhig: Ein Irrtum oder derlogen. — Jetzt wird er scharf und sagt, ich sollt mich hüten! — Aber mein Gott, schrei ich auf, die Alte? Die alte Raffel mit den gespitzten Fingernägeln? Nit möglich, daß die im Himmel ist! — Ja, mein Lieber! sagt der Thorwartl, sie selber möcht es schwerlich dermacht haben. Aber deine guten Werke, die du für dein verstorbenes Weib verrichtet hast! daß du's nur weißt, Jakob, dein Bußjoch hat sie erlöst. — Wie? Was! begehr ich auf, mein Bußjoch? Das Holzjoch da, das ich getragen hab viel Jahr und Tag in aller Demut und Geduld? Aber um Gotteswillen, das ist ja ganz anders vermeint gewest. Wie sie auf den Tod krank ist gelegen, da hab ich mir's angelobt: Mein Lebtag lang ein Halsjoch will ich tragen, wenn es gut ausgeht. Gut ausgegangen ist's, und am selbigen Tag, wie wir sie in die Erden haben hinabgethan, und das Loch zu und einen großmächtigen Stein darauf, da bin ich in die Holzhütten und hab mir aus Birkenästen das Joch gezimmert und hab den Kopf hineingesteckt und hab's um den Hals getragen aus Freud und Dankbarkeit, daß ich erlöst bin. Und jetzt! Jetzt schaut's aus, als ob ich just deswegen, just weil ich das Bußjoch so lang und so geduldig hab getragen, wieder zu ihr sollt müssen! — Der kalte Schweiß steht mir schon auf meiner armen Seel. Nein, Petrus, ruf ich, du liebster Patron, jetzt mag ich nit hinein in deinen Himmel, so viel von seiner Glückseligkeit

auch gesagt wird! Da geh ich lieber wieder zurück in meinen alten Leib. Der ist zwar schon über und über nichts mehr nutz, zwicken und stechen und reißen thut's, die Gicht und Gall' in allen Gliedern, daß man frei immer einmal winseln möcht, wie ein getretener Hund, aber lieber ist's mir noch in dem alten Marterkasten unten auf der Erden, als wie da drinnen bei der. — Der heilige Sankt Peter zuckt seine Achseln und sagt: Ich kann dir nit raten und kann dir nit abreden. Wenn du aber wirklich zurückwillst, so mußt gleich gehen, eh sie dir deinen Knochenschragen ins Loch stecken. — Darauf ich wieder mein Jöchel um den Hals und eilends davon. Arg derschrocken sollen die Leut sein über den Gräuel, wie mein Leichnam mit dem Fuß anhebt zum Zucken, wie er die Arme rührt, den Ellbogen krumm biegt und sich langsam aufsetzt. Da rühr ich den Mund und ruf: Schreck euch nicht, liebe Leut, das ist noch gar nichts. Der größte Gräuel ist da oben. . . . "

So hat er erzählt, mein Hans Sachs in der Bauernjoppe, hat wieder sein Joch umgeschoben, daß es tanzte auf den Achseln und hat den Krug geleert.

„Das ist der dritte, gelt?" bemerkte jetzt der Brautvater. „Man hat's wohl gemerkt. Fabelhans du!"

Darauf hat der Alte auf seinem faustgroßen Gesichtlein allerhand Zeichen spielen lassen, als wollte er sagen: Jeder hat's, wie er's nimmt.

Die Weibsleute waren etwas mißmutig und meinten, der Jackel gehe gewiß hinüber ins Oberthal; wenn er nicht in den Regen kommen wolle, so müsse er gleich gehen, es werde ganz duster. Der Alte erhob sich in seiner dürren Eckigkeit, zog über den Bauch die Kutte zusammen und sagte ganz leise: „Der vertrackt' Mantel da wird alleweil

weiter!" Die Bauersleute wollten es nicht verstehen. Der Schullehrer aber nahm von den Tellern Brot und Braten, wickelte die Sachen in einen schönen Papierbogen und schob sie dem davontorkelnden Joch-Jackel in den Sack.

„Jesses, Schulmeister, was treibst du denn?" fuhr der Brautvater auf, „Schaden hast gethan! Im Papier hast dich vergriffen! Der Heiratskontrakt! Den uns der Notar heut' aufgesetzt hat! In den Heiratskontrakt hast du das Schweinerne gewickelt!"

„So!" sagte der Bräutigam, — noch verwundert that der Schelm —: „In den Kontrakt? Ah, das ist fatal! Zum Glück ist er noch nicht unterschrieben gewesen . . ."

Seine Zerstreutheit stammte von der Erzählung des alten Fabelhansen her. — Die reiche böse Bäuerin, die dem guten Jackel sogar den Himmel verleidet! Und die arme verlassene Nähterin mit dem treuen Herzen und mit dem heißen Leide drin, das so groß, so unbeschreiblich groß ist, wie die Pein in der Hölle! — Das stimmt auch bei anderen.

Der dicke Riedelgartner lud ein, sich um den Tisch wieder gemütlich zu machen und die bevorstehende Hochzeitsfeierlichkeit des weiteren zu besprechen. Der Schullehrer jedoch setzte sich nicht mehr hin, sondern stellte sich in aller Artigkeit vor die Braut und ihre Mutter und sprach: „Schon wegen der Hochzeit, wie sie mir recht gewesen wäre, hat die Jungfer bitterlich geweint. Wie unglücklich müßt sie erst sein in einer Ehe, wie sie mir recht wäre! Unglücklich machen will ich die Jungfer nicht.

Ich für meinen Teil will kein Bußjoch tragen, sei es von Birkenholz oder von Menschenbein. Die Jungfer wird's wohl auch so meinen. Behüt Gott!"

Und ging noch am selbigen Tag zur armen Putzmacherin, die seine erste Liebe gewesen war und nun — allem Anschein nach — auch seine letzte sein wird.



Ein halb' Dutzend Schelme.

Es dunkelte der Abend einer Dreikönigsnacht. Der Radmacher Malchus Kirschkern war in einer sehr gehobenen Stimmung, denn er wollte in dieser Nacht zu seinem Schatz gehen. Zu welchem? Denn er hatte zwei Schatze, oder Schätze oder Schätzer — wie sagt man denn? Der eine war die junge Maid im Kugelkumpfhof, der andere war schon begraben. Aber gerade zu diesem wollte der Malchus gehen und ihn ausgraben mit samt dem eisernen Topf, in dem er ruhte. Wenn er diesen Schatz hebt, dann kann er den anderen heiraten. Vergraben ruht er im Schachen hinter der Flachsdörrkammer, unter dem alten Ahorn bei der Wolfsgrube, wo der Laubhaufen liegt. Schon im Herbste hatte der Malchus dürres Laub dort aufgehäuft, damit der Boden nicht zu arg sollte frieren können, denn heben kann man den Schatz nur mitten im Winter, in einer der drei Rauhnächte — am besten in der Dreikönigsnacht. In dieser Nacht ist der Teufel besoffen. In der Christnacht wäre er hungerig, in der Neujahrsnacht durstig, bis zur dritten Rauhnacht aber hat er schon so viele Seelen und Geister von Schatzgräbern und Hexern vertilgt, daß er satt und besoffen ist.

Vorbereitet ist der Malchus mit Rosenkränzen, Weihwasser und Amuletten, hat sich auch kräftige Wehrsprüchlein eingelernt und anderlei Vorsichtsmaßregeln getroffen, die

ein Schatzgräber bedarf. Wenn er gegen Mitternacht in den Schachen hinausgeht, wird ihm die Mutter nachrufen oder die Maid im Kugelkumpfhof, oder eine andere bekannte Stimme — wahrscheinlich aber die Maid im Kugelkumpfhof. Er soll ja nicht etwa umschauen, sonst ist alles verspielt und der Teufel hat Macht über ihn. Es ist schon recht, daß der besoffen ist, aber schließlich, — kann nicht auch ein besoffener Teufel unangenehm werden? — Nun, hoffentlich gelingt's, wollen es versuchen in Gottes — Halt! In Gottesnamen darf man nicht sagen. Es ist ja eigentlich blitzdumm, daß der Mensch nicht einmal Gott anrufen soll bei so was Wichtigem. Aber es ist ihm geraten worden, er soll's nicht thun. Gott könnte Unrecht verstehen und es für einen Frevel halten. — Gott bewahre, ein Frevel, das ist es nicht. Es ist sein heiliger Ernst, daß er den alten großen Schatz, der seit dem Hunnenkrieg vergraben liegt unter dem Ahorn, heben will.

O du braver, tapferer Malchus Kirschkern du!

Genau am nämlichen Abende war es, daß in der Strohkammer beim Blahwind sechs Burschen beisammen hockten und eine Spitzbüberei aussannen. Der Rüppel, des Blahwind Sohn, war dem Malchus nicht ganz hold — wahrscheinlich der Maid im Kugelkumpfhofe wegen — und gegen den will er heut was anstiften.

„Also, seid's dabei?" fragte er die Kameraden.

„Wohl," sagte der Thoma.

„Wohl!" sagte der Tripfel.

„Wohl!" sagte der Hartel.

„Wohl!" sagte der Zingg.

„Ich will erst wissen, was es giebt?" sagte der Steff.

„Einen Mohrenspaß giebt's," belehrte der Rüppel. „Soll man dir denn alles zweimal sagen, Steff?"

„Ich bin vorhin nit dagewest," antwortete der Steff.

„Er ist vorhin nit dagewest," bestätigten die anderen. „Der Salinen-Kaspar ist dagewest. Der thut aber nit mit."

„Soll er's bleiben lassen."

„Weil morgen sein Namenstag ist, sagt er."

„Soll er's bleiben lassen. Wir richten's auch ohne seiner."

„Was giebt's denn also eigentlich?"

„Den Radmacher wollen wir foppen," sagte der Rüppel zum Steff.

„Gut ist's, da bin ich dabei. Wenn wer gefoppt wird, da bin ich allemal dabei."

„Schau einmal, da haben wir die Kienrußbüchsen."

„Einen Schnurrbart anmalen?"

„Was lauter! 's handelt sich ja um kein Fensterln-gehen. Das ganze Gesicht schwarz machen. Teufel machen. Weißt? Hörst? Verstehst? Der Radmacher Malcherl geht in der heutigen Nacht wieder einmal Schatzgraben. Bei dem Ahorn im Schachen hinter dem Flachsdörrofen, wo wir schon einmal den Hirsen-Ferd haben gefoppt. Hat mich angeredet, daß ich soll mitgehen. Na du! sag ich, thät mich vor dem Teufel fürchten. Ich nit, sagt er, der Malcherl, aber beim Graben, daß ich wen brauchen thät. Hast du keine Kurasch, so bleib daheim. Ich nit, ich, daß ich mich vor dem Schwarzen fürcht'! sagt er, und wenn er siebenfach erscheint, sagt er. Was der für ein großes Maul hat! – Jetzt, verstehst, Steff, den Malcherl, den foppen wir! Soll jeder seine Joppe verkehrt anlegen, das Gesicht schwarz machen, den Kopf mit einem Tuch einbinden,

so daß die Zipfel lange Ohren machen. So in den Schachen, wenn's eilf schlagt. Wenn er nachher kommt und zu graben anhebt beim Ahorn, fahren wir brüllend drein und jagen ihn aus den Hosen. — So ist's und so wird's sein."

„Es gilt, Rüppel!" sagt der Steff. „Das wird ein Mohrenspaß werden!"

„Freilich wird's einer."

Der Tripfel hatte aber Bedenken, ob das wohl auch dem Herrn Teufel recht sein werde? Ob er nit beleidigt ist, ihm so ins Handwerk zu pfuschen? „Weißt," sagt er, „so ein dummer Teufel versteht keinen Spaß!"

„Ei was," meint der Thoma, „in der Dreikönigsnacht, sagt man, ist er besoffen, da liegt er in seinem Rauchkobel."

„So hab ich's auch gehört, immer einmal," sagt der Hartel.

„Für alle Fälle schreib ich mir auf die Stiefelsohlen ein Trudenkreuz, daß er mir nit nachkann," sagt der Zingg.

„Das kannst eh thun. Das können wir all' thun."

„Ich trag mir auch einen Spaten mit," gestand der Thoma. „Wenn ich schon einmal dabei bin, bei so was, da will ich was davon haben. Ich grab."

„Wir helfen dir und teilen nachher," sagte der Rüppel.

„Lari fari!" stieß der Steff hervor.

Sie schauten ihn an: „Was, Lari fari?"

„Wegen des vergrabenen Schatzes steig ich nit aus dem Bett. Das ist lari fari. Aber die Leut foppen, da bin ich dabei."

„Gut ist's, und Schlag eilf beim Hausthor.

„Beim Hausthor, Schlag eilf!"

„In der umgekehrten Joppen, mit dem geschwärzten Gesicht und den Tuchohrwascheln am Kopf!“

„Haben's gehört.“

„Ich trag' auch meinen Spaten mit,“ sagte der Zingg.

„Und ich schreib mir auch ein Trudenkreuz auf den Stiefel,“ sagte der Thoma.

Dann gingen sie auseinander, jeder in sein Haus zum Nachtmahl.

Das Nachtmahl zu Heiligendreikönig ist nicht gering in Scheibendorf bei den Bauern. 's ist ja die letzte Weihnachtszeit-Festnacht. Da muß man zur Ehre Gottes noch einmal dreinhauen mit Löffel und Gabel. Sogar Wein ist vorhanden, obschon der alte Wolf im Steinhupfhofe warnt: „Wenn der Hölldeuxel in der Dreikönigsnacht sich einen Rausch antrinkt, so sollten es die Leut sein lassen. Sonst thät man sie nit auseinand kennen.“ — Sein Knecht, der Hartel, sah das nicht ein. Wenn er heut nacht überhaupt schon Teufel spielen soll, so kann er ihm's doch auch mit einem Rausch nachmachen.

Der Tripfel hatte mit dem Thoma noch eine Beratung, eine Art Gewissenserforschung.

„Du, Thoma! Sag mir einmal aufrichtig, glaubst du an den Teufel?“

„Du, Tripfel! Es ist im vorigen Sommer einmal ein Zigeuner dagewest, der hat gesagt, Teufel thät's gar keinen geben, hat er gesagt, der Zigeuner.“

„Du, Thoma! Das hab ich auch schon gehört sagen. Wenn's einen thät geben, hätt ich nicht die Kurasch, heut nacht.“

„Du, Tripfel! Weil's der Zigeuner gesagt hat, das beweist mir nichts. Ich bleib bei meinem alten Glauben.“

„Du, Thoma! So giebt's einen?“

„Du, Tripfel! Kannst dich verlassen drauf. Aber umlauft er nit! Im Schachen lauft er nit um. Der Teufel, der ist in der Höll unten. Dort ist er mit feurigen Ketten an die glühende Felswand angeschmiedet, und desweg thut jeder Schmied den letzten Hammerschlag allemal auf den leeren Amboß machen, der ist der Teufelskette vermeint, und daß sie nit reißt. Gewiß auch noch!“

„Du, Thoma! Wenn er in der Höll so fest angeschmiedet ist, nachher wag ich's, heut nacht, daß wir den Radmacher foppen. Soll man sich auch einen Schwanz anbinden?“

„Vom Schwanz hat er nichts gesagt, der Rüppel.“

„Ich wüßt einen schönen Ochsenschwanz zu kriegen, beim Metzger.“

„'s kunnt den anderen nit recht sein, wenn gerade du der schönste Teufel wolltest sein.“

„Ist gut. Aber das Trudenkreuz mach ich.“

„Und ich trag den Spaten mit.“

„Und den Weihbrunn nimmt man auch!“

„Und ein Räuschel trink ich mir auch.“

Nach dieser klugen Beredung thaten sie das ihre.

Die hölzerne Glocke auf dem Turme zu Scheibendorf klapperte eilfmal. Die Geisterstunde der geheimnisvollen Rauhnacht hatte begonnen, und am Gauthor hinter dem Dorfe standen sechs schreckliche Gestalten. Es war eine bewölkte Mondnacht, aber so viel sah man, daß an den Gestalten die Lappen schlaff herabhingen, daß sie schwarze Gesichter und Köpfe mit langen Ohren hatten. Einer fürchtete sich anfangs vor dem anderen, aber an den Stimmen und an den leisen Anrufungen erkannten sie

sich bald. Sie standen nahe zusammen und spannen Schabernack und Ränke gegen den Schatzgräber Malchus, dessen umfassende Vorbereitungen sie ausgespäht hatten. Dann schlichen sie selbander davon über das beschneite Stoppelfeld und über die Bachbrücke. Weil dort ein Wegkreuz stand, so huben einige ihre Daumen zum Gesicht, um sich zu bekreuzigen. — Hau! dachte der Tripfel, ein Teufel wird doch kein Kreuz machen! — Und wenn ich keins mach, so kann mir was passieren! dachte er weiter. Und wenn ich eins mach, so ist's ein Frevel und es kann mir erst recht was geschehen. Damit schloß er den Gedankengang. — Sie gingen quer in die Heide hinein, auf welcher in blassem Schnee allerhand schwarze Wesen kauerten. Katzen, Hunde, Drachen mit unterschiedlichen Köpfen. Es waren aber nur Strauchschöpfe und kleine Fichten. Weiterhin auf der Länd stand ein schwarzes, großes Ungetüm. Das abscheulichste Höllenbeest hätte es können sein, wenn es nicht die Haardörrstube gewesen wäre. Hinten sah man schon die finsteren Zacken der Schachenwipfel in den Himmel aufstehen. Plötzlich stand einer still, hielt den anderen am Arme fest und flüsterte: „Hast nichts gehört? Hast es nit gehört? Als wie wenn ein großer Vogel geflogen wär; so hat's gerauscht in der Luft!" — Sie horchten, hörten aber nichts. Doch — ein klagendes Ächzen hörten sie vom Baume her. — „Das ist ein Baumast," tröstete der Rüppel.

„Aber es geht ja gar kein Wind."

„Er muß doch gehen auf der Höhe, weil so was summt."

„Ich thu' gar nichts hören, als wie eine Schovidel (Nachteule)."

„Und ich will am Faschingstag fasten, wenn ich was anders hör', als mein Herzklopfen."

„Daß es gar so schauderhaft still sein kann! Buben, singen wir einen Jodler!"

„Daß dich! Jetzt singen! Wo dort über die Heide ein schwarzer Wutzel daher geht. Uff!"

„Er regt sich doch nit. 's ist ja nur wieder so ein Strauch. Singen wir eins!"

Der Thoma und der Zingg wollten anheben, brachten aber vor Angst keinen Ton hervor.

„Du!" flüsterte der Hartel zum Rüppel und stieß ihn mit dem Ellbogen ein wenig in die Seite. „Du, Rüppel! Wie viele sind unser denn?"

Da zählte der andere flüsternd: „Ich, du, der Thoma, der Tripfel, der Zingg und der Steff. — Sechse sind unser."

„Sieben sind unser!" hauchte der Hartel.

„Na, du, sei so gut!"

„Aufrichtig Gott wahr, sieben sind unser."

„Schwatz' nit. Dieweilen wir uns doch nur sechse zusammengeredt haben."

„Nutzt nichts. Sieben sind unser! Schau doch und zähl' selber!"

Sie hoben unauffällig den Finger und zählten. Es waren ihrer sieben, und nicht um einen weniger. Jeder mit schwarzem Gesicht und langen Ohren.

„Was ist das?" stöhnte der Rüppel. Er konnte vor Grauen nicht einmal erbleichen, weil er geschwärzt war. Sie teilten es dem neben schleichenden Steff mit, der zählte auch. Sieben waren ihrer — und der eine, der siebente, der Fremde, man unterschied ihn an seinem

hinkenden Gang, der hielt sich ein wenig abseits am Wachholderbusch; es war, als ob er aus demselben hervorgekommen wäre.

„Der Malchus wird's sein," flüsterte der Thoma.

„Nit denkbar. Der geht heut' seinen eigenen Weg. Stimmt auch in der Figur nit. Bei weitem nit. Ein ganz anderer ist's, mein du!"

„Buben, mir wird übel!"

„Und wie er die Ohrwaschel thut bledern! Das sind keine tuchenen. Das sind Ohrwaschel aus Fledermausflügeln!"

„Gehen wir geschwinder! Mich scheikt's (schauert's)! Das Sprichwort, kennst es, das Sprichwort — daß man — daß man ihn nit soll an die Wand malen."

„Und daß er gar so hinken thut!"

„Weil er einen Pferdfuß hat."

„Wenn ich nur das nit gethan hätt'! Daß ich heut' mitgegangen bin!" wimmerte der Zingg.

Dieweilen sie rasch vorwärts geeilt waren, so daß der geheimnisvolle Unbekannte etwas zurückblieb', raffte der Rüppel die Kameraden zusammen und zischelte: „Wißt's was, Buben, derschlagen wir ihn!"

„Prr! Die müßten aus festerem Holz sein, als wir armen Sünder! Den Teufel erschlagen!"

„Haben wir eine andere Wahl? Umsonst geht er uns nit nach. Wenn nit wir ihn, so er uns."

„Ich wollt's wagen. Ich bin gestellt. Auf jedem Ellbogen hab ich ein Trudenkreuz. Hinten auf dem Buckel hab ich auch eins. Was kann mir geschehen? Nachher sechs gegen einen! Eine helle Schand, meiner Seel!"

„Gehen wir ihn an?"

„Gehen wir ihn an. Aber nit so gach. Ich muß erst meinen Zorn verrauchen lassen. In der Hitz trifft man nix."

„Und 's wird doch ein gutes Werk sein, den Teufel erschlagen. Vielleicht haben wir die Gnad. Hört's, Buben, ist denn keiner von euch ein Sonntagskind?"

„Hier!" rief der Zingg und rief es so laut, daß er sich rasch den Mund zuhielt und alle nach rückwärts schauten, ob jener es gehört. Der schreckliche Siebente schlich lauernd zwischen den Büschen heran und that, als wollte er plötzlich auf einen oder den anderen losfahren, um ihn zu zerreißen. Aus seinen Glurren ging es wie katzenhaftes Gefunkel.

„Ich bin an einem Neumondsonntag auf die Welt gekommen," flüsterte der Zingg. „Aber die Sonntagskinder sind friedsame Leut, die sollen nit herschlagen, hab ich oft gehört."

„Und desweg haben sie die Gnad, den Teufel umzukriegen."

„Na also, voran Kameraden!" flüsterte der Zingg. „Wenn ihr nichts ausrichtet, nachher mach ich ihm den Garaus!"

„Mensch, du bist es! Du bist stärker wie zehn Riesen!" sagte der Thoma. „Mein Lebtag hab ich gehört, ein Neumondsonntagskind kann den Teufel erschlagen. Da, da hast meinen Krampen."

„Hab selber einen," gab der Zingg fast mutig entgegen. „In Gottesnamen. Aber ihr müßt mir helfen."

„Alle miteinander. Heiliger Georg, steh uns bei! Er kommt schon, er lauft schon an. Wart, Luder, verdammtes!

Du hast es lang genug getrieben mit deinen Teufeleien. Gott Sabaoth! Herrgott Sabaoth! Da hast eins!"

Einen gellenden Schrei hat er ausgestoßen, der Siebente, als sie auf ihn hinstürzten und mit Spaten und Krampen loshieben auf sein Haupt, daß er sofort zusammenbrach.

Für einen Teufel machte er's auffallend kurz. Ein paarmal zuckte er noch mit seinen Pfoten, dann röchelte er, dann thaten sie noch einige Hiebe drauf, dann lag er ruhig da und war tot.

Und als die dunkle Kreatur also dalag, im Mondendämmer so grauenhaft anzuschauen, daß es den sechs Burschen eiskalt über den Rücken ging, da murmelte der Hartel: „Hätt mir's nicht gedacht, daß das so leicht sollt gehen."

„Traut ihm nit!" warnte der Thoma. „Wie oft ist der böse Feind schon erschlagen worden und ist doch allemal wieder dagewest. Ich wollt, wir hätten ihn schon neun Klafter tief in der Erden!"

Ein großer Übermut hatte die Burschen plötzlich erfaßt. Wenn er nur heute tot bleibt, daß sie unbehelligt vielleicht den Schatz heben mögen.

„Vorerst heißt's mit ihm abfahren, zu einem Steinhaufen. Steine darüber, daß er nimmer mag aufstehen."

„Die schönen Stiefel, die er an hat," sagte der Zingg. „Um die Stiefel thut's mir völlig leid, daß sie mit eingescharrt werden sollen."

„Zieh ihm sie aus!" riet der Hartel.

„Und das thu ich auch. Hat keiner ein Weihwasser bei sich? Zur Vorsicht, eh ich ihn angreif."

Als er dann angriff, stellte sich eine völlige Gefahr-

losigkeit heraus. Ohne Umstände ließ sich der Stiefel vom rechten Beine ziehen. Als er den bestrumpften Fuß vor sich sah, fragte er: „An welchem Bein hat denn der Teufel den Pferdefuß, von dem alleweil die Red ist?"

„Immer am linken," antwortete der Rüppel.

Der Zingg zog auch vom linken Bein den Stiefel. — Merkwürdig das! Es war wieder ein gewöhnlicher bestrumpfter Menschenfuß.

„Mich däucht, der Teufel foppt uns," sagte der Hartel. „Weil wir ihn haben nachmachen wollen, so macht er jetzt uns nach. Er glaubt, wenn er sich auf einen Menschen hinausspielt, so werden wir ihm weiter nichts anthun. Oho! Diesmal wirst uns nit zu gescheit, dummer Herr Teufel!"

Plötzlich machte der Zingg einen Sprung, lief hinter die anderen und stotterte: „Saggra! Jetzt hat's mich aber geschreckt! — Ich bitt euch, schaut's nach! Beim Kopf schaut's nach! Ich bitt euch!"

„Aha! Die Hörner! Hast sie schon gesehen?"

„Ein Kopftüchel hat er um, wie unsereiner. Ein Kopftüchel! Leut, mir steigen die Grausbirn' auf, wir haben was angestellt!" — —

So ähnlich werden sie unter sich geredet haben, wörtlich weiß man's allerdings nicht; wird wohl in alter Form gewesen sein, denn die Geschichte ist schon lange her.

Nun, wie der tote Teufel dermaßen dagelegen, haben sie es gesehen. Die langen Ohren waren nicht echt, sie waren Tüchelzipfe. Die schwarze Gesichtsfarbe war falsch, sie war aus Kienruß. Der ganze Teufel war falsch, denn es war — der Salinen-Kaspar! Echt war nur das eine, der eingeschlagene Schädel und die Blutlache, in der er lag.

Jetzt haben sie angefangen zu wimmern, die Schelme, alle sechs. Jetzt haben sie auch vergessen, daß sie ausgegangen waren, um den Malchus zu foppen. Einer hat's auf den anderen schieben wollen, deß haben sie gestritten, bis der Nachtwächter Wind bekam; damit war alles verfahren. Mit brennendem Schnee rieben sie sich den Kienruß vom Gesicht, aber die Hauptsache war nicht mehr auszulöschen. — Am nächsten Tage, als sie vor dem Gericht standen, haben sie es so erzählt, wie es hier mitgeteilt worden ist.

Denn es lag eine andere Annahme nahe. Die sechse sollten den Mummenschanz unternommen haben, um Fensterln zu gehen und den Nebenbuhler Kaspar totzuschlagen. Vom Salinen-Kaspar wußte man wohl, daß er von dem bevorstehenden Schabernack, den sie dem Malchus Kirschkern anthun wollten, gehört hatte. Er hat aber nicht mitthun und auch nicht daheim bleiben wollen; weil er ein Schalk war, so hat er den Spaß auf eigene Faust betreiben wollen, was hernach den verhängnisvollen Irrtum veranlaßt hat. Das Gericht entschied sich für das Mildere. Man hatte keinen Mord, man hatte einen Totschlag. Einen Totschlag aus Dummheit; vielleicht waren die sonst so braven Söhne ansehnlicher Bauern dazu verhext worden, daß sie aus Verblendung den Salinen-Kaspar erschlagen mußten.

Das Gericht hat sonach den Fall und die armen Sünder an die Verwandtschaft des Erschlagenen abgetreten, wie es in gewissen Fällen Brauch und Sitte gewesen zu jener Zeit.

Der Salinen-Kaspar war der einzige Sohn armer, betagter Eltern, ein braver Arbeiter und ein frischer,

heiterer Mensch gewesen. — Also, was kostet der Mann? — Während das halb' Dutzend Schelme im Kotter beisammen hockte, unter Kopfhängerei und Galgenhumor allerlei Vermutungen anstellte, ob es ein Hängen oder ein Köpfen oder ein Vierteilen geben werde, saß der Rat der Verwandten des Getöteten in einer großen, dunklen Kammer „bei Christus und den Lichtern", und beriet, wie teuer man den Kaspar verkaufen wollte. Begraben war er schon, aber bezahlt war er noch nicht. Alt und jung war beisammen, jeder und jede hatte ein blasses finsteres Gesicht, nur der Metzger hatte ein rotes. Deß waren sie einig, richten wollten sie nach Gerechtigkeit, nicht als Verwandte des Erschlagenen, sondern als wahre Richter, als die sich der Schuster und der Metzger und der Fischmeister und die Korbflechterin hoch und groß empfanden. Der alte Vater des Kaspar hatte noch ein heißes Herz und verlangte, daß alle sechse hängen sollten. Die alte Mutter hingegen war voller Demut, sie wollte die arme Seele ihres so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Sohnes damit aus dem Fegefeuer erlösen, daß sie seinen Mördern verzieh.

„Ein Narr bist!" schrie ihr der Alte zu. „Verzeiht denn unser Herrgott? Hat er nit das Fegefeuer und die ewige Höllenpein zur Straf für die Sünder?"

„So wollen wir die Strafe dem Herrgott überlassen."

„Wo der Herrgott nit verzeiht, sollen wir Menschen verzeihen?"

„Just deswegen, weil wir selber sündhafte Menschen sind."

Der Pfarrer war auch zugegen und wunderte sich darüber, daß zwischen den alten Eheleuten die Sache in eine Art Kirchenstreit ausarten wollte. Auf vieles Hin-

und Herreden kamen sie endlich dahin überein, daß der Vater von den Totschlägern die Altersversorgung verlangte, die sonst der Kaspar an Vater und Mutter zu schlichten gehabt hätte, und daß die Mutter begehrte, die sechs Burschen sollten recht viele gute Werke verrichten zum Heil und Trost der armen Seele. — Nach langer Beratung und völliger Vereinbarung mit dem Verwandtenkreise hat denn der Amtmann ein Schriftstück auf das Papier gebracht, das seit jener Zeit erhalten geblieben und vor kurzem erst in einem alten Schranke zu Scheibendorf aufgefunden worden ist. Dieses Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

„Verzeichnus des Sühnvertrags oder Vergleichung zwischen den Todtschlagern Ruppertus Höpfler, Thomas Panggerl, Trypoldus Sandinger, Erhard Marcher, Zinkratz Powaldi, Stephan Möller zur ain Seiten vnd der Freundschaft von dem Getödten Kaspar Pernstainer zur anern Seiten.

Zum Ersten wird bekhent, das die Tat durch gots zulassung in ain Bösen irrtumb für gangen ist. Also das vnser got Genade, wi mir Verzeichen. Dahero Begert der belaidigt Tail von den Tätern am Ort, da die Tat beschehen ist, ain kreutz mit Vnsers Herrn auch Frawen vnd sant Johans Bildnuß vnd oben am kreutz ain Eißern Kreuzl zu Ainem warzaichen der Tat zu setzen. Weiter sulden die Täter ain Tag für nemen zu pessern vnd zu piessen, an den Ort, da die Endleibt person ligt. Vnd die Täter sullen ausgen an ain Annern Ort vnd sulden pej ihnen haben vier Ersam männer, vnd die Täter sulden haben ain lainas Tuech vmb das gesäß vnd sonst an dem gantzen leib sulden sie nakhed vnd ploß geen, vnd die vier

Männer sulden parfueß parhaubt vnd vngegürt seyn, vnd wan die Täter die Freundschaft des Getödten sechen, sulden sie mit den vier Mänern nider knien, bis suliche ihnen Erlaubt, Aufzusteen vnd hinzuzügen. Vnd zu des todten Vatter vnd Muetter sulden sie hin knien vnd Sprechen: Mein lieb Vatter vnd Muetter, mir bitten euch durch gots seiner heiling Martter vnd durch der Junkhfrau Maria willen, durch all gots heilling willen, was mir an Eurm sun begangen habn umb Verzeichung. Weiter begert der belaidigt Tail, daß die Täter alljärlich am selben Tag sulden halten lassen ain gotsdienst, ain sel Ambt hoch Ambt, drej gesprochne Meßen, ain Vigilj, dapej sulden die Täter khnien, wie Vorbemeld mit dem vmbegirten Tuech. Nach dem Vigilj sulden die Täter mit den vier Männern auf das grab geen vnd sich nider legen kreutz weiß so lang piß der priester das placebe gesprochen hat, vnd die vier Mäner sulden neben ihrer khnien. Vnd sulden die Täter dapej tragen ain Prinnend wags kherzen vngefähr pej ainem pfundt vnd die 4 maner aine mit ainem fierdung. Weiter begert der belaidigt Tail ain kirchfart. Nemblich gen sand Jacob, gen Rom vnd gen Zell, doch Bekhent der belaidigt Tail das bey den Tätern das Vermögen nit da sey. Wiewol es pillich wär so wellen sy ihnen doch nit weiter Aufladen, als zu Mitterfasten gen sand Jacob zu geen, der gestalt, das sy vom Herrn pfarrer zu sand Jacob ain schreiben herwiderumb bringen, das sy dieselb khirchfart ausgericht haben. Nachdem die Annern khirchfarten vill Zerrung bedürffen, so sulden die Täter zu dem armen Hauß in Scheibendorff 5 Gulden pießen. Weiter begert die gantz Freundschafft, dieweil die Alten eltern ir Ehleiblichs khind von Jugend auf in armuet

vnd mit harter arbeit erzogen vnd nun Trost davon gehabt häten, on Zweiffl Ir leiblichs khind sie alß zwaj alt leut ir leben langkh hät erhalten, darumb sy die Täter gepracht haben, sulden die Täter für Vatter vnd Muetter mit ainer Suma gelts benontlich 60 Gulden im jar auffkhomen.

Zu Scheibentorff, tag heilling Paul Einsiedlertag, anno 1603."

Also war es beschlossen worden von der Freundschaft des Erschlagenen in der dunklen Kammer „bei Christus und den Lichtern".

Als nachher die sechs armen Sünder aus ihrem Kotter hervorgethan wurden, waren sie nicht wenig überrascht, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Nur das Eine wollte ihnen nicht gefallen, daß alljährlich am selben Tage die „Täter sulden nahked, nur ain lainers Tuech umb das Gesäß, zu sein grab geen vnd si nider legen kreutzweiß". Denn derselbe Tag, der Jahrestag der That, war mitten im Winter. „Wird auch noch auszuhalten sein," meinte der Rüppel, „leichter wie's Gehenktwerden auf jeden Fall."

Wenn nicht alle Zeichen trügen, erkundigt sich die schöne Leserin zum Schlusse noch nach dem Malchus Kirschkern, und ob der Radmacher seinen Schatz gefunden hat. — Den unter dem Ahorn kaum, den hinter dem Fensterchen des Kugelkumpfhofes sicherlich. So ist's anzunehmen, Genaues weiß man nicht. Jedenfalls war es dem Malchus zur großen Erbauung, alljährlich am heiligen Dreikönigstage beim Gottesdienst und auf dem Kirchhofe die spärlich bekleideten sechs Schelme zu sehen, die einst ausgezogen waren, um ihn zu „foppen".



Der Fischer im Olymp.

Dort, wo der Wildgarten des Schlosses an die Landstraße stößt, neben dem Einfahrtsthor, steht eine Steingruppe von Ungehörigkeiten aus der griechischen Mythologie. Die größten Auswüchse der Phantasie sind schon wiederholt durch Steinwürfe weggeschlagen worden, allein der Schloßherr steift sich auf das alte Herkommen und läßt die verwundeten Arme, Beine und Nasen allemal wieder herstellen.

Unter dieser alten weltmunteren Sandsteingruppe nun saß ein Bettelmann. Er saß jahrelang dort, immer nur an sonnigen Tagen, er saß auf dem Sockel, er saß sogar manchmal der einen Göttin auf dem Schoß und lehnte sich rückwärts an den schönen Busen, der allerdings nicht ganz so zart war, als der Künstler ihm mit kundigem Meißel den Anschein gegeben. Der Bettelmann trug stets ein weites blaues Beinkleid und einen gelben Pelzmantel, wie man sie bei ungarischen Schafhirten sieht, ferner hatte er ein grellrotes Tuch um das Haupt gewunden, ähnlich wie die Türken ihren Turban tragen; die Füße hielt der Mann in braune Lappen gewickelt und mit grünen Bändern umwunden. Das Gesicht war nicht fahl und nicht mager, war vielmehr rosig und rundlich und hatte zwei

ungleiche Augen. Das eine gutmütig ausblickend, das andere halb zusammengekniffen mit manchmal zuckenden Wimpern, hinter welchen sich allerlei Schelmerei zu verstecken schien. Zur Zeit, als ich den Mann das erste Mal sah, mochte er etwa fünfzig Jahre jung gewesen sein. Ja, es war eine Jugend und Frische in ihm, die Straßenbettler, wenn sie thatsächlich ein wenig davon haben, sonst nicht hervorzukehren, vielmehr zu verstecken pflegen.

Da er hoch auf dem Sockel der Götter saß, so hatte er an einer langen Stange ein Binsenkörblein, das er dem Wanderer entgegenhielt, ähnlich wie der Fischer seinen Angelstab niedersenkt. Gab es nichts, so zog er seine Angel ruhig wieder ein, lehnte sich an die Götter und wartete. Witzige Leute nannten ihn den Fischer im Olymp. Ich, der wöchentlich ein paarmal des Weges zu gehen hatte, warf ihm fast allemal einen Pfennig in das Körblein, nicht etwa, weil dieser Bettelmann so erbarmungswürdig aussah, als vielmehr weil er stets ein so heiteres Gesicht machte. Manchmal aber, wenn das bartlose Rundgesicht gar zu heiter und aufgeweckt dreinsah, dachte ich: Na, schenk lieber du mir! und ging zugeknöpft vorüber.

Man wunderte sich, daß dem Manne die Polizei gelassen zusah, allein diese hatte diesmal Humor und meinte, fischen sei nicht betteln und es möge sich erst Der beschweren, dem der Fluß gehöre. Der sickernde Fluß der Wanderer aber gehört Gott dem Herrn, und der läßt alle Fischer und alle Wilderer gewähren. Auch der Schloßherr fand nichts einzuwenden gegen eine Gestalt, die den Eingang in seinen Park so wunderlich schmückte. Er war ein Freund heiterer Gesichter und sagte, ein so glücklich munteres Antlitz gäbe es in seinem ganzen Schlosse nicht.

Auch er warf dem Fischer manche kleine Münze in das Binsenkörbchen. Anfangs soll ein hoher Herr mit teilnahmsvoller Geberde mehrmals einen Thaler hineingelegt, damit aber den Bettelmann erzürnt haben. Er lasse sich nichts schenken! sagte der Fischer, zerteilte die große Münze in mehrere kleine und spendete sie den — Armen.

Bei schlechtem Wetter war er nicht vorhanden. Die liebe Sonne genoß er mit den Olympischen gemeinsam, in Sturm und Regen ließ er sie allein stehen mit ihren verrenkten nackten Gliedern. Es fragte auch weiter niemand nach ihm, oder vielmehr, ich horchte nicht danach aus. Mir aber — und das ist seltsam genug! Ging ich auch, wenn er oben saß, fast gleichgültig vorüber, wenn er nicht oben saß, war mir geradezu bang um ihn. Dem Wege fehlte der Sonnenschein des Bettlerangesichts. Er wird doch nicht unpaß sein? Wo er nur wohnt? Was ihn doch verhindern mag, daß er heute nicht fischt? Was mag der Mann nur eigentlich gewesen sein, ehe er sich in den Olymp versetzte? Man sprach einmal davon, daß er in der Stadt Häuser besäße; das glaubte ich nicht, denn dann hätte er die Thaler eingesteckt. — Demnächst war er doch wieder da mit seinem gelben Schafspelz und seinem roten Turban, und kein Engländer kann geduldiger am Bache angeln, als da oben der Bettler auf die kleinen Almosen wartete. Ein paarmal wollte ich ihn ansprechen; in dem Augenblick, als mein Fuß über den Straßengraben stieg, neigte er sich seithin, und sein Gesicht nahm einen unguten Ausdruck an. Da ließ ich ihn einsam sitzen auf seinem Thron und ging den kümmerlichen Geschäften des Tages nach.

Nun war es eines Tages, daß vor mir ein barfüßiger

Handwerksbursch die Straße dahinpatschte und unterwegs in der hohlen Hand mißmutig die Münzen besah, die er an dem Tage erfochten haben mochte. Eine schien dabei zu sein, die ihm nicht gefiel; war es nun ein schweizerischer Pfennig, der hier zu Lande ungültig ist, oder war es ein messingener Hosenknopf, der ebenfalls ungültig ist, ich weiß es nicht. Ich sah nur, wie der Handwerksbursch, als er zur Stelle kam, wo an der Steingruppe der Fischer saß, diesem zwar nichts in das Körblein warf, hingegen aber die Münze in die Luft schleuderte, dem Bettler zu. Der wollte die metallene Mücke abfangen, glitschte dabei aus und fiel in den Straßengraben herab.

Ich eilte hinzu, um ihn aufzuheben, er wartete aber nicht auf mich, erhob sich gelassen und murmelte: „Das härteste Bett wäre es nicht" (denn es war weicher Lehm und langes Gras im Graben). „Und so kurz, wie die Bauernbetten ist es auch nicht." (Denn der Straßengraben war viele Meilen lang.)

„Warum Ihr nur nicht liegen geblieben seid in dem guten Bett!" sagte ich laut, um eine Anrede zu haben, und machte dabei mein Gesicht lachen, daß er sah, es wäre nicht bös gemeint.

„Warum?" fragte er entgegen, „weil es noch zu früh ist zum Schlafengehen. Muß ja erst den Gruß und Kuß aufsuchen, den mir der Herr Vagabund zugeworfen hat."

Und er begann auf dem Boden umherzulugen, rechts und links und vorn und hinten, und das Geldstück war nirgends. Als er wieder hinanstieg zu den Himmlischen, rief er plötzlich: „Aha, jetzt hebt die auch an!" denn der schweizerische Pfennig lag auf dem Schoß der sitzenden Aphrodite. Dann hub er hell an zu lachen: „Der soll nur

liegen bleiben drin, das ist ein Falscher! O Schand und Spott!"

Ich wollte den angeknüpften Verkehr nicht sogleich wieder abgebrochen wissen, daher bat ich den Bettelmann, daß er mir den Schweizerischen schenke.

„Wenn du ihn selber herausnehmen willst!" antwortete er mit komischer Miene und drückte fast beide Augen zu. „Ich hab jetzt nicht Zeit, ich muß lachen. Ich muß lachen über des Vagabunden guten Witz, ha ha ha!"

„Wenn ich auch so herzlich lachen könnt!" war meine Bemerkung, denn jetzt wollte ich um jeden Preis mit ihm anbinden.

„Kannst nicht?" sagte er und hub an, mit seinen kurzen Fingern unter meinem Kinn herumzukrabbeln, „da muß man dich halt kitzeln — lach, lach, lach!"

Da lachte ich wirklich, sagte aber: „Lasset das. So ein Lachen thut weh."

„Du bist gewiß einer von solchen, denen das Flennen lustiger ist, als das Lachen!"

„Wenigstens wäre jenes eher am Platz, als dieses. Wie es zugeht in der Welt!"

„Wie geht es denn zu?" fragte er, dieweilen er sich wieder auf seinen Sitz schwang, die Stange mit dem Binsenkörblein zur Hand nahm und über die Straße hinausblickte.

„Ihr seht es doch!" sprach ich, den falschen Pfennig betupfend, „falsch im kleinen, falsch im großen, alles falsch, alles Betrug."

„Mich betrügt keiner," antwortete er, machte die Augen auf und schaute so kühl über mich hinweg, als ob ich Luft wäre.

„Ich wollt Euch um etwas gebeten haben," so wand ich jetzt ein.

„Gebeten? Du bitten? Du mich?" Sein Gesicht leuchtete auf wie Werg, an das man mit dem Zündflämmchen gefahren.

„Ich wollt Euch gebeten haben um ein Stück Brot."

Nun schaute er mich forschend an. Mein Stadtherrengewand, das keinen Flicken und keinen Riß hatte, wollte ihm nicht recht stimmen zu dieser Bitte. Daß ich eigentlich nur um ein Stück geistigen Brotes bat, um ein warmes Menschenwort, um einen Funken seines heiteren Wesens, er konnte das freilich nicht wissen.

Sein Antlitz war ernst geworden, und völlig gedämpft sagte er: „Wenn du Hunger hast, dann ist's freilich nicht zum Lachen. Auch nicht zum Weinen. Dann ist's zum Essen. Schau! daß du so spät daherkommst! Vor einer Stunde hätte ich noch einen Apfel und eine Traube gehabt. Ich trage mir des Morgens mein Essen allemal im Körblein mit hierher. Jetzt müssen wir was anderes suchen gehen. Aber es ist nicht weit."

„Wohin denn?"

„Nach Hause."

Umso besser, dachte ich. Meine Obliegenheit war an diesem Tage vollzogen, ich hatte Zeit, auf Abenteuer auszugehen. Man kennt ja das, mit diesen Professionsbettlern! In Paris war einer, der dreißig Jahre lang mit verkrüppeltem Leib und in armseligen Lumpen an der Pforte von Notre-Dame saß. Abends nach Hause gekommen, zogen ihm täglich livrierte Diener die Salonelegantz an und dann ging's mit lustigen Freunden und Freundinnen zur Tafel, bei der man mit Champagner anfing und auf-

hörte mit was weiß ich. — Zu Madrid in Spanien soll es sogar eine Aktiengesellschaft auf Bettler geben. Die Krüppel, Cretins und Aussätzigen sind Kapital und Produktion zugleich. Sie werden im Volke zusammengekauft, entsprechend auf günstige Plätze verteilt, der Impresario leitet die Geschäfte, nimmt des Abends die Einnahme in Empfang, und führt sie wohlverbucht an die Hauptkasse ab, während die Bettler in ihren Pensionen standesgemäß verpflegt werden.

Derlei ist mir eingefallen, als ich dem Manne folgte, der, in seinem langen Pelz, über der Achsel die Stange, hastig vor mir hinlief, dem Dorfe zu. Er war viel kleiner, als er auf seinem Stammsitze aussah, seine in Lappen gewickelten Füße huschten lautlos dahin. Den Dorfleuten, die uns, ohne zu grüßen oder gegrüßt zu werden, begegneten, schien er eine gewohnte Erscheinung zu sein, um so verwunderter betrachteten sie mich, der hinter dem gelben Pelz neugierig dreinlief. Durch einen großen Bauernhof ging der Weg, hinaus in einen Obstgarten, dort zwischen Busch und Baum stand die Klause. Ursprünglich mochte sie als Hüterhaus gedient haben, jetzt war sie die Wohnung meines Götterlieblings. Im Stübchen ein Tisch, ein Stuhl, ein Kasten, ein Ofen, ein schmales kurzes Bett, ein Buch und ein Kerzenleuchter. Durch ein helles Fenster strömte Licht auf diese Herrlichkeiten.

Sogleich öffnete mein Gastherr den Kasten, begann mit schneeweißen Linnen den Tisch zu decken, einen kleinen zierlichen Kübel mit Butter, einen Laib Brot und ein Salzfäßchen herzurichten.

Ich fiel ihm in den Arm: „Nein, mein Lieber, so ist es nicht gemeint. Ihr habt, wie ich sehe, hier die Bibel,

und da drin steht's, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt, sondern auch vom Worte. Ihr sollet mir zuerst hübsch verzeihen, daß ich falsch, wie die Welt schon einmal ist, mich an Euch gemacht habe und sollet mir dann etwas sagen."

„Aber essen wirst du doch etwas!" rief er besorgt.

„Ich sehe Euch nämlich schon seit Jahr und Tag an der Straße sitzen und Almosen heischen," begann ich.

„Da siehst du ganz richtig," antwortete er.

„Und nun möchte ich gerne wissen — nein, es wird doch nicht gehen. Ihr werdet böse sein, — und Euch beleidigen? Nein."

„Du mich beleidigen?!" fragte er mit langgezogenem Tone und blickte mich dabei mitleidig, aber sehr überlegen, mit halbem Auge an. „Du armer Narr!"

„Nun gut. Ich möchte nämlich gerne wissen, warum Ihr bettelt."

„Warum ich —? Ha ha ha? — warum ich bettle?" fuhr er lustig drein. „Sage mir doch, warum du Luft schöpfest! Sage es mir doch!"

„Ihr seid gesund und stark wie einer. Ihr habet da ein gutes Brot, man sieht ihm's an, daß es Euch schmeckt. Aber würde es nicht noch besser schmecken, wenn Ihr es Euch verdient hättet? — Mit arbeiten —"

Jetzt trat er ein paar Schritte zurück, zog über der Brust seinen Pelz zusammen, legte die Arme darüber, schaute mich mit seinem munteren Gesicht herzlich mitleidig an und sprach: „Jetzt hast es gesagt. Jetzt hast es gesagt, das große Wort. Und wenn die sieben Weltweisen sieben Jahre lang dran studiert hätten — besser hätten sie es auch nicht sagen können. — Arbeiten!"

„Na, ich meine nur . . .“

„Arbeiten!“ rief er aus, und seine Züge verzogen sich wie im Schmerze. „Aber Freund, arbeiten thut ja weh! Schwitzen! Pfui Teufel! Schau her, das steht auch in diesem Buche: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dir dein Brot verdienen, weil du gesündigt hast!“

„Nun, da habt Ihr es.“

„Ich habe aber nicht gesündigt!“ rief er frisch und munter aus. „Ganz unschuldigerweise bin ich auf die Welt gekommen, hab's nicht betreiben und nicht hindern können. Zu Leid hab ich auch niemandem etwas gethan, außer daß ich meiner Kindsfrau in den Finger gebissen haben soll, weil sie mir statt der rechtmäßigen Muttermilch Kuhmilch in den Mund schmuggeln wollte. Denn ich glaube schon mit Zähnen geboren worden zu sein. Und da soll man kein Naturrecht haben aufs Essen? Da soll man sich ein solches Recht erst durch allerlei Anstrengungen erwerben müssen? Thu mir den Gefallen, Kindskopf, und glaube das nicht.“

„Ihr zieht es also vor, andere für Euch arbeiten zu lassen.“

„Jetzt wirst du bitter, mein Freund,“ sagte er gutmütig. „Und das taugt wieder nicht. Ärger ist kein kleineres Unrecht, als Arbeit. Ich will niemanden verleiten, und ich habe all meiner Tage keinem Menschen befohlen, für mich zu arbeiten. Siehst du es denn nicht? die ganze Welt ist voller Tiere, alle sind frisch und munter, und kein einziges ist so dumm wie der Mensch, und arbeitet. Arbeiten die Menschen für sie? Lasse diese zweibeinigen Herrschaften nur erst aussterben, dann arbeitet niemand mehr, und die Welt wird doch voll Leben sein.“

Als ich in das Häuschen getreten, hatte ich nicht gedacht, in wenigen Minuten hier vor einem hohen Herrn zu stehen. Nun sah ich's, das war einer. Das war einmal ein anderer, als die gewöhnlichen sind. Um ein Stück Brot war ich gekommen. Er gab ein großes. Ob es auch nahrhaft war, das sollte sich zeigen. Im ersten Augenblick fühlte ich mich schier betäubt. Wie? das Tier arbeitet nicht und lebt doch? Und glücklicher als der Mensch, gerechter, schuldloser?

Es ist naturgemäß, nicht zu arbeiten.

Diesen Gedanken hatte ich noch nie gedacht.

Während ich noch befangen war, begannen sie heranzukommen. Zuerst die krabbelnde Ameise: „Es ist nicht wahr! Wir arbeiten." — Dann die summende Biene: „Verleumdung! Wir arbeiten!" Dann der Biber, die Spinne, die Vögel, die Schlangen und andere in langen Reihen, und alle riefen pfeifend, piepsend, gröhlend, knurrend, bellend, krähend: „Wir arbeiten! Wir arbeiten!"

Ich sagte es dem Bettler. Er lächelte freundlich und sprach: „Mein viellieber Gast! das weiß ich ja, daß der Maulwurf wühlt. Aber denke an, zwischen Arbeit und Arbeit ist eine breite Straße. Bin ich ein Müßiggänger? Nein, ich bin ein Bettler. Ich gehe aus, um zu sammeln. Ich strecke meinen Stab aus, um Gaben in Empfang zu nehmen, ich trage sie nach Hause, die Münzen setze ich in Lebensmittel um, die Lebensmittel bereite ich zu, bewahre sie auf, achte, daß sie nicht verderben. Ist das Arbeit? Nein, es ist Thätigkeit. So bethätigt sich freilich auch das Tier. — Aber ich mache keine Arbeit, die anderen zu gute kommt, solchen, die nicht arbeiten, die faulenzend in Prunk

und Hochmut das genießen, was andere erworben. So arbeite ich nicht."

„Das ist eben eine menschliche Erfindung," sagte ich.

„Nein, eine teuflische!" rief er. Da war er ganz erregt.

„Thätigkeit und Arbeit, den Unterschied kennt man," sagte ich. „Pflügen und Säen ist Arbeit, ernten ist nur Thätigkeit. Ihr, lieber Bettelmann, habt Euch für die letztere entschieden."

„Und das ist das Richtige!" fiel er ein. „Nicht arbeiten, nur sammeln. Die Natur, wenn sie gesund ist, produziert mühelos ihre Früchte aus sich selbst. Arbeit ist Sünde gegen die Natur. Töte mich, wenn's nicht wahr ist."

„Ich töte Euch nicht," darauf meine Entgegnung, „denn Ihr müsset mir vorerst noch Antwort geben, Ihr wollet also nicht für andere arbeiten?"

„Nein."

„Aber andere sollen für Euch arbeiten?"

„Schaf Gottes, wer sagt denn das?" rief er aus. „Ich sammle ja nur Brosamen. Sie geben mir doch nur das in den Korb, was sie zu viel haben, was sie verstreuen wollen. Sie thun's nicht aus Barmherzigkeit, sie thun's, weil ihr Überfluß in ihnen das Bedürfnis gezeitigt hat, Abfälle zu haben, armen Kreaturen manchmal etliche Brocken hinzuwerfen. Sie sollen nur geben. Dankbar müssen sie sein, daß sie geben dürfen."

„Wie kann man bei so hartem Urteil über die Menschen ein so heiteres Auge haben?" fragte ich ihn.

„Junger Freund," antwortete er, „das kann man, wenn man fertig ist. — Glaubst du, daß meine Mutter

mich als Bettler geboren hat? Meine Wiege war der Reichtum, lieber Mensch! — Das, was ich heute bin, habe ich selbst aus mir gemacht!" Im stolzen Tone des Emporkömmlings waren diese Worte gesprochen. „Aber viel braucht's, bis man es so weit bringt!" fuhr er fort. „Viele Jahre lang, o meine schönste Lebenszeit, habe ich mich vom Besitz knechten lassen. Man glaubt, sein Leben zu schmücken, und man belastet es nur. Die tausenderlei Dinge und Dingelchen, die an den Reichen sich kletten — ein abscheulicher Ballast! Man kann nicht weiter, man kann nicht hinan, man ist ein Sklave und trägt die schwere Kette nur deshalb mit Gier, weil sie von Gold ist, und ist ein durch und durch lumpiger Lump. — Du hast gewiß Bekanntschaft mit reichen Leuten. Nun also. Ich war auch so einer. Betrachte ihr dummes Leben, und du hast das meine vor Augen. Aber endlich, als mir übel war aus- und inwendig, gerade schon auf dem Punkt, wo die Besseren sich zu töten pflegen, erwachte in mir der Egoismus. Hol's der Teufel! dachte ich, und schmiß den ganzen Krempel von mir. Es war eine wanstige Ledertasche." —

Als er nicht weiter sprach, fragte ich: „Was war mit dieser Ledertasche?"

„Ins Wasser hab ich sie geworfen."

— Man spricht auch bildlich so, aber bildlich war's nicht gemeint. Eine Stunde unterhalb der großen Stadt, in den Auen. Genau hat er den Platz bezeichnet, wo er seine Papiere, im Werte von mehr als einer Million Gulden, in die Donau geworfen hat.

„Ihr seid nicht klug!" rief ich erschrocken.

Er klopfte mir auf die Achsel: „Das muß ich besser wissen."

„Das mag ja sehr philosophisch sein, aber gut ist es nicht.“ Also mein überlegener Einwand. „Ein guter Mensch hätte das Vermögen, anstatt ins Wasser zu werfen, einem Armen geschenkt.“

„Der wäre davon ja reich geworden, du Tropf!“ rief der Bettler. „Ich habe mir ohnehin nachher Vorwürfe gemacht. Wie leicht konnte die Ledertasche aufgefangen werden und in Menschenhände kommen. Gift wirft man nicht ins Wasser.“

„Ihr hättet das Vermögen ja an tausend Arme verteilen können.“

„Du hast leicht reden,“ entgegnete er darauf. „Du bist sicherlich nicht aufgewachsen unter der Thorheit der Million. Wäre ich damals schon weise gewesen, so hätte mir das Geld nichts angehabt. Ich habe nur gesehen, daß das Geld mein Unglück ist, so habe ich gemeint, es müßte auch das Unglück anderer sein. Und ob's nicht denn doch so ist, sage es, Mensch, den ich nicht kenne! Ich kenne dich nicht, ich liebe dich nur, weil du doch hungrig bist, nicht? Nun siehe. Glaubst du nicht auch, daß dir geschenktes Geld zuwider ist? daß es dich verwüstet? daß dich nur der Besitz freut, den du dir selber erworben hast?“

„Und so spricht ein Mann, der an der Straße sitzt und bettelt?“

Er blinzelte mit dem einen Auge, drückte das andere zu und sprach: „Das verstehst du nicht. Die Pfennige, die ich bekomme, sind ehrlich erworben. Halte ich doch die Stange hinaus! Sage ich doch mein Vergeltsgott dafür! Der Thaler, wenn er in den Korb fiele, wäre geschenkt. Ich lebe von Pfennigen, begleiche meinen Wohnungszins,

nähre mich, kleide mich, bin niemandes Herr, niemandes Knecht, und stärker wie der König."

„Das wäre!"

„Ja, das ist," fuhr er lustig fort. „Der König hat ein großes Heer und muß immer noch fürchten, daß ihm der Feind etwas wegnimmt. Mir kann niemand was wegnehmen."

Ich langte wie raubend nach dem Butterkübel.

„Ha ha ha, sie gehört dem Hausherrn!" lachte er, „sie ist noch nicht bezahlt. Und deswegen, Freund, muß ich wieder ans Tagwerk." Er langte seinen Korbstab vom Winkel.

Ich hielt ihm die Hand hin: „Hat mich gefreut, endlich einmal die Bekanntschaft eines Glücklichen gemacht zu haben."

Er wendete sich rasch um, als ob der, zu dem ich sprach, hinter ihm stünde.

„Ein Glücklicher — wo?" fragte er wie verblüfft. „Solltest du mich —? Ja, ja, es geht mir soweit gut, aber glücklich bin ich nicht. Du siehst es ja." Er deutete auf seine Lagerstätte. „Viel zu kurz. Ich bin fünf Schuh lang, und der Trog vier. Was kannst machen? Bei den Bauern findet man's nicht anders. Man grübelt nicht weiter, klappt sich zusammen und gut ist's."

Ich sah es wohl ein. Auf sechs Schuh langen Erdenraum hat sogar der Tote Anspruch, und dieser Lebendige besaß ein Drittel weniger. Er hätte vielleicht nur das Fußbrett ausstoßen müssen . . . .

So nahe ist mancher Mensch seinem vollkommenen Glücke. Aber er stößt das Brett nicht durch. —

Als wir selbander die Straße dahingingen, begegnete

uns der Schloßherr, er fuhr vierspännig und grüßte den Bettelmann mit einer Handbewegung. Dieser dankte „von oben herab". Dann blieb er stehen, schaute ihm nach, schüttelte den Kopf und murmelte: „Armer Bruder! Das Kameel hat vier Beine, und du hast achtzehn. Wenn dir eins bricht?"

„Sagt Ihr auch zu dem du?" meine Frage.

„Ha ha ha! das ist der erste gewesen, den ich geduzt. Zu den Eltern hat man damals Sie gesagt. Welsche Narrheit. Aber die Geschwister untereinander . . . immer du."

Er war zur Stelle. Ohne weiteres kletterte er mit guter Übung an den steinernen Statuen empor, setzte sich in den Schoß der Aphrodite und streckte den Stab mit dem Binsenkörbchen aus — nach mir.

Ich reichte dem Bruder des Schloßherrn zwei Pfennige und schritt nachdenklich meines Weges.



Die Geschichte vom zurückgeläuteten Toten.

Mit aufgeschürztem Vortuch und scharfem Messer stand er im Kreise seiner Zöglinge, und schnitt ihnen der Reihe nach die Köpfe ab. Warf sie in einen Leiterwagen zusammen und die Stengel standen kahl da im Krautgarten. Hinterher kam das Weib und hackte auch die Stengel ab. Die Krautköpfe den Knechten und Dirnen, die Krautstengel den Schweinen, so spielte das traute Paar die Vorsehung für den Winter.

Auf einmal bog sich die krumme Alte geradewärts und horchte.

„Hörst nix, Fockel?" fragte sie ihren Mann.

Der stand auch still, legte die hohle Hand ans Ohr, machte einen kurzen Pfiff und sagte: „Läuten thun's."

„Was mögen's denn läuten? Im hellen Werktag?"

„Für unsere geköpften Krautgebel 'leicht freilich nit."

„Schaf, du!" dachte sie, sagte es aber nicht, denn er war Schultheiß.

Hastete der Halter Nickel am Feldrain heran: „Wißt's es schon? Wißt's es schon?"

„Was denn? Was ist denn geschehen?"

Der Halter atemlos: „Läuten thun's!"

„Das hören wir ja, du Popel! Warum läuten sie?“

„'s selb weiß ich selber nit.“

Vom Dorfe her brummte es lange. Dann setzte das Läuten ab und begann wieder.

„Totenschauer läuten! 's hat wieder einer dran glauben müssen,“ meinte der Jock und schnitt Köpfe.

Über den Feldweg kam der Feidelbub mit dem Rübenkarren gefahren, der berichtete, gestorben sei jemand.

„Du Jock, du Schultheiß-Jock!“ rief der Halter, „jetzt weiß ich schon, weswegen sie läuten. Gestorben ist wer!“

Kam auch schon der Briefbote gegangen: „Eine Neuigkeit, meine Herren und Damen! Der Silsam ist gestorben!“

Dem Jock fiel das Messer aus der Hand, der Jockin die Hacke. Der reiche kerngesunde Silsam! Der ehrengeachtete Nachbar Silsam!

„'s Herzschlagel. In der Flachsdörrkammer.“

Na, jetzt wußten sie auch, woran und wo.

„Mich g'freut's nimmer, 's Krautköpfen,“ meinte der Schultheiß. „'s ist eh eine Sitzung. Ich geh zum Michelwirt.“

„Thuts lieber beten!“ ermahnte die Jockin.

„Halt deinen Knödelbeißer!“ gab der Jock rüde zurück und siffelte davon.

„Ins Wirtshaus, jetzt!“ sagte der Halter. „Da thät ich was Gescheiteres wissen! Thut's beten!“ Dann trottete er der Alm zu und freute sich über seine Klugheit, daß er gleich gewußt hatte, gestorben wäre einer und beten sollten sie!

Die anderen eilten ins Dorf. Dort war alles aufgeregt und fast in gehobener Stimmung. Es trägt sich

doch so selten was zu, in Tummelberg. Jährlich zwei, drei Leichen, dann ist's aber auch ein Volksfest. Bis auf einen Bruder hatte der Silsam keinen Verwandten gehabt, also that das Totenklagen niemandem weh, man trank dabei, man munkelte dabei, seufzte ein- ums anderemal: 's ist schad um ihn! Wem er's nur vermacht haben wird! — Und im ganzen gab es eine rechte Unterhaltung.

Weil der Silsam ein guter Christ gewesen und sonst auch was, so gab es natürlich ein großes Leichenbegängnis. Der Pfarrer betete am Grabe nicht drei Vaterunser, wie es sonst geschah, sondern sieben, und die Gemeinde half wacker mit, den verstorbenen Mitgenossen ins Himmelreich hineinzubeten. Die drei Glocken läuteten eine ganze Stunde lang, die große brummte in langsamen Schlägen, die mittlere schlug ihre helleren und schnelleren Klänge, und die kleine bimmelte mit hastigen Schrittlein drunter her. Etliche mochten betend sich bei solchem Begängnisse wohl der irdischen Vergänglichkeit erinnert haben, die meisten dachten nichts, als etwa, daß bei diesem Knien auf den Erdschollen die Hosen schmutzig werden.

Als es vorüber war, sagten sie untereinander: „So, das wäre auch vorbei."

Aber es war nicht vorbei, es fing erst an, und in der alten Chronik von Tummelberg ist die unerhörte Geschichte verbucht. — Als der Silsam bestattet war, erhob sich auf einmal die Mähr, der Silsam sei nicht gestorben. Er sei zwar tot, aber nicht gestorben wie andere Leute, er habe sich — selbst —

Es mußte noch einmal vorzeitig Feierabend gemacht werden in den Gärten, auf den Feldern, und das Wirtshaus war so übervoll, daß der Michelwirt es sogar wagte

mit dem abgestandenen Faß Bier, das er schon halb und halb für den Schweinstrog bestimmt gehabt hatte. Der Strick wurde herumgelangt von Tisch zu Tisch, ein schmales Korbband war es eigentlich, mancher versuchte spaßeshalber seine Zähigkeit. „Halten thät's es! Gehalten hat's es!"

Des Verstorbenen Bruder, der Berthold, hätte vielleicht alles gewußt, aber er war nicht vorhanden. Der Pfarrer ließ ihn holen aus der Holzknechtkaserne, aber der Berthold wollte nichts sagen. Er hatte schon zu viel gesagt, nachts im Traume: „Bruder, Bruder, warum hast du mir das gethan? Müssen alle warten aufs andere Sterben, hättest nit du auch warten können? Was pressiert's denn so, die Ewigkeit rennt dir nit davon! Wenn's aufkommt, scharren sie dich ein, wie einen Hund. Die Leut sind Teufel bei so was, und die Schand kommt auf mich!" So hatte der alte Berthold im Traum geschwätzt in der Kasern', bis er nachher scharf ins Verhör genommen wurde. Na, halt am Strick habe er ihn gefunden, in der Flachskammer. Und warum? Kein Mensch wußte es. Der Silsam war in früherer Zeit immer so heiter gewesen, so angesehen und wohlhabend. Wo muß nun der Teuxel denn gesteckt haben? Der Berthold konnte sich's schon denken, als er in den Truhen Geld suchte und Schuldbriefe fand. Am nächsten Allerheiligen-Tag wird der eine fällig, der große, und der Klotzbauer wird herüberkommen aus dem Galtenthal und alle Herrlichkeit ausblasen. So ein Schuldbrief ist weniger als nichts. Armut! Mit der wär am Ende noch fertig zu werden, der Mensch — wenn man's recht nimmt — braucht ja nicht viel, aber der Gläubiger Wut und der Leute Hohn! Das mochte der Silsam bedacht haben. Das Korbband wetzte ihm derweil

an der Schulter herum; strich ein wenig an den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich wär das beste. Versäumen thätest du nichts mehr auf dieser Welt. Auf dieser dummen Welt! Ich thät gar nit so weh. Ein bissel anziehen, ein bissel blau vor den Augen, und gut ist's. Einmal ist einer zu früh abgeschnitten worden, der hat gesagt: Ihr verflixten Leut, es wäre so angenehm gewest, es hat just so schön gegruselt über den Buckel hinab. — Probier's mit mir. Taugt's dir nit, kannst dich ja auf die Füß' stellen." O, dieser höllische Korbstrick! — Und dann hat ihn der Bruder gefunden, auf die Füße gestellt hatte er sich nicht mehr, aber die Zunge hat er der Welt vorgestreckt, wie ein Bub, der jemandem ein boshaftes Schnippchen geschlagen.

Halb hörte solches der Pfarrer aus dem Munde des Berthold, halb dachte er sich's, und es wäre nur gut, daß es jetzt erst aufgekommen, da der arme Mensch schon mit christlichem Segen in der Erde ruht.

Nun aber standen etliche Bauern zusammen, meldeten sich im Pfarrhof und was jetzt zu machen wäre?

„Was wird zu machen sein," meinte der Pfarrer, „nichts."

„Aber das können wir nicht dulden! Auf dem geweihten Kirchhof, wo wir selber einmal liegen sollen, unsere Weiber und Kinder, da können wir keinen Selbstmörder brauchen. 'raus muß er!"

„Ja, Hochwürden Pfarrer, 'raus muß er! Und das heilig Gebet, das wir für ihn gehalten, nehmen wir auch wieder zurück!"

Dem Pfarrer war etwas ungleich. Man solle lieber

kein Aufsehen machen, und den armen Silsam ruhig schlafen lassen.

„Kein Aufsehen! Ruhig schlafen, der Gottlose, in geweihter Erden!“ schrien die Bauern, „wenn einmal die Geistlinger selber so reden, dann ist's kein Wunder, wenn der Antichrist anruckt!“

Der Pfarrer war ein wenig betroffen, daß seine Pfarrkinder manche Predigt, die im Laufe der Zeit gehalten worden, so ernst genommen, daß sie so fest waren im „Glauben“. Er konnte sich eigentlich dazu gratulieren, aber eine Stimme zutiefst in seinem Menschenherzen sagte doch: Knöpfe sind's! Pharisäer sind's!

Er besprach sich mit Fock, dem Schultheiß, was da zu machen wäre.

Der Schultheiß rieb sich am Kinn, es war leidlich glatt rasiert, glotzte tiefsinnig drein, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Na!“

Das war aber dem Pfarrer zu wenig.

Und der Schultheiß sprach: „Pfarrer, lassen wir ihn drinnen. Aber das Grab muß er bezahlen, das geweihte, das ihm nicht gebührt. Hundert Thaler für die Gemeinde werden nit zu viel sein.“

„Und die Kirche? Soll die schon wieder einmal leer ausgehen?“

„Der Friedhof gehört der Gemeinde, wird von der Gemeinde erhalten, was einkommt, gehört also auch der Gemeinde. Wem's nit recht ist, der soll klagen!“

„Du bist und bleibst ein Steinschädel!“ sagte der Pfarrer, bestand aber nicht weiter auf seiner kirchlichen Forderung, weil er's insgeheim ja wußte vom Berthold, der Silsam habe nichts hinterlassen.

Am nächsten Tage wußte es freilich auch der Schultheiß.

„Nichts da ist?! Das ist doch ein hautschlechter Kerl gewesen, dieser Silsam. Ohne Umstände heraus mit ihm!" So das würdige Gemeindeoberhaupt, und hieb zornig mit der Faust auf den Tisch.

Da sagte der Pfarrer bescheidentlich: „Wenn nichts da ist, dann soll man ihn erst recht liegen lassen, wo er liegt. Das Exhumieren kostet ja Geld, wer soll's zahlen?"

„Die Kirche soll's zahlen!" sagte der Schultheiß, „denn der Kirche wäre es zugestanden, sich vorher zu überzeugen, ob der Tote auch richtig in geweihte Erde gehört oder nit!"

„Mit dir will ich nicht streiten, macht's was 's wollt's," sagte der Pfarrer und ging davon.

Der Schultheiß zog den Berthold heran, des Verstorbenen Bruder: „Hörst, Mensch, du bist der Bruder, du bist der Erbe. Willst zahlen, daß er liegen bleiben darf?"

„Du Patsch!" gab der Berthold geringschätzig zur Antwort. Sonst sagte er nichts.

„Gut, du wirst zahlen fürs Ausgraben."

Der Berthold steckte den Daumen zwischen den Zeige- und den langen Finger, bog die letzteren ein, so daß der Daumen hinten hinaus stand, und hielt solche zierliche Figur dem Schultheiß vor. Dieser gab ihm einen Fußtritt zur Thür hinaus, und damit war die Besprechung zu Ende.

Noch an demselben Tage kamen die Schaufler und begannen zu wühlen auf dem Grabe des Silsam. Der Pfarrer war nicht dabei, der ging unruhig in seinem Baumgarten auf und ab und murmelte: „Bestie, dein Name ist Mensch!" — Aber der alte gemütliche Mann war eingeschüchtert, und der Mut des Herzens, mit dem

er in früheren Jahren Glaubenseifer und Fehde gegen Andersartige gepredigt hatte, ließ ihn jetzt im Stiche, da es galt, einen abscheulichen Frevel zu verhüten.

Auf dem Kirchhof hatte sich das halbe Dorf versammelt, aber nicht um zu beten. Im Gegenteil, das vorige Begräbnisgebet mußte rückgängig gemacht werden. Der Kirchendiener mit dem käsweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar kniete während der Exhumierung vor dem großen Kreuze, hob die Hände gegen Himmel und rief in einem halb singenden Tone: „Himmelgott! Wir haben vor drei Tagen für den Silsam sieben Vaterunser gebetet, thu' sie streichen. Wir haben eine gute Meinung gemacht für seine arme christliche Seel', laß sie nit gelten. Verzeih uns, daß wir so verblendet gewesen und für einen Selbstmörder gebetet haben, der in die unterste Höllen gehört. — Verzeih uns die Sünd!"

„Amen!" sagte die Gemeinde.

Aber der Frieden war damit immer noch nicht ganz in die Gemüter zurückgekehrt. Denn nun fiel dem Klampferer-Schwend erst das Wichtigste ein: Die Glocken! — Hatten nicht die Kirchenglocken geläutet beim Begräbnis? Dem Selbstmörder! Die Glocken sind entweiht! Man kann sie zu keinem Gottesdienst mehr brauchen! Das wär sauber! Bei Hochzeiten Selbstmörderglocken! — Sie müssen umgegossen werden.

Jetzt, das Umgießen war aber nicht nach der Leute Sinn. Ob es die Dorfgemeinde zu bestreiten habe, oder der Pfarrsprengel, zahlen müßten die Leute, und am Ende — so meinten sie — bliebe die Unweihe doch im Erz. Man müsse den Teufel anderswie austreiben. Der Kirchendiener mit dem käseweißen Gesicht und dem kohlschwarzen

Haar lehnte am Kreuz, hielt die Arme über der Brust verschränkt und sagte es nur so nebenbei hin: „Wir haben das Gebet zurückgebetet, wir können ja auch die Glocken zurückläuten."

Wie? — Sie horchten hin. Die Glocken zurückläuten? „Das ist wieder einmal gescheit, Kirchenwaschel!" Die es sagten, tippten mit ihren Fingern auf die Stirn — das war soviel als zurückgelobt.

Der Kirchendiener sagte ganz gelassen: „Man braucht nur die Glockenklöppel umgekehrt einzuhängen, dann läutet's zurück."

Jetzt spotteten sie nicht mehr. Das war ein Gedanke! Das war ein Mittel. Das beste und das einzige. — Eilends machten sich etliche Bursche, der Klampferer, der Seiler und der Riemer darunter, mit Werkzeug auf den Thurm, und nach drei Stunden läuteten die Glocken zurück. Sie klöckelten verdammt schrill, aber das war eben das Passende, und unter ihrem Bimmeln wurde der Sarg des Silsam aus der Grube gehoben. Unter Poltern und Fluchen — denn das Ding war schwierig — wühlten sie unterhalb die Erde durch, zogen die Stricke ein und hoben den Sarg, der sich nur knirschend löste von seinen Schollen, aus der Tiefe herauf. Feuchte Erde klebte an den schwarzen Brettern. Am Strick schleiften sie die Masse über den Rasen hin, zum Thore hinaus. Der Abdecker leitete die Arbeit. Und draußen hinter der Kirchhofsmauer am Hagebuttenstrauch haben sie die Truhe eingescharrt.

Ein Anrainer wollte Verwahrung einlegen. Wie kam der Fidel-Veit dazu, bei seinem Acker eine solche Nachbarschaft zu haben?

„Ja, ja, Fidel-Veit," neckte der Klampferer, „nachher

steigt dir der Silsam durch die Kornhalme herauf und ins Mehl!"

„Wie komm ich dazu!" rief der Fidel dem Schultheiß entgegen.

„Halt dein Lugendorf!" fuhr ihn dieser an, damit war der Protest erledigt.

Aber nicht alles war damit erledigt, es ergaben sich immer noch neue Schwierigkeiten. Der Eckgruberschuster warf die Frage auf von wegen der Totenzehrung. Nach dem ersten Begräbnis waren die Leute beim Michelwirt zusammengekommen, um für die christliche Seelenruhe des Verstorbenen zu trinken. Diese christliche Seelenruhe mußte jetzt auch zurückgetrunken werden. Nach dem vom Kirchenwaschel erfundenen Systeme war das gar nicht so schwer. Man setze sich umgekehrt zum Zechtisch, so daß ihm der Rücken zugewendet ist und trinke. So haben sie sich rings um die Tische gesetzt, sich fest dran mit dem Rücken gestemmt und haben zurückgetrunken fünf Stunden lang, bis in die tiefe Nacht, daß der Selbstmörder doch endlich zurückgebetet, zurückgeläutet und zurückgetrunken sei vom Himmel in die Hölle!

Und während die Leute im Wirtshause soffen und gröhlten, schlich in der Dunkelheit und auf Umwegen der Pfarrer hinaus bis zum Raine hinter der Kirchhofsmauer. Dort am Hagebuttenstrauch brach er zwei dürre Äste, band sie mit einem Dornzweig kreuzweise zusammen und steckte das Kreuz auf den lockeren Schollenhügel. Dann kniete er davor nieder und sprach ein Gebet für den Seelenfrieden des armen Silsam.



Sie kratzt nimmer!

„Komm, Vater, der Lipperl will wieder einmal nicht folgen!" rief die scharfe Stimme der Mutter aus der Stube heraus. „Er will die rupferne Pfaid wieder einmal nicht anlegen. Komm, Vater!"

Der Vater, der im Vorhause auf der Hanselbank geritten war, um einen Stiel zum Hausbesen zu schneiden, legte den Schnitzger hin und stand auf. Er war ein stattlicher, noch fast junger Mann und hatte ein rundes Gesicht, auf welchem die gute Stunde zu lesen war, trotzdem er soeben Besenstiel geschnitzt hatte. Er ging nun langsam in die Stube. „So!" sagte er, „folgen will er nicht, der Lipperl!"

Die Mutter that am Kinderbettlein um und war vergeblich bemüht, den etwa fünfjährigen Knaben in das neue Hemd zu bringen, das gestern erst aus den Händen der Nähterin gekommen war. Die Nähterin war eine herzensgute Frau gewesen, hatte auch gar feine Hände gehabt, aber die Pfaid, die aus diesen Händen hervorgegangen! Wenn der Lipperl von der „eisernen Jungfrau" schon einmal etwas gehört hätte, so würde sich ihm kein übler Vergleich ergeben haben zwischen diesem Fräulein

mit den zahllosen Eisenspitzen inwendig und der rupfenen Pfaid, die ihm die Mutter eben über den Kopf streifen wollte. Der Rupfen, wer ihn kennt! Das ist die grobe, ruppige Leinwand, in der noch die spießigen Agen stecken. Sonst war es der Brauch, daß die neuen Schuhe und die neuen Rupfen-Pfaiden zuerst ein Dienstbotenkind, ein lediges, durch etliche Tage anlegen und lind walgen soll, ehe das Hausbüblein hineinschlüpft. Dem Franz im Hof gefiel dieser Brauch nicht. „Mein Bub muß auch gerüffelt werden," sagte er, „hat eh eine Haut wie Fließpapier. Das Fell muß gegerbt werden und die weiße Haut gekratzt bis sie rot ist. Gegerbte Häute halten länger und rote sind gesünder und auch schöner. Also drum hinauf mit der rupfenen Pfaid!"

Der Lipperl zeterte höllisch, als der Vater eintrat, er wollte jetzt weder gesund noch schön sein, noch lange halten und am wenigsten wollte er in die neue Pfaid. Die Mutter hatte er sich mit stämmigen Ärmlein und strampelnden Füßlein zur Not vom Leibe gehalten, beim Vater gab's keinen Widerstand, oder die Geschichte wurde noch schlimmer. So nahm der Vater auch jetzt ohne weitere Umstände das wimmernde nackte Knäblein aus dem Kissen, streifte ihm das spröde Hemdchen über Kopf und Achseln und legte ihm auch das neue Lodenhöslein an, welches, so proper es sich von außen ansah, inwendig auch seine Widerlichkeiten hatte. Und nun stand die kleine Kreatur da, die Beine auseinanderspreitend, die Arme halb gesenkt, das Körperlein eingekauert, bewegungslos, weil ja bei jeder Bewegung die Hose und die Pfaid jämmerlich kratzten. So stand er da wie ein Sträußlein Elend und ächzte und stöhnte, als sollte er eben geköpft werden. Anstatt dessen

sagte der Vater lachend: „Na wart, wir wollen dir die Wehleidigkeit schon herausnudeln!“ Nahm ihn, legte ihn auf den Fußboden sachte um und begann ihn flott hin und her zu walgen. Die Mutter schlug ihre Hände zuerst über den Kopf und dann über den Magen zusammen. Der Lipperl schrie unter den kräftigen Armen des Vaters, dann wimmerte er und endlich hub er bei seiner nudelwalgenden Bewegung an zu kichern. Dann sprang er auf und das Kratzen war weg, die Pfaid war weich gewalgt. Der Lipperl lief lachend davon.

„Bist aber doch ein rechter —!“ grollte die Mutter ihrem Manne zu.

„Freilich,“ sagte er, „unser Herrgott macht's mit uns Großen auch so. Thut uns ein bissel Kratzen zu weh, so macht er was Stärkeres.“

„Du weißt halt alleweil was,“ entgegnete sie. „Und derweil du mit dem Kleinen umthust, vergißt du auf die Große!“

„Ah beileib nicht, Jula, auf dich vergeß ich nicht,“ sagte er und that schier, als wollte er sie halsen.

„Tschapperl! Auf das Mädel vergißt!“

„Richtig, auf die Theresel, die ist jetzt auch schon bald eine Große! Man gewöhnt sich halt so schwer daran, daß sie groß werden, die Kinder, die man kleinerweis kriegt hat.“

„Sie wird schon bald achtzehn,“ sagte die Mutter, dieweilen sie die Bettdecke des Knaben in die Luft auswirbelte. „Ich hab dir sagen wollen, Franz, heut — heut will er kommen . . . .“

„Wer?“

„Der Derler.“

„Der Derler? Der Sepp? Der Dirn steigt er wieder nach? Das soll er sein lassen, ich sag ihm's!" Das Weib stellte ihre Arbeit ein, schaute ihm ruhig ins Gesicht und sagte: „Zu dir hör ich, will er heut kommen, der Sepp. Ernst will er machen. Ich bitt dich, Vater, sag nicht nein. Die ganz Nacht hat sie heut geflennt, die Theresel, vor lauter Angst, du kunnt'st nein sagen. Geglaubt hätt' ich's nicht, daß ein Mädel so vernarrt kunnt sein in ein Mannsbild."

Jetzt drehte er sich halbseitling zu ihr, schaute sie windschief an und sagte: „Bist du's nicht auch gewesen?"

„So nicht!" wehrte sie ab, „nein, so nicht, nachgeflennt hab ich dir nicht!"

„Weil du mich geschwind g'habt hast!" rief er aus und klatschte in die Hände. Dann ernsthaft: „Na, ist gut, das Mädel soll ihn auch haben. Gegen das Heiraten hab ich nichts, der Derler Sepp ist soweit ein braver Mensch."

„Und ein schöner Mensch!"

„Und ein fleißiger Mensch."

„Und der große Hof dazu!"

„Ist auch nicht zu verachten —" setzte er bei. Dann fuhr er lebhaft in die Höhe: „Aber mein Gott, jetzt soll das Mädel schon heiratsmäßig sein! Und hab's erst noch in Windeln herumgetragen. — Wann kommt er denn?"

„Stund eilf herum, hab ich gehört."

Der Franz legte seine Hände auf den Rücken, ging vom Tisch bis zur Thür und wieder zurück zum Tisch und fragte dann sein Weib: „Du, Jula, ich weiß nicht, was sagt man denn so eigentlich, wenn einer um die Tochter anhalten kommt?"

„Lapperl, was wird man denn sagen, in Gottesnamen: ja wird man halt sagen.“

„Und ihm's Dirndl gleich so hinwerfen? Nein, ich denk, man sperrt sich ein bissel.“

„Kannst dich ja auch ein bissel sperren. Aber halt nicht zu lang, es kunnt ihm anders einfallen.“

„Fürcht dich nicht, Jula, dem fällt nichts anderes ein. — Ich werd halt sagen, wenn er anfragt, daß — von wegen — na Teuxel, was sagt man nur da Gescheites?“

Sie zupfte sich einen losen Faden aus dem Ärmel: „Mein Gott, um ein schicksames Wort wird man doch nicht erst betteln gehen müssen! Sagt man halt, daß die Sache so viel unerwartet gekommen ist. Viel zu jung wär sie noch, und das gute Kind, man möcht es frei nicht geraten im Haus.“

„Narr, das ist ja das helle Nein!“ rief der Franz.

„Nachher,“ fuhr sie fort, kannst bald fragen, ob er denn mit dem Dirndl schon auf gleich wär? Gern haben, das wär die Hauptsach. Wenn er die Theresel gern hat — und 's ist ihr heiligs Fürnehmen und er verspricht, daß er sie glücklich machen will, so kunnt man nicht Nein sagen —“

„Du, Jula, jetzt, das geht wieder zu schnell,“ sagte der Franz, „was wär's denn mit einer Bedenkzeit —?“

„Ich bitt dich, Bedenkzeit! Das ist allemal gefährlich bei verliebten Leuten. Geheiratet ist's ja so nicht auf der Stell und versprechen können sie sich heut so gut als morgen. Sagst halt, wenn er sich's wirklich mit allem Fleiß überlegt hätt! Und der heilige Ehestand wär keine

Kleinigkeit, anfangen thut er freilich ganz lustig, aber nachher kommen die Kreuz und Leiden —“

Jetzt hatte der Franz Bedenken und sagte: „Du, wenn man einem so vorredet, da kann er erst noch ausspringen —“

„Gut, so laß Kreuz und Leiden weg.“

„Ich werd's lieber weglassen,“ versetzte er und somit war's besprochen.

Später stand die Mutter in der Milchkammer beim Dirndl. Das war ein kleines, rundliches Ding, aber die Lebenslust schaute ihm bei den vergißmeinnichtblauen Äuglein heraus.

„Ich hab schon geredet mit dem Vater,“ flüsterte die Mutter der Theresel zu.

„Was hat er denn gesagt?“ hauchte diese zurück und hielt vor Erwartung den Atem ein.

„Er wird schier nicht umsonst kommen, der Sepp!“

Da machte das Dirndl einen solchen Freudensprung, daß die Dielen knarrten und die Milch schwurbelte in den Töpfen.

„Jetzt muß ich dir aber auch was sagen,“ fuhr die Mutter fort. „Dieses Jöppel mit dem zerrissenen Unterfutter behältst mir nicht am Leib, wenn er kommt!“

„Das schwarze Sammtjackerl leg ich an,“ meinte das Dirndl.

„Na, versteht sich! Am hellen Werktag das Ostertaggewand, daß er kunnt meinen, du gingest nur immer so im Feiertag herum und hättest keinen Löffel zum Arbeiten! Das Blaudruckröckel legst an und das weiß Schürzel dazu. Schön sauber waschen im Gesicht und 's Haar fein glatt machen! Aber keine Schmecktropfen drauf, immer einer

riecht nicht gern. Und die Ohrgehängel thust weg. Vor nichts schreckt sich ein heiratendes Mannsbild so arg als vor Putz, weil er gleich denkt, Herr Jesel, was wird das Geld kosten! — Zuerst wird er mit dem Vater allein reden. Nachher wirst gerufen werden. Und bleib ja nicht vor ihm stehen wie ein Stock, mach dir gleich in der Stuben zu schaffen und wenn du Red angelassen wirst, so stell dich zuerst, als hättest keine Zeit zum Schwatzen. — Und muß ich dir noch was sagen," fuhr die Mutter in ihrem Unterrichte fort. „Sein Vater, der alte Derler, soll abergläubisch sein und einmal gesagt haben, bei jungen Mädeln müsse man schauen, wie sie die Uhr aufziehen."

„Was? Wie sie die Uhr aufziehen?" lachte die Theresel drein. „Das kann ich gar nicht."

„Wie eine die Hängeuhr aufzieht, soll er gesagt haben, daran erkennt man gleich, ob sie anschicksam ist oder nicht. Zieht eine bei der Schnur an, ohne daß sie beim Gewicht-Klachel nachhebt, so ist's nichts mit ihr, sie ist ungeschickt und verdirbt alles, was sie angreift. Ich bitt dich, Theresel, nimm dich zusammen! Wenn ich nachher auch in die Stuben komm, so werd ich sagen: „Schau, heut ist die Uhr noch nicht aufgezogen!" Drauf eilst du gschwind hin, steigst auf den Schemel, ziehst schön langsam an bei der Schnur und hebst mit der anderen Hand den Klachel nach, daß nichts bricht. — So und jetzt schau, daß du mit dem Abrahmen fertig wirst, Stund eilf herum ist er da."

Jetzt ging's der Theresel schlecht. Ihr erster Gedanke war: Aufputzen! Die Fingerlein krümmten sich schon nach der silbernen Halskette, nach den Ohrgehängen, und just das sollte sie nicht. Daß die Mannsbilder gar so wunderlich sein mögen! Hat sie ihn nur erst, nachher wirds ihm

wohl auch gefallen, nachher kauft er ihr gwiß noch was dazu. — Da fiel es dem Dirndl jäh ein: Wenn er die Ohrgehänge thäte tragen! Oder gar eine Halskette! Na, da wollt sie ihn schön auslachen. Er ist gerade so am schönsten, wie er ist. Nicht einmal die Tabakspfeife braucht er in den Mund zu stecken. Indessen, wenn er so ein bissel vom Tabak riecht beim Mund, so ein klein bissel, das macht einen ganz schwindelig vor lauter Geschmackigkeit. Aber kratzen muß man, um heil davonzukommen, diesen kecken Menschen in die Hand kratzen. Gott, ist das ein schöner Mensch! —

Stund eilf herum war die Stube mit aller Sorgfalt aufgeräumt, auf dem Schrank hatte die Jula neuen Linnenzeug offen liegen lassen, schneeblümelweißen Linnenzeug! Der Franz stand am Tisch und schnitt vom Laibe Brotspalten in eine hölzerne Schüssel für die Mittagssuppe. Er schnitt immer hinein und die Schüssel war schon voll und es ereignete sich nichts. Endlich hub draußen im Hofe der weiße Pintscher an zu keifen. Der dicke Schmadelbauer stieg langsam heran und hinter ihm der Derler-Sepp. Der schlanke, junge, lebfrische Sepp. Beide im Sonntagsgewand, der Schmadelbauer mit einem feierlichen Stocke, der Bursche die eine Hand in der Rocktasche, die andere mit dem Daumen am Hosenträger. Unter dem weißen Hemdkragen ein kirschrotseidenes Halstuch, aber am Hut keine Feder und keinen Strauß. Ob er morgen derlei tragen wird, das kommt aufs Glück an, das sie jetzt suchen gehen. Der Pintscher wollte dem Burschen in die grünen Strümpfe schnappen, allein der Sepp beugte sich nieder, klatschte mit der Hand auf die Lederne und machte dem Hündlein was Versöhnliches vor, gleichsam,

als müsse er jedes Wesen für sich gewinnen in diesem Hause.

Die Jula war eilends in die Küche hinausgeschlüpft; das ginge noch ab, daß es aussähe, sie hätten schon darauf gewartet! Die beiden Männer traten in die Stube. Nach dem „Grüß Gott“ und „auch so viel“ sagte der Franz, es wäre brav, sie kömmen gerade recht zum Mittagessen. Darauf die artige Entgegnung vom Schmadelbauer, des Essens wegen wären sie wohl nicht hergegangen, aber wenn sie nicht ungelegen kämen, ein paar Wörtel reden möchten sie mit dem Franz.

„Was denn lauter!“ rief der Brotaufschneider, „seid's 'leicht um die Theresel da?“ — Wenn man einen Mund so wegschlagen könnte, wie eine Nase, der Franz hätte sich jetzt den seinen weggeschlagen aus innerem Zorn über die vorlaute Red. Aber sie war heraus und der Schmadelbauer wackelte mit glühendem Gesicht auf ihn zu, hielt ihm beide Hände hin: „Ja, Nachbar! Um deine Theresel sind wir da. Ist's wahr, Sepp?“

Der Angeredete blieb hinten beim Linnenschranke stehen, nickte lebhaft mit dem Kopf und wurde rot wie eine Nelke. Allerliebst schauen sie aus, die jungen Burschen, wenn sie rot werden.

Der Franz schrie es in die Küche hinaus: „Mutter, komm geschwind herein! Da schau! Der will unser Mädel heiraten!“

Die Mutter war anfangs bestrebt, den allzuraschen Lauf der Ereignisse zu hemmen. War auch schon die kleine runde Theresel da und wollte die Uhr aufziehen.

„Mädel!“ rief der Vater, faßte sie an der Hand,

stellte sie dem Sepp gegenüber und sagte: „Was sagst denn dazu? Magst ihn?“

Wendete sich das Dirndel langsam um, ging hinaus in die Vorlauben und weinte in ihre Schürze hinein.

Die Mutter that bestürzt, hielt sich beide Hände vors Gesicht und murmelte: „Mein Gott, zwingen kann man niemanden zum Heiraten. Wenn sie halt nicht will!“

Jetzt trat der Sepp vor und sprach ganz kühnlich: „Wöllen thut sie, das weiß ich.“

„Ist's wahr?“ rief der Vater zur offenen Thür hinaus. Sie weinte noch immer in ihre Schürze hinein, nickte aber nicht unmerklich mit dem Köpflein. Der Sepp ging schnell zu ihr hinaus und nahm sie mit beiden Händen beim Köpfel.

„Sie kratzt nimmer! Sie kratzt nimmer!“ mit diesem heiteren Doppelschrei waberte der Lipperl zur Thür herein.

Der Schmadelbauer lugte etwas schief hin. — Hat sie denn gekratzt?

„So sag's auch, wer nimmer kratzt, vertrakter Bub!“ schrie die Mutter, „deine rupfene Pfaid kratzt nimmer!“

„Und die auch nimmer!“ sagte der Sepp, nachdem er dem Dirndel einen Schmatz gegeben hatte, pickfest mitten auf den Mund hin.



Arme Sünder.

Den runden Arm legt sie um seinen Hals und spricht: „Franzl, hörst, du mußt mir einen Gefallen thun!“

„Schon wieder?“ entgegnet der Schelm.

„Nix schon wieder!“ grollt das Dirndl, „kein Tau soll mehr vom Himmel fallen, wenn ich dir nit mehr zu Gefallen gethan habe, als du mir. — Heut möcht ich wissen, ob du Kurasch hast!“

Er spannte die Arme aus, als wollte er der Weltkugel einen Boxer geben, daß sie dem Gottschöpfer unter die Beine kugle und Sonne, Mond und Sterne vom Himmel schlage.

„Hände braucht's keine,“ sagte sie, „aber Herzhaftigkeit braucht's und wenn du die hast, so gehst morgen mit mir zum Pfarrer.“

Er steht still, schaut sie an und lacht auf. „Zum Pfarrer! Wäre schon recht. Aber schau, Rosel, es geht halt noch nit. Hab dir's eh gesagt, daß ich mir vorher was derwirtschaften muß. Auf eine stubenvoll Nix kann der Mensch nit heiraten.“

„Grimm dich nit, Bürschel. Das weiß ich gleichwohl, daß man euch Mannerleuten das Heiraten frei nachlassen

muß. Ihr kommt halt schier allemal ohne Buß davon, keinen Ablaß und keine Lossprechung habt ihr vonnöten, dieweilen unsereins ein unreines Wesen geworden ist, das erst eine Weile gewaschen, besprengt, beräuchert und eingesegnet werden muß, bis es wieder halbwegs unter die Leute gehen kann. — Weißt eh, morgen sind die vierzehn Tag vorbei und ich muß mit dem Kindel in die Kirche zum Herrn Pfarrer. Und den fürcht ich, mein du, wie das höllische Feuer fürcht ich ihn, und deswegen sollst mitgehen, Franzl."

„Weil ich leicht auch ausgeräuchert werden soll?"

„Mir ist gar nit ums Spaßmachen zu thun, mein lieber Bub. Unser Pfarrer ist scharf. Und weil du die Suppe eingebrockt hast, so sollst sie auch auslöffeln helfen. Kunnt's wohl nit glauben, daß du so hartherzig wärst und uns jetzt verlassen wolltest allzwei, und dich verleugnen, wenn der Herr Pfarrer fragt."

„Na sei so gut!" begehrt er auf. „Mich verleugnen! So brav möcht ich nit sein."

„Er ist so viel gestreng, der unsere. Ohne den Vater segnet er keine für."

„Wenn's schon sein muß, ich geh mit zum Pfarrer, fressen kann er mich nit. Um welche Zeit denn?"

„Vor der Messe um sieben."

„Gilt. Beim Lindenkreuz kommen wir zusammen."

So ist's ausgemacht.

Und am nächsten Morgen, schon eine Weile vor sieben Uhr sitzt die Rosel auf der Bank im tauigen Schatten der Linde vor dem Marienbild. Ihr Kindlein, sorgfältig in bunte Tücher eingewickelt, hält sie an der Brust. Das rote Apfelgesichtlein mit der weißen Krauselhaube guckt

noch ein wenig herfür, denn es ist am warmen Mutterbusen erst gefrühstückt worden. Nun schläft es wieder. „Trinken und Schlafen, o seliges Los!“

Das Glöcklein läutet schon zum letzten Viertel vor Sieben. Der Franzl ist noch nicht da. Sie steht von der Bank auf und schaut hinaus auf die sonnigen Felder, wo flüchtige Wolkenschatten hingleiten über die grünende Flur. Aber kein Franzl ist zu sehen. Sie hat Zeit und schaut auf zum Bildnis. Die liebe Mutter Gottes! Und ihr herziges Knaberl auf dem Arm! Und wie sie es gern hat! Und wie es aufschaut ins Muttergesicht! . . . Lange betrachtet sie dieses Bild, dann neigt sie sich nieder zum eigenen Kind, um es zu kosen, und dann hebt sie an zu lachen.

„Heißt das beten?“ sagt der Franzl, der plötzlich hinter ihr steht und ihr zu beiden Seiten hervor die Hände an die Wangen legt.

„Bist da?“ sagt sie, „ja du, ich hab just lachen müssen. Weißt wegen —“

„— Wegen?“

„Wegen dem, weil, weil — sie auch eins hat. Wir haben jede eins.“

„Hast dir eine fürnehme Gesponsin ausgesucht,“ sagt der Bursch, völlig verweisend, daß die Rosel sich vergleicht mit der Frau im Bilde. „Na bist es, so gehen wir.“

Anklopfen ist Höflichkeit. Ein schrilles Herein. Der Franzl klopft noch einmal, man kann nicht leicht zu höflich sein in so einem Fall.

„Ist ja offen!“ schreit es von innen, die Thür wird aufgerissen und die Wirtschafterin steht da. Sie sind an die Küchenthür geraten.

Die kugelrunde Wirtschafterin, das will der Franzl für ein gutes Zeichen halten.

„Was wollt's denn?" fragt sie weich wie Butter, obschon sie es recht gut weiß, was es zu bedeuten hat, wenn zwei junge Leute gar so demütig in den Pfarrhof kommen, und eins davon hat etwas auf dem Arm. Sie weist das Paar zur richtigen Thür und schleicht leckrig hinten nach.

Der Pfarrer sitzt vor dem Bücherpult auf dem Ledersessel und bleibt sitzen, er ist ein schlanker, hagerer Herr und die Bösartigsten seiner Gemeinde behaupten, sein Gesicht würde allsamstägig in Essig gebeizt. Seine Augengläser sind bis hart an die Nasenspitze herabgerutscht und so schaut er finster hinaus auf das gar bescheiden eintretende Menschenpaar.

„Was wollt's denn?" läßt auch er sie an, „jetzt habe ich keine Zeit, 's ist zum Messe lesen."

Tritt der Franzl langsam vor, da keift der Pintscher unter dem Sessel — der fremde Mensch hat gar so breite Hände und Füße, daß doch etwa dem „Herrl" nichts geschieht. Der Franzl hält sich mit beiden Händen an seinen Hut, als wollte er eine Stütze haben und spricht leise: „Thäten halt wohl recht schön bitten, Hochwürden Herr Pfarrer." Und senkt sein Haupt.

„Was?" Der Pfarrer hält seine Hand ans Ohr, als hätte er nicht verstanden.

„Die da —" fährt der Bursche etwas vernehmlicher fort, „das wäre halt die Rosalia Wendlerin, die — die vor vierzehn Tagen zur Tauf geschickt hat. Und heute thät sie bitten um das heilige Fürsegnen."

Der Pfarrer stemmt seine Arme aufs Knie und sagt: „So! Vorsegnen! Und damit glaubt ihr's abgethan —

wieder auf ein Jahr. Ich segne niemanden, den der Herr verflucht, versteht ihr mich? Na ja freilich! das Lasterleben gemütlich fortführen und nachher, wenn ihnen doch einmal die Grausbirn aufsteigt, zum Pfarrer rennen, daß er ihnen die Lüderlichkeiten mir nichts dir nichts abbeten soll. Recht kommod möchten sie sich's einrichten. Nichtsnutziges Volk!"

Jetzt setzt der Franzl den einen Fuß vor und etwas fester auf die Dielen, gleichsam um die Sicherheit des Bodens zu prüfen. Und sagt: „Der Grausbirn wegen thät's freilich nit sein, Hochwürden, 's ist nur wegen des Brauches und weil es die geistlichen Herren selber wünschen, daß sich eine nach den Wochen in der Kirche soll besegnen lassen. Wenn's aber nit notwendig ist . . . ."

Sie hat ihn am Ärmel gezupft mit dem Bedeuten, nicht weiter zu reden, so bleibt er denn auch stecken.

Der Pfarrer fragt ihn: „Du bist der Vater, natürlich!"

Der Franzl nickt kaum merklich mit dem Kopf.

„Und du schämst dich nicht, mir vor die Augen zu treten."

Schaut der Bursche aufs Dirndl, als wollte er sagen, die hat mich hergezogen.

„Und jetzt," fährt der Pfarrer fort, „soll ich mit euch in die Kirche gehen und euch am Altar aufstellen als ein gutes Beispiel für die Gemeinde, wie? Und den Segen dazu, natürlich! Ja, dann ist's freilich kein Wunder, wenn das sechste Gebot ein Loch bekommt. Man kann's ja wieder flicken." Nun springt er auf und schreit ihnen ins Gesicht: „Ich aber sage euch, man kann's nicht flicken! — Getauft habe ich den Wurm, weil ich leider muß und weil er nichts dafür kann. Vorsegnen werde ich sie nicht, die da,

weil sie selber dran schuld ist. Da locken sie den Vogel ins Nest und nachher wenn's voll ist, soll das ganze Dorf helfen putzen. Das Wasser, versteht sich! Ja, für Eheweiber, wenn sie wieder rein werden wollen, ist das Weihwasser freilich gut. Für die Ledigen ist das Fegefeuer. Habt ihr mich verstanden? Wenn ihr mich verstanden habt, dann könnt ihr gehen." — Der Pintscher hebt ein leidenschaftliches Keifen an, zum Beweis, daß er es auch in solchen Stücken zum „Herrl" halte; dem Burschen springt er an den Hut, den der Franzl sich vor den Bauch hält.

Da haben sich die Leut schön langsam umgedreht. Das Geschrei hat das Kleine aufgeweckt und die junge Mutter schaukelt es auf dem Arme. „Sei gut, Kindel, sei gut, der Mann-Mann thut dir nix, darf dir nix thun. Sei gut."

An der halboffenen Thüre ist mittlerweile die Wirtschafterin gestanden und hat vor Vergnügen über die schneidige Abfertigung so heftig die Thürklinke gerieben, daß diese fast noch heiß ist, als der Franzl sie nun langsam zudrückt.

Vor dem Pfarrhause stehen sie im heißen Sonnenscheine und der Franzl sagt: „So hätt ich mir's nit gedacht. Rosel, mach dir nichts daraus. Dort gehen die Leute in die Kirchen, werden wenige darunter sein, die viel besser sind als wir. Natürlich zur Messe werde ich jetzt gehen!" setzt er hinzu, als auf dem Turme die Glocken zusammenläuten.

„Franzl, das wär wieder gefehlt, wenn du nit wolltest in die Kirchen gehen, deswegen," beruhigt die Rosel, „die Kirchen kann nix für den Pfarrer und

wir wollen bei der Messe nur an den lieben Herrgott denken."

So gehen sie hinein, denken aber doch nicht an den lieben Herrgott. Der Bursch, der hinten in einem Winkel sitzt, ist dafür zu zornig und das Dirndl vermeint mit samt dem Kleinen unter die Bank sinken zu müssen. Noch kein Jahr ist vorbei, seit sie unter den übrigen Jungfrauen mit dem grünen Kranz gestanden war vor dem Altar. Und jetzt, wenn sie sich auch verstecken wollte hinter dem Pfeiler, so schreit's das dünne Stimmlein des Kleinen aus, was sich geändert hat seit einem Jahre.

Nach der Messe halten sie Rat, wo sie den Segen finden könnten. Der Franzl meint, zum Kaplan in St. Johann sollten sie gehen, der sei noch jung, der würde die Sache linder auffassen.

„Wenn du glaubst, daß die Jungen linder sind," sagt die Rosel, „so irrst du dich weit. Die Jungen sind in solchen Stücken ja die allerstrengsten." Nun denken sie an die Alten, und da fällt ihnen der Benefiziat zu Oberschachen ein. Das Beste, sie thun's gleich heute ab, daß sie sich nicht ein anderesmal wieder müssen extra anlegen und Segensuchen gehen.

Oberschachen steht auf dem Berg oben, das spitze Kirchtürmlein ragt scharf in den blauen Himmel hinein. Es ist eine Stunde hinauf, der Weg ist steinig und ohne Schatten, in kreuz und krumm liegt darüber Gefällholz. Die Bäume, die entschält daliegen, strömen einen starken Harzduft aus und werfen die Sonnenhitze zurück, daß es schier zum Verschmachten ist. Der Franzl hat freilich das Kind zu sich genommen, und die Rosel hat Angst, daß er stolpern und es fallen lassen könnte. Dieweilen sinkt sie selber hin ins

braune Erikenkraut vor Erschöpfung. Nur einen Schluck Wasser! Aber es ist weitum keines vorhanden. Heidelbeeren pflückt er und steckt sie ihr zwischen die Lippen. So arm und bleich kauert sie da und nun fällt es dem Burschen doch ein, was sonst so selten einem einfällt: wie hart sie's büßen muß!

Endlich bringt er sie doch hinauf, auf einem Arm das Kind, an dem anderen die Mutter. Als er das Kirchlein sieht und den halbverfallenen Pfarrhof, und sonst nichts ringsum als etliche alte Kiefern, da sagt er lachend, denn er will sie aufheitern: „Der Berg ist so steil, daß nit einmal der Teufel herauf kann. Heißt's doch, wo der Herrgott eine Kirche baut, da baut der Teufel das Wirtshaus dazu. Hier ist kein Wirtshaus, so wird der Teufel nit heroben gewesen sein.“

„Ich wollt's heut nicht verachten, das Wirtshaus,“ sagt sie.

„Lieber wär's mir schon, wie der Pfarrhof,“ meint er.

„Weißt, Franzl, da heroben fürcht ich mich auch vor dem Pfarrhof nicht,“ sagt die Rosel. „Zu dem alten Herrn getrauen wir uns allein hinein, gelt, Micherl? Und der Vater kann warten da heraußen auf dem Anger, bis wir besegnet wieder zurückkommen.“

Das ist dem Franzl freilich sehr angenehm, und er will dieweilen unter der Kiefer Beeren suchen, damit's dann ein Festmahl giebt.

Der alte Benefiziat sitzt in Hemdärmeln und ist gerade beim Kanarienfüttern, wobei er dem Vogel ein Liedchen vorpfeift zum Auswendiglernen, als die Rosel mit dem Fatschkinde bescheidentlich eindringt und ihre Bitte vorbringt.

Er nimmt die lange Pfeife aus dem Mund, schaut

mit seinem roten, bartstoppeligen Gesicht gutmütig auf das Dirndl und sagt: „Eine Gridelbäurische von Stahlbach bist du? Ein Kleines hast kriegt? Vorgesegnet willst sein? — Na, komm nur mit, werden's gleich machen." Dabei schlüpft er rasch in seinen Talar, der einmal schwarz gewesen ist.

Als der Franzl das Rasseln der Kirchthürschlüsseln hört, schleicht er auch herbei und hinten nach hinein. Der Greis wirft sich in der Sakristei das Chorhemd über, legt die Stola um, faßt den Henkel des Weihwasserkessels und den Sprenkel und tritt zum Altar hinaus. Dort bringt er am Beine ein Streichhölzchen in Brand und zündet damit zwei Kerzen an. Weil die Rosel noch unbehilflich an der Mauer steht, so sagt er: „Na, mach, mach, Mädel, knie nieder!" Sie thut's, er nimmt das Buch und spricht ein lateinisches Gebet, dann taucht er den Sprenkel in den Kessel und schwingt ihn über die andächtige Mutter mit dem Kinde.

Als es vorüber ist, nestelt sie an ihrem Tüchlein und sagt verschämt, jetzt wäre sie halt schuldig geworden.

„Hast eh dein Kreuz dafür," sagt der Priester, „halt schön geduldig tragen, dann wird's der liebe Gott schon verzeihen."

Sie schaut verblüfft drein, sie ist nicht verstanden worden. Schuldig wäre sie etwas fürs Fürsegnen.

„Geh, Tschapperl," sagt der Pfarrer, „steck ein dein Zwanzigerl wieder. Wirst es schon selber brauchen, Papperl kaufen fürs Buberl."

Später, als der alte Herr am Altar und in der Sakristei wieder alles in Ordnung gebracht hat, geht er mit raschen Schritten an das hintere Thor, wo die beiden Leutchen mit dem Kindlein beisammen stehen, zupft den

Franzl beim Ohr und sagt: „Der ist es, nicht wahr? — Schlingel! Na, kommt's nur recht bald wieder. Aber nicht etwan so wie heute, ihr vertrackten Menschenkinder. Mit dem Brautsträußel müßt ihr kommen, zur heilsamen Buße, verstanden?"

Der Segen des alten Priesters ist aufgegangen. Nach einem Jahre kommen sie richtig wieder und bitten um das Sakrament der Ehe. Und die Kinder, hat sich der Franzl vorgenommen, ließe er alle taufen zu Oberschachen auf dem Berge.

Der alte Herr zwinkert bedenklich mit den grauen Äuglein: „Wenn nur's Wasser reicht!"



Die grüne Rose.

„Jesseles, Vefa, lebst du auch noch!“ rief die Großbäuerin im Möstelhof aus, als ein junges heiteres Weib zur Thür hereinhuschte. „Jetzt hab ich gemeint, du wärst schon gestorben!“

„A na, gestorben bin ich noch nit,“ lachte die Eintretende, „das thu' ich nicht, daß ich jetzt sterben thät. Mein Lebtag hat mich 's Leben nit so gefreut, wie jetzt.“

„Gehst nit!“ rief die Bäuerin aus, es war aber kein Befehl, fortzugehen, es war nur ein Ausruf der Verwunderung.

Man hatte ihr „nichts derteilt“, der Vefa, als sie vor etlichen Wochen den Schneider Victor von der grünen Rose heiratete. Der war, als Querkopf bekannt, betrieb außer seinem Handwerk die Rosenzucht und arbeitete seit Jahren daran, durch Okulationen eine Rosenart zu züchten, die eine grüne Krone und rote Laubblätter hätte. Alles andere auf der Welt war ihm Nebensache, ja er hielt die Existenz der Erde überhaupt für zwecklos, so lange sie nicht grüne Rosen trüge. Und dieser Mann, Victor von der grünen Rose, wie er sich nannte, ging eines Tages in das Kleinhäusel und heiratete ein frisches lustiges Mädel heraus. Es ist nicht gerade so zu verstehen, als ob er sie gleich

bei seinem ersten Erscheinen im Häusel geheiratet hätte, das erste Erscheinen verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Es stellte sich aber heraus, daß er jemanden haben müsse, zum Rosenwarten, während er auf der Ster arbeitete.

„Lach dich nur recht aus, Vefa!“ hatten am Trauungstage die Leute zu ihr gesagt, „denn bei deinem Schneider wirst du nit viel zu lachen haben.“

Aber sie lachte heute noch, als sie nun eintrat bei der Großbäuerin im Möstelhof. Die Großbäuerin war eine Schulgenossin der Vefa, deshalb konnte sie wohl freundschaftlich fragen: „Daß du die Zeit her nichts von dir hast hören lassen — wie soll ich mir denn das auslegen?“

„Das könntest schier von dir selber wissen,“ antwortete die Vefa lachend. „Wenn zwei jungverheiratete Leute nit mucksen, nachher kannst dir's eh denken.“

„Wie geht's denn mit ihm?“

„Grüne Rosen!“ rief sie lachend. „Jetzt bin ich seine grüne Rose.“

„Gehst nit?!“ rief die Großbäuerin aus.

„Ja, mein du!“

„Wär er denn zum mögen?“

„Ich dank meinem Gott, daß sie sich an ihm verkannt haben, sonst wär er kaum für die arme Häusler-Vefa übriggeblieben.“

„Wenn er alleweil nur grüne Rosen züchten will und sonst nichts.“

„Laß dich nit auslachen, Bäuerin,“ sagte die Vefa. „Geh her, ich will dir was sagen. Ganz gleim, so!“ Sie flüsterte der Großbäuerin etwas ins Ohr.

„Gehst nit?“ rief diese und schlug die Hände zusammen.

Die andere nickte mit dem Kopf, was soviel sagt, als: Ja, gewiß auch noch! Darauf haben sie alle zwei hübsch heimlich getratscht.

„Gelt,“ sagte hernach die Vefa, „gelt, Bäuerin, ich kann mich verlassen auf dich? Was du mir zu Heiligdreikönig gesagt hast, unten bei der Kirchbrucken? Weißt es nit mehr? — Weil wir alte Kameradinnen sind, allzwei. Wenn ich einmal eine Gevatterin sollt brauchen.“

„Jesseles ja, freilich, freilich. Na, aber daß du dir gar so leicht merken thust!“ sagte die Bäuerin und setzte launig bei: „Soll ich mich für einen Buben oder für ein Mädel zusammenrichten?“

„Was denn? Freilich für einen Buben!“ lachte die Vefa hell auf.

„Jetzt muß ich dir aber doch gleich einen Kaffee machen gehen, weil du eine so schöne Neuigkeit gebracht hast!“

Sagte es und schoß in die Küche hinaus.

So munter war es hergegangen vor fünfzehn Jahren. Seither hatte der Schneidermeister Victor immer die grüne Rose gesucht und die blaue Blume gefunden. Ja, fast romantisch war die Liebe der beiden Eheleute zu einander, so ganz wie im Märchen, alle anderen Menschen ausschließend und einzig nur einander lebend. Gerade mit der Großbäuerin im Möstelhof pflegte die Vefa noch der Freundschaft, denn die hatte sie blutnötig.

Also kam sie auch heute wieder in den Möstelhof. Ihr Aussehen war nicht das Beste. Die gelblich-braunen Wangen eingefallen, um die Augen Schattenringe, um die

Mundwinkel zwei halbrunde Runzeln, Parenthesen gleichsam, die noch leidlich roten Lippen einklammernd, als ob diese eigentlich gar nicht mehr dazu gehörten. Aber sie gehörten noch ganz kurios dazu, sie lachten auch noch so lebhaft, wie vor fünfzehn Jahren, nur für den Kenner ein ganz klein wenig schrillend, wie ein Glöcklein, das irgendwo einen leichten Sprung hat.

Als sie jetzt über den Hof ging und ein Häuflein Kinder sich balgen sah auf dem Anger, rief sie ihnen zu: „Grüß euch Gott, Kinder! Thut's schon wieder raufen? Ist die Mutter daheim?“

„Die Mutter ist eh in der Kuchel,“ antwortete ein etwa fünfjähriges Dirndl und tollte mit den Knaben weiter.

Als sie hernach vor der Bäuerin stand, hub sie merkwürdigerweise nicht an zu lachen. Sie redete ein wenig so herum, daß immer schlecht Wetter sei, — es war aber sehr schön und warm; daß die Berge steil wären, — sie war aber auf ebenem Wege daher gekommen; daß man die Kühe gut füttern müsse, wenn sie Milch geben sollten, — sie hatte aber keine Kuh, bloß zwei Ziegen, wovon die eine auch dann keine Milch gab, wenn man sie gut fütterte, weil sie trächtig war. — So voller Ungereimtheit war alles und die Vefa lachte noch immer nicht. Und endlich, wie sie gefragt wurde, wie es denn alleweil gehe, riß sie ihre blaue Schürze ans Gesicht und hub an zu weinen.

„Vefa!“ sagte die Bäuerin. „Was ist denn das? Was hast denn? Das ist man von dir nicht gewohnt.“

Die Vefa hatte sich auf die Herdkante niedergesetzt, legte nun ihre Hände wie betend über den Schoß zusammen und sagte endlich ganz dämpfig: „Meine liebe Möstelhoferin! 's hat halt schon wieder was — bei mir . . .“

„Gehſt nit?!“ wollte die Bäuerin ausrufen, aber der Schreck verſchlug ihr die Stimme. Sie ſtarrte auf die Schneiderin, ſie legte die Hände zuſammen und ging über das Fletz hin.

„Verlaß mich nit, Johanna!“ hauchte die Veſa unter fortwährendem Schluchzen.

Endlich erholte ſich die Bäuerin und rief aus: „Das iſt ein Kreuz! Das Neunte! — Verlaß mich nit! Iſt leicht geſagt. Könnt's denn gar nit geſcheiter ſein? Seid's doch nimmer ſo kindiſch jung! Schamt's euch denn nit? Schier alle Jahre eins! Wenn unſer Herrgott nit geſcheiter wär und nit ein Teil wieder zu ſich genommen hätt! Und wenn ich nicht die drei auf den Hof genommen hätt — rein wie in einem Kieniglhaſen-Kobel thät's ausſchauen bei euch. Ihr könnt's ja die gar nit verſorgen, die euch verblieben ſind. Und jetzt ſchon wieder!“

Antwortete die Veſa ganz ergeben: „Wenn ſie unſer Herrgott ſchickt, was kann man machen!“

„Paperlapap, unſer Herrgott ſchickt!“ begehrte die Bäuerin faſt gröblich auf. „Den da oben zum Schuldaustragen brauchen, iſt freilich famod.“

„Das wird in anderen Häuſern wohl auch ſein, und doch giebt der Obere nicht überall ſeinen Segen!“ — Solches wollte die Veſa ſchon ſagen. Gottlob, daß ſie es glücklich hinabgewürgt hat. Die Großbäuerin hatte keine eigenen Kinder und möchte erzürnt leicht auch die angenommenen der armen Häuslerin zurückſchicken, wenn ſo ein ungutes Wort fiele. Die Veſa zog es alſo vor, ruhig weiter zu weinen. Und das war auch das Beſte. Nun trat die Bäuerin zu ihr hin, taſtete nach ihrer Hand und ſagte: „Richtig wahr, man muß recht greinen mit

euch. Weil's schon gar! Daß aber er nit gescheiter ist! Na freilich, ihn brennt's nit. Das Mannsbild wirft die Kästen ins Feuer, herausholen kann's die Frau, man weiß eh, wie's geht."

„Da hätt ich wohl keine Klage mit meinem Victor," sprach die Vefa. „Tag und Nacht, darf ich sagen, thut er arbeiten und sorgen für uns, daß er mir gerads blind wird. Hat eh nichts Gutes auf der Welt, der arme Lapp. Eine Freud muß ihm doch vergunnt sein. Lieber Gott, was haben wir schon voriges Jahr geweint miteinander! Sind einmal die halbe Nacht auf der Hühnersteige gesessen nebeneinander und haben geflennt. Und jetzt ist's schon wieder."

„Es ist wohl schlecht eingerichtet auf der Welt."

„Gel' ja!"

„Zu viel und zu wenig, überall zu viel oder zu wenig."

Der Knabe und die zwei Mägdlein jagten zu Thüre herein:

„Mutter, der Franzerl thut mich alleweil zupfen beim Kröſel!"

„Nit wahr ist's, die Lieserl giebt kein Fried!"

„Mutterle, gieb mir was!"

Mit gutmütigem Brummen schlichtete die Bäuerin den Streit und reichte den Kindern Butterbrot. Das größte Stück bekam aber die Schneiderin und nun saßen sie beisammen, die Vefa und ihre Kinder, und diese wußten es nicht, kümmerten sich gar nicht um sie, machten sich immer nur schmeichelnd mit der anderen, mit dem „Mutterle" zu schaffen. Darob that der Vefa das Herz weh und doch dankte sie Gott und der braven Großbäuerin,

daß die Hascherln hier bei ihrer Patin ein so warmes Heim gefunden hatten.

Die Vefa ist nachher noch eine Weile am Herde gesessen und hat der Bäuerin zugeschaut beim Mittagmahlkochen. Die Bäuerin legte Scheiter über das Feuer, füllte die Wassertöpfe, speckte das Kraut, ballte und sott die Klöße und war wortkarg. So meinte endlich die Vefa betrübt, sie werde nun halt wieder gehen müssen um ein Häusel weiter. Als die Klöße brodelten, sagte die Bäuerin: „Soll's halt noch einmal sein, daß ich dir's aus der Taufe hebe. Aber du mußt mir's versprechen, Vefa, daß es das allerletzte Mal ist!"

„Nein, Bäuerin, versprechen kann ich nichts!" gab die Schneidersfrau mit Eifer zurück. „Versprochen hab ich dir's in früheren Jahren oft genug. Das hilft nichts. Jetzt laß ich alles Fürnehmen sein, laß in Gottesnamen den Herrgott schütten, so lang er will." Und nach diesen Worten lachte sie laut in den Tag hinein.

„Nau, weil du nur wieder lachst!" rief die Bäuerin aus. „Mich ziemt, ausschelten kunnt ich dich, du Band, du leichtsinniges! Und nachher thust mir doch wieder derbarmen, du arme, gute Haut! — Laß mir's halt sagen. Wird wohl eh noch lang dauern."

„Derwarten werden wir's leicht," lachte die Vefa.

„Und daß du mir Achting giebst, jetzt auf dich! Nit heben und nit tragen, weißt es ja so. Und wenn es dir nach was gelüstet, und ich kann dir's schaffen, so sag's. Müßt nur sein, daß du einen Bäcker in den Arm beißen wolltest, den kunnt ich dir nit schaffen."

„So noble Passionen hab ich wohl nit!" lachte die Vefa.

„Und daß du sonst was zu beißen hast, werden wir halt schauen. — Da, Alte, Gute, Dumme! Nimm für deine kleinen Fratzen den Milchplutzer mit. Und deinen Schneider, wenn er einmal Zeit hat, den schickest zu mir. Dem werd ich einmal was sagen!"

„Vergelt's Gott, Bäuerin, bis in den Himmel hinauf!', flüsterte die Vefa und eilte mit dem Plutzer davon.

Den Schneider aber hat sie nicht geschickt.



Die kranken Töchter.

Der Werksarzt zu Treffelwang und der alte Steinklopfer Hagerl sind miteinander gut Freund geworden. Der Werksarzt hat dem Hagerl nämlich das Weib gefesselt, was freilich nur sinnbildlich zu nehmen ist. Dem Hagerl sein Weib war nämlich so, daß der Hagerl an dem höllischen Drachen, den auf dem Altarbilde zu Treffelwang der heilige Georg mit dem Spieße durchbohrt, nichts Schreckliches fand. Alle Treffelwanger bekamen das Grauen, wenn sie dieses scheußliche Ungeheuer betrachteten, der Hagerl bekam es nicht. Er war von Haus aus abgehärtet. Aber gewohnt wurde er sie doch nicht, seine Auserlesene, obgleich er seit dreißig Jahren mit ihr vermählt war. Seit neuerer Zeit aber ist sie gefesselt, und wie das hat sein können, soll folgende Geschichte darthun.

Das Steinklopfer-Ehepaar hatte zwei Töchter, wovon die jüngere, Jula geheißen, an einen Eisenwerksarbeiter verheiratet war, die ältere, Brigitte mit Namen, einstweilen noch unerlöst den häuslichen Pflichten oblag. Jetzt muß hier noch eingefügt werden, daß die Eisenwerksarbeiter und ihre Familien im Falle von Krankheiten freien Arzt und freie Medizin haben, maßen die Arbeiter ja dafür ihre

Prozente in die Lade zahlten. Und muß noch beigefügt werden, daß die Steinklopferin nicht bloß ein drachenböses, sondern auch ein schlangenkluges Weib war.

Nun ereignete es sich, daß die Brigittl eines Tages erkrankt. Kopfweh, Magenkrampf, Sengen (Sodbrennen), Seitenstechen, Fieber. Na, gute Nacht! Wenn der Doktor alle diese Schmerzen heilen soll, da kann eine Kuh drauf gehen. Und wenn das Mädel stirbt, so kostet das ihrer zwei, denn der Tod ist noch teurer wie der Arzt — natürlich, weil er's gründlicher macht.

Was thut nun also die Steinklopferin? Sie sagte zur jüngeren Tochter, die an den Werksarbeiter verheiratet war, doch aber bei den Eltern ihre Stube hatte: „Jula! Rühr dich! Ins Bett leg dich! Die Brigittl liegt oben in der Dachkammer, du leg dich da in dein Nest. Es wird der Doktor kommen. Für dich kostet er nichts. Weißt ja, was die Brigittl klagt. Verstehst? Kannst ja eh so gut Komödie spielen, wie neulings, bald du mir das Zwanzigerl hast herausgelogen für einen Gichtgeist, den der Deinige nachher ausgesoffen hat. Na, wird's?"

Und gleichzeitig erhielt der Werksarzt Nachricht, er möchte doch geschwind ins Steinklopferhäusel kommen, das Arbeiterweib, die Juliana Windlerin, wäre schwer erkrankt.

Der Werksarzt, just beim Mittagsessen, läßt Knödel und Sauerkraut Knödel und Sauerkraut sein und eilt zur Kranken. Fieber merkt er gleich auf den ersten Blick, die Wangen sind ganz gerötet. Der Puls schlägt übrigens normal.

„Wo fehlt's denn, Windlerin?" fragt er freundlich.

„Jesses, Herr Doktor, zum Versterben, so schlecht!" stöhnt die Kranke. „So viel Kopfweh und so viel Magen-

krampf, schon die ganze Nacht. Und so viel Seitenstechen und so viel Sengen im Hals!"

Der Arzt läßt sich die Zunge zeigen, auf der ist gar nichts Interessantes zu sehen, denn die Gedanken, die ihr auf der Zunge gelegen, hat sie hinabgeschluckt. Er befühlt den Leib, sie zuckt heftig und wimmert vor Schmerz, aber er kann kein Sympton erkennen. Den Kopf schüttelt er.

Darob erschrickt die alte Steinklopferin sehr, denn das Kopfschütteln gilt ja der andern, die oben in der Dachkammer liegt.

„Ich kann nichts finden," sagt der Arzt.

„Die Heiligen Gottes mögen's wissen, was das ist!" jammert die Alte, „ich kenn mich ja auch frei nit aus. Die heimliche Krankheit wird's doch nit sein!"

„Von Bedeutung ist es sicher nicht," sagt der Arzt.

„Na freilich!" begehrt die Alte auf. „Bei den Werksarbeitsleuten ist es halt allemal leicht gut, weil extra nix bezahlt wird. Gelt? Thät nur unsereins so arg darniederliegen, das wollt gleich ein Wichtigmachen sein, bei den Herren. Da kennt man sich schon aus, Gott sei Dank!"

Wenn der Werksarzt nicht ein sehr gutmütiger Mann gewesen wäre, so hätte er jetzt müssen ein dreidoppeltes Donnerwetter losschnalzen wegen der Verdächtigung. Er dachte sich aber, solche Leute verständen es nicht besser und er wolle sich dem messerscharfen Mundwerk dieser Person nicht weiter aussetzen. Um sich nicht Eigennutz nachsagen zu lassen, verordnete er der Kranken Tropfen für den Magen und eine Schmiersalbe für die Seite. Dann ging er heim. Kaum der Doktor bei der Thür draußen war, sprang die Jula aus dem Bette, und die Medizin, als sie kam, trug die Alte sofort zur Brigittl hinauf in die Dach-

kammer, wo sie hoffentlich auch gleich ihre Wirkung thun wird, ohne daß sie einen Kreuzer kostet. — Ja, die Herren sind zwar hoch studiert, aber ein bissel gescheiter ist immer einmal unsereins! — So lobte sich die Alte selbst.

Am nächsten Tage meinte der Doktor, er wolle doch nachsehen gehen, wie sich die Nacht über der Zustand seiner Patientin Windlerin entwickelt habe. Als er zur Thür eintrat, muß er über seine medizinische Kur wohl hoch erfreut gewesen sein, denn die Patientin saß pumperlgesund vor einer großen Schüssel Gurkensalat und ließ sich ihn schmecken.

Die Alte sah sofort, daß hier etwas schief gehe, sie fiel über die Jula her: „Was sag ich denn, du Balg! Kaum zu Nöten aus dem Bett, schlampest schon wieder Salat, bis dir nachher die Blader platzt. Ungeratener Bangert! folgt nicht einmal dem Herrn Doktor, der eh so gut ist, geschweigens der bekümmerten Mutter! Hast eh just vor einem Vaterunserlang wieder so viel Seitenstechen gehabt, daß ich gemeint hab, zum Herrn Doktor laufen muß ich auf der Stell! Mein Eid, ich sag's, Herr Doktor, mit den Kindern ist's ein Kreuz! Sie folgen halt nit und sie folgen nit!“

Wie hoch erzürnt schoß sie umher, faßte den Besenstiel aus dem Winkel und schlug einen alten Topf in Scherben, der ohnehin schon ein faustgroßes Loch gehabt hatte.

„Lasset es gut sein!“ sagte der Arzt gelassen, „derlei Stückeln ist man bei euch schon gewohnt. Weil euch der Werksarzt nichts kostet, so belästigt ihr ihn bei jeder Kleinigkeit und wäret im stande, die Medizin flaschenweise zum Frühstück zu saufen, damit ja der Ladgroschen eingebracht

wird. Na, na, Alte, schont nur die Stimme, ich meine die Frau Tochter.“

„Und wir bedanken uns schön für die Belehrung!“ versetzte die Alte mit einem giftigen Knix.

Das wäre nun soweit glatt abgegangen, wenn der Arzt, als er ins Freie treten wollte, von der Dachkammer her nicht ein klägliches Wimmern gehört hätte. Er stieg die enge Treppe hinan und fand hier die wirkliche Kranke, die an einer Rippenfellentzündung darniederlag. Neben ihr auf dem Fensterbrett stand das Salbentöpfchen und das Tropfenfläschchen, die er dem Arbeiterweib geschickt hatte. Nun kam es erst noch allmählich: Anfangs die Ahnung, dann die Vermutung, endlich die Gewißheit von der List der biederen Landleute. Er stieg in die Stube hinab, wo jetzt auch der alte Steinklopfer herfürgegangen war. Dem war sein schmales Gesicht überflüssigerweise noch in die Länge gegangen, nahe am Ofenwinkel stand er und lauerte, was es nun geben werde. Der Doktor trat unerschrocken ganz nahe an die Alte hin und sagte: „Hagerlin, Ihr habt mich betakelt. Weil Eure ledige Tochter krank war, hat die verheiratete, die Arbeitersfrau, dieselbe Krankheit heucheln müssen, damit Ihr für die andere umsonst Medizin bekommt. Das ist ein Betrug. Ich werde Euch einsperren lassen.“

Der Steinklopfer stieß einen grellen Laut aus, aber es ist nicht ganz klar, ob es ein Schreckruf war oder ein Freudenschrei; die Alte aber war unheimlich anzusehen. Die Spitzen ihres Runzelgesichtes waren noch zackiger geworden, ihre Äuglein verschlossen sich ganz hinter die Knochen, ihre kantenscharfen Lippen klapperten ununterbrochen aneinander, aber es war verworrenes Zeug, das

sie herausbrachte — halb Verteidigung, halb Schimpf und Trutz. — Was sie denn Schlechtes gethan hätte? Als die Jula gesund geworden, habe sie den Rest der Medizin der Brigittl gegeben, die an derselben Krankheit ins Bett gekommen, weil es eine Buis (Seuche) sein müsse, eine reine Buis! —

Der Arzt ergötzte sich insgeheim an den Winkelzügen der Alten, dann machte er ein wichtiges Gesicht und sagte: „Werd mir's noch überlegen, was ich mit Euch anfange, geschenkt bleibt's Euch nicht. Zeugenschaft für meine Sache wird sich nicht schwer finden lassen. Wird doch die Keichen (der Arrest) am besten sein, für etliche Wochen — gelt? Na, werden halt sehen."

Damit hat er die alte Steinklopferin in Todesängsten zurückgelassen, denn die Keichen, die fürchtete sie wie höllisches Feuer. Dann hub sie an, aus Zorn die Hausgeräte durcheinander zu werfen, so daß der Bartwisch der Jula ins Gesicht und der Brotkorb dem Alten an den Bauch flog. In Anbetracht der Umstände faßte aber der Alte heute seinen ganzen Mut zusammen und sagte in sehr bescheidenem Tone: „Weibel, liebestes! Ich an deiner Stell thät jetzt nit so umwettern. Ich thät schön still sein und Fried geben, es kunnt mich sonst wer verraten."

„Untersteh dich!" fuhr sie auf, „fort jag ich dich!"

„Kunnt mich ganz leicht unterstehen," sagte er, sich mehr an die Ausgangsthür haltend, „ist gar nit gefährlich. Brauch nur zum Herrn Doktor zu gehen und ihm sagen: 's ist nit wahr, daß die Jula krank gewesen, meine Alte hat's nur angestiftet, hat dem Herrn Doktor mit aller Absicht die Medizin für die Brigittl herausgelogen. Sie hat's selbst gesagt und ich will drauf ein Jurament

ablegen. — Nachher brauch ich ja nimmer heimzugehen, eh die Schandarn mein liebestes Weibel abgeholt haben…"

Jetzt flog ihm auch schon die Salatschüssel an die Beine, so daß die schlüpfrigen Gurkenschnitten nach allen Seiten übers Beinkleid hinabglitten.

„Wenn's so ist, kann ich ja gleich gehen," sagte der Alte. Als er jedoch mit seinen Beinen, an denen wenig Fleisch, aber viel Salat war, über den Anger stiefelte, rief sie ihm nach: „Mannerl!"

Mannerl? So hatte sie ihn vor dreißig Jahren gerufen. Er blieb stehen.

„Sei g'scheit, Mannerl, bleib da. Mußt nit so geschwind auf sein, wenn ich immer einmal greinen thu'! Sind ja eh auch deine Töchter, all zwei, und hab's doch dir zu Lieb gethan, wenn ich das Medizingeld für die Brigittl hab ersparen wollen. Schau, wir müssen zusamm'halten, allbeid. Geh her, ich koch dir was Gutes."

Da saß er schon wieder im Garn. Aber das Garn war hübsch weich, diesmal. Es vergingen wonnige Tage für ihn. Die Brigittl war auch wieder besser geworden und die Alte that nicht greinen, weder mit dem Maul, noch mit der Salatschüssel oder dem Besenstiel. Aber am vierten oder fünften Tage schien sie rückfällig zu werden, hub ein gräuliches Schlagermentieren an und drohte dem Alten mit dem Davonjagen. Da nahm er seinen Stecken und sagte: „Will ich halt jetzt zum Doktor gehen. Er ist schon so gut und laßt dir beim Bezirksgericht ein Stübel aufmachen. Ich sag, was ich weiß."

Darauf hin wurde sie wieder zahm und blieb es eine gute Weile. Als nachher der Werksarzt einmal des Weges kam, wo der alte Hagerl auf einem Klotze saß und Steine

klopfte, sprang dieser eilends auf, tastete nach seiner Hand, um sie zu küssen.

„Was ist denn, Alter, was ist denn?“

„Tausendmal bedank ich mich, Herr Doktor, für mein liebes gutes Weibel. Seit sie das Eingesperrtwerden fürchtet, ist sie ganz lieb und gut und sagt gar nichts mehr vom Fortjagen. Bei ihr bleiben darf ich! Sollt's wieder einmal nachlassen, so thät ich halt bitten, und daß der Herr Doktor vom Einsperren was merken lassen wollt.“

„Soll geschehen, Alter!“

Nach einigen Wochen war's allerdings an der Zeit, daß der Herr Doktor ins Steinklopferhäuschen kam und sich bei der Alten barsch nach ihrem Mann erkundigte: Er wolle endlich ernst machen und brauche einen Zeugen. — Weiter sagte er nichts, es war das einstweilen genug. Die Alte behandelte ihren Alten wieder ganz zärtlich und meinte, Eheleute müßten zusammenhalten.

Seitdem ist fast ein halbes Jahr vergangen, und über dem Steinklopferpaare schwebt segnend noch immer — die Reichen.



Die Löwenwirtin.

Der Wirt „zum goldenen Löwen“ hätte schon lange heiraten können, aber er hatte es nicht nötig. Er hatte drei resche, umsichtige Schwestern, die ihm Wirtschaft und Gasthaus in Ordnung hielten, und er hatte eine kleine Kellnerin, die an seinen Kleidern die Knöpfe festnähte, wenn etwelche losgesprungen waren.

Als der Julian zehn Jahre so hausgehalten hatte, zeigte es sich, daß über dem Einfahrtsthore der goldene Löwe schäbig zu werden begann, so daß hie und da die gülденen Mähnen und Pranken sich entfärbten und das nackte Holz hervorgrinste. Der Maueranwurf wollte stellenweise ein wenig bröckeln, und auch die Wirtschaftsgebäude huben schon an, malerisch zu werden. Da hatte es der Wirt „zum weißen Lamm“ in Walleschbach besser, der stand nicht an der großen Heeresstraße, nicht im Wettstreit mit dem „Hirschen“ und dem „Adler“ und dem „Elefanten“ und anderen Ungetümen, der brauchte sein Lamm an der Wand gar nicht zu vergolden, sondern konnte in seinem Bauerndorfe ohne viel äußeren Glanz sachte seine Truhe füllen.

Mein lieber goldener Löwe, wie macht man solche Truhen auf?

Solche Truhen, sage ich dir, macht man auf mit einem absonderlichen Dietrich, mit dem Bräutigamsstecken. Denn der Lammwirt hat ein erwachsenes Töchterlein, welchem es allenfalls im breiten Thal an der Straße, wo die hohen Herren fahren und reiten, besser gefiele, als im Bergwirtshaus, wo des Sonntags polternde Bauern fast die Stubenwände auseinander sprengen und an den Werktagen unter den stillen Tischen die Mäuse tanzen. Übrigens verlangt es der Lammwirt auch gar nicht, daß sein liebes Nanderl „in der Hinter“ sollte verbleiben müssen und hat ihm deshalb vor etlichen Jahren drinn in der Stadt ein wenig „Bildung lernen“ lassen. Nun gehörte das Nanderl zu solchen Mädeln, die nie ungebildet und nie gebildet sind, sondern immer gesittig und natürlich, bescheiden und klug. Den Zechgästen nach ihrer Weise die Zeit vertreiben helfen, das that das Nanderl nur dann, wenn es sein mußte; ja selbst, wenn lustige Bauernburschen johlten und das Mädel zum Mitsingen oder zum Fingerhäkeln einluden, saß es lieber in seinem Stübel und betreute das Linnenzeug des Hauses.

Julian! Ist dir noch nichts eingefallen? Kann es eine Passendere geben?

Gott, da kann ich mir den Kuppelpelz nicht mehr verdienen. Am nächsten Montag ist schon die Hochzeit des Julian mit der Nandel. Woher nehme ich jetzt die Talente, um dieses Fest zu schildern! Die Thüren und Fenster des Löwenwirtshauses waren mit Grünzeug geschmückt. Unter den Musikanten waren zwei Tuttenblaser und zwei Trommler und zwei Tschinellenschlager. Der Bräutigam hatte eine Seidenbutte auf dem Kopf und einen schwarzen Schwalbenschwanz am Leibe, wie sie die Kellner tragen in den großen

Hotels, die er sich nun ja zum Vorbild nehmen will. Den Schnurrbart hatte er sich gestern wegschneiden lassen, den Backenbart lockerte er auf, so sehen die vornehmen Hoteliers aus. Seine Schwestern — nun muß ich aber ausschnaufen.

Seine Schwestern alle drei, im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren, waren kaum auseinander zu kennen, besonders von hinten. Jede glitt im taubengrauen Seidenkleid rauschend einher, jede hatte am Halse eine rosenrote Bandschleife und über der Stirn „geschneckerltes" Lockenhaar. Aber nicht so, als wäre hier ein kostspieliger Aufwand entfaltet, die Schwestern hatten sich alles selber gemacht, sie waren sehr häuslich und versäumten die Einnahme von manchem Gulden, dieweilen sie sich besannen, ob sie den Kreuzer ausgeben sollten. Um freimütig zu sein, der Bruder hätte schon vor einem Jahre gern geheiratet, wenn er nicht auf das Fertigwerden des schwesterlichen Hochzeitsstaates hätte warten müssen. Unter allen Hochzeitern die Unauffälligste war die Braut. Sie hatte ein einfaches weißes Kleid an, schier ein wenig bäuerlich geschnitten, und ein Rosmarinkränzlein auf dem braunen Haar. Der Rosmarin ist so gewachsen, daß er manchmal wie ein Dornenkrönlein spielt, aber unter demselben machte das Nanderl ein munteres Gesichtl, daß fast zu pausbackig gerundet und zu frisch gerötet war, um in den fürnehmen Hochzeitszug hinein zu passen. Die Schwestern bemutterten ihre nagelneue Schwägerin ein wenig, banden ihr die blaue Halsschleife sorgsam, schoben ihr das Kränzlein zurecht, und die eine tuschelte ihr zu, ein bißchen, ein ganz klein bißchen mehr gerade halten sollt' sie sich, damit die Leute nicht glaubten, sie hätte einen Höcker.

Einen Tag nach der Hochzeit weinte die Nandel ihrem Manne das erste Anliegen vor. Ob es denn wahr wäre, daß er ein buckeliges Weib habe?

„O Schatzerl!" lachte der Julian. „Wie soll ich denn wissen, ob das Frauerl buckelig ist. Ich schau es ja nicht von hinten an!"

Die junge Frau griff nun emsig in die Wirtschaft ein, aber es zeigte sich, daß dies gar nicht nötig war. In der Küche waltete Schwester Agatha, in den Kellern führte Schwester Burga die Oberaufsicht, und das Gastzimmer war Bereich der jüngeren Schwester Marianne, die Zither spielen und gar schön singen konnte. Diese Schwestern machten sie auch darauf aufmerksam, daß der Sparherd anders gefeuert werde, als eine offene Kochstelle in der Bauernhütte, daß in einer Großwirtschaft der Wein hergerichtet werden müsse, nicht ihn gleich von der Pipe rinnen lassen, wie er vom Weinbauern kommt! Und die Gläser wäscht man auch anders, und die Teller stellt man auch nicht so dienstleuthaft auf den Tisch hin, und überhaupt . . .

Beim „überhaupt" brachen sie allemal ab, die Schwestern, zuckten die Achseln und murmelten einander unverständliche Worte zu.

Da klagte es eines Tages die Nandel ihrem Mann: „Du, Julian, mir scheint, meine Schwägerinnen sind nicht zufrieden mit mir!" Er beruhigte sie, jetzt sei ihr halt noch alles neu, da wäre es nicht zu verlangen. Die Schwestern thäten es gewiß nicht schlecht meinen, aber man könne doch nicht verlangen, daß, nachdem dieselben ihm so lange die Wirtschaft hatten führen helfen, sie jetzt auf einmal in den Winkel geschoben werden sollen.

„Mein Gott,“ flüsterte die Nandel vor sich hin, „ich jemand in den Winkel schieben!“

Eines Tages passierte es, daß ihr beim Auftragen des Eßgeschirres ein blaublumiger Porzellanteller durchrutschte und in Scherben fiel. Da schlugen die Schwestern ihre Hände zusammen, sechs Hände zugleich, und riefen gellend aus: „Mar and Josef! Jetzt ist der schöne Teller futsch! Muß denn alles hin sein? Wenn das so fortgeht mit der Ungeschicktheit, wirst du den Bruder bald um Haus und Hof gebracht haben. Wer schon nichts zubringt, der sollt wenigstens auf die alten Sachen acht geben!“

So, jetzt hatte sie's. Zu wenig Aussteuer hatte sie ins Löwenwirtshaus gebracht. Sie that aber, als verstehe sie den Vorwurf nicht, schwieg und sammelte auf dem Fletz die Scherben.

So regierten die Schwestern im Hause, waren emsig und munter mit den Gästen: mit den gewöhnlicheren Leuten schäkerten sie, die vornehmeren bedienten sie mit ausgesuchter Höflichkeit. Und die Nandel saß am Ofen bei ihrem Nähkorb, und die Gäste wußten es kaum, daß sie die Hausfrau war. Einmal waren zwei Radreiter eingekehrt, die machten sich um die junge züchtige Nähterin zu schaffen. Sie gefiel ihnen, und einer wollte ihr unter das Kinn greifen. Die Nandel nahm ihren Korb und ging zur Thür hinaus.

„Und das will eine Wirtin sein!“ zischelte eine Schwester der anderen zu. „Na, ich dank. Da möchten die Gäste wohl vor Langeweil umkommen, wenn sie nicht etwa vorher verhungern oder verdursten. Armer Bruder!“

Die Nandel merkte was und dachte: Es ist wahr, eine Wirtin muß Spaß verstehen, das gehört zum Geschäft. Und bei nächster Gelegenheit setzte sie sich zum Herrentisch und

lächelte den Gästen freundlich zu und ließ sich's gefallen, als ihr ein junger Bengel den Cigarettenrauch ins Gesicht blies, und ließ es sich gefallen, als ihrer zwei Bursche anzügliche Vierzeilige sangen; als einer seinen Arm um ihre Mitte legte und seinen Schnurrbart an ihrer Wange reiben wollte, schob sie ihn nur zurück und blieb sitzen.

„Hast es gesehen!" tuschelte die Marianne der Burga zu. „Wie sich die benimmt! Die wachst sich auf was Sauberes hinaus. Da werden wir noch schöne Sachen erleben. Armer Bruder!"

„Armer Bruder!" flüsterte die Burga.

„Armer Bruder!" hauchte die Agatha.

Und schon am nächsten Abende, als der Julian von einer kleinen Geschäftsreise nach Hause gekommen war und in ihre Kammer trat, sprach er kurz und scharf: „Ich muß dir sagen, Nandel, es ist mir lieber, wenn du in Zukunft nicht mehr im Gastzimmer sitzest. Wenn du dich schon nirgends schicken kannst, so überlaß es meinen Schwestern und steh ihnen nicht vor den Füßen herum. Ich sag dir's ein für allemal!"

Sie schaute ihn mit großen Augen an und schwieg. Er ging hinaus und schlug hinter sich heftig die Thüre zu.

Von nun an sah man die junge Löwenwirtin nicht mehr in den Wirtszimmern. Sie blieb den ganzen Tag in ihrer Kammer oder saß in der dunklen Hinterstube bei dem datterigen Greise. Ihre Wangen waren nicht mehr so rund und rot wie oben im Bauerndorf, jetzt sah sie schon interessanter aus. Sie war leidend, erschöpft und mußte sich manchmal auf die Bank hinlegen. Dann wusch sie sich mit kaltem Wasser das Gesicht, um die Schrift wegzulöschen, die der Kummer darauf geschrieben hatte.

„Sie liegt schon wieder auf der faulen Haut," sagte die eine Schwester zur anderen. „Nicht einmal das Salz zur Suppe verdient sie sich. Eine schöne Hausfrau, das! Und wenn er mit der Stallatern hätte gesucht, der Bruder, eine Schlechtere hätte er nicht finden mögen."

Eines Tages kam der Lammwirt aus Walleschbach, setzte sich in die vordere Gaststube, „Schwemm" geheißen, schaute rund herum und fragte endlich, ob denn die Frau Wirtin nicht da wäre?

„Ach, die ist alleweil krank," antwortete Fräulein Marianne.

„Mein Nanderl krank? Davon weiß ich ja nichts. Was fehlt denn?"

„Da muß sie der Vater schon selber fragen, wir wissen's nicht."

Er ging hinauf in ihre Kammer. Sie that einen Freudenschrei und sprang ihm an die Brust.

„Kind, krank bist du? — Ja so, ja so. Kann mir's schon denken. Na, dafür habt ihr Weiber ja die größere Geduld. Wir hätten sie nicht, wir Männer. Ist recht, ist recht. — Und wie geht's dir denn sonst? Wohl soweit gut, weil du gar nichts von dir hören laßt."

Sie schluchzte in ihre Schürze, nickte nur ein paarmal mit dem Kopf — gut ginge es ihr.

So ist der Lammwirt recht beruhigt wieder heimgegangen.

Und so blieb es. Die Schlüssel der Vorratskammern hatte die Agatha in Verwahrung, die Kellerschlüssel klingelten am Schürzenband der Burga, und das lederne Geldtäschchen mit der Silberschließe hing am Gürtel der Marianna. Der Julian besorgte die Wirtschaftspolitik des Äußeren;

diese vier Personen stimmten in größter Eintracht zusammen, und so hatte die Nandel freilich wohl Zeit, auf ihrer Holzbank zu ruhen oder mit dem Nähkorbe in der dunklen Hinterstube zu hocken neben dem Alten.

Im Löwenwirtshaus war nämlich noch wer, an den die Welt und selbst die Nachbarschaft nimmer dachte, weil er schon jahrelang nicht mehr hervorkommen konnte aus seiner Stube. Er kauerte stets am Bettstufen, hielt die dürren Hände im Schoß gefaltet und starrte mit seinen blöden Wasseräuglein ins Leere. Manchmal griff er langsam nach einem Hollerzweig, der neben ihm lag, um sich die zudringlichen Fliegen abzuwehren. Aber er fächelte dort hin, wo sie nicht waren. Sie saßen an seiner Stirn und sogen. Sein weißer Bart umwucherte das kleine Runzelgesicht. Das war der alte Löwenwirt, der Großvater des Julian und der Schwestern. Er hatte einst viel und laut gesprochen in der Wirtsstube, jetzt sagte er nichts mehr, als „ja", wenn er angesprochen wurde. Lange Jahre hatte er im Siechtum auf das Sterben gewartet. Es war nicht gekommen, und der Greis sitzt immer noch da an dem Bettstufen und wartet — aber auf was er wartet, das hat er vergessen.

Wohl auch seiner mochte zeitweilig vergessen worden sein, wenn in der Wirtschaft die Geschäfte drängten, oder wenn es in den Gastzimmern lustig herging bei Musik und Gesang. Dann war einmal ein junges Weib zu ihm hinaufgekommen, das hatte gesagt, es sei seine Tochter, die Frau des Julian. Da hatte er sie angeschaut und leise „ja" gesagt.

Seitdem kam sie oft zu ihm. Sie war es, die ihm das tägliche Essen brachte von der Küche, die seiner wartete

und die dann stundenlang bei ihm saß und nähte. Sie war es, die ihm den Bart stutzte, die ihm den langen fadenscheinigen Rock anzog des Morgens, die ihn wie ein Kind ins Bett legte des Abends. War sie nicht bei ihm, so wurde er unruhig, suchte sich an einen anderen Platz zu rücken, was aber nicht gehen wollte, schaute fragend nach etwas herum. Und wenn sie eintrat und sagte: „Vater, da bin ich ja wieder," so murmelte er zufrieden: ja. Manchmal tastete er nach ihrer Hand und streichelte sie ein wenig und einmal ward er an ihrer Seite über alle Maßen gesprächig, denn anstatt seines einsilbigen „Ja" sagte er fast röchelnd: „Ich bin wohl froh."

Bisweilen kam eine der Schwestern noch hinauf in die hintere Stube, um nachzuschauen, ob die ungeschickte Person den alten Großvater doch nicht etwa verkommen lasse. Der Greis starrte sie an wie eine Fremde, tastete nach der Hand seiner Nandel und streichelte sie ein wenig.

Da schossen die Schwestern im Hause umher und raunten sich zu: „Ekelhaft! Sie geht ihm nicht von der Falte. Sie wird wissen warum, die Schleicherin, die ekelhafte!"

Dann war's an einem der nächsten Tage, daß die Nandel für den Alten frische Kleider herrichten wollte und den Kasten versperrt fand. Sie kam zur Schwester Burga und bat um den Schlüssel.

„Was für einen Schlüssel?" fragte diese.

„Zu Großvaters Kasten."

„Zu Großvaters Kasten?" redete die Agatha drein, die gerade von der Speichertreppe herabstieg. „Was geht denn dich unseres Großvaters Kasten an?"

„Er braucht Wäsche," sagte die Nandel.

„Das soll er nur uns selber sagen."

„Ihr geht ja nicht hinauf zu ihm," setzte die junge Löwenwirtin mit leiser Stimme bei, „ihr laßt ihn allein."

„So!" riefen die beiden Schwestern zugleich. „Wir lassen ihn allein! Und das wirst du wohl herumlügen in der Nachbarschaft."

„Lügen thu ich nicht!" sagte die Nandel und hub an zu zittern an allen Gliedern.

„Lügen tragt eh nicht viel," versetzte die Burga.

„Erbschleichen tragt mehr!" rief die Marianna zur Zimmerthür heraus.

Die Nandel wankte vor die Thür. Dort setzte sie sich auf einen Pfosten und that einen tiefen Atemzug.

Die Marianna lugte zum Fenster hinaus, zu den Schwestern flüsternd: „Und wie sie sich wieder verstellt! Wenn man sie so anschaut, meint man rein, sie kommt nieder!"

Da kicherten sie miteinander.

An demselben Abend konnte es die Nandel kaum erwarten, bis ihr Mann heimkam vom Marktflecken, wo eine Weinlizitation gewesen war. Sie ging ihm schon entgegen auf der Straße, ein springender Wind wirbelte den Staub auf.

„Bist aber nicht gescheit, Nandel, daß du jetzt so herumgehst," so redete er sie an.

Sie reichte ihm nicht die Hand entgegen wie sonst.

„Julian," sagte sie fast heiser, „bis heute habe ich mich mit keinem Worte beklagt darüber, was mir in diesem Haus widerfährt. Heute haben sie mich beschimpft und verleumdet. Eine Lügnerin und Erbschleicherin hättest du zum Weibe . . . ."

„Daß ihr Frauenzimmer doch immer zu eng habt miteinander!“ rief er unmutig aus.

„Bös reden, das kann ich nicht,“ sagte sie mit einer seltsamen Ruhe. „Jetzt kommt's darauf an, ob du deine Schwestern willst im Hause behalten, oder mich.“

„Ich denke, das Löwenwirtshaus wird für alle Platz haben,“ sagte er mit strengem Nachdruck. „Es wird wohl nicht dein Ernst sein, daß deinetwegen meine armen Schwestern fortmüßten von ihrem Heimatshaus. Es müßte nur sein, daß du das Geld herschaffen wolltest, um ihnen ihre Anteile auszuzahlen.“

Und darauf hat sie gesagt: „Geld hab ich keins, und so weiß ich freilich wohl, was sein muß.“

Sie haben weiter nichts mehr miteinander geredet am selbigen Abend. Am nächsten Morgen war ihre Kammer leer.

„Die ist gut weg,“ sagte die Agatha.

„Zu ihrem Vater ist sie heimgegangen in die Schmollhütte,“ sagte die Burga.

Der Julian wollte sie suchen gehen.

„Sei nicht kindisch, Bruder,“ sagte die Marianne, „sie wird schon selber wiederkommen.“

Dem Löwenwirt ließ es aber doch keine Ruhe. Einesteils war er aufgebracht über das Weib, das ihn mit solchem Davonlaufen in Schand und Spott bringen konnte; andernteils erwog er ihren Zustand. — Am Nachmittag ging er hinauf nach Walleschbach. Der Lammwirt hielt ihm die Hand entgegen: „Gott grüß dich, Schwieger! Wie geht's daheim? Oder bringst schon was Neues?“ Da wußte der Julian, daß sie nicht da war. Nach Hause gekommen, ging er in die Hinterstube. Da war eine betäubende

Schwüle. Der Greis kauerte im Bettwinkel, er war halb entblößt. Der Rand des Suppentopfes war voll lahmer Fliegen, er war nicht berührt worden. Der Alte schaute mit blöden Augen auf die Thür und bewegte die trockenen Lippen.

„Großvater!“ schrie ihm der Julian laut ins Ohr, „ist heute die Nandel nicht dagewesen?“

Der Greis begann zu wimmern wie ein kleines Kind.

Die älteste der Schwestern meinte, man müsse doch in den umliegenden Häusern nachfragen, damit die Leute nicht sagen könnten, man lasse sie laufen, die Halbverrückte.

In der Abenddämmerung kehrte ein Wegmacher zu, und er wisse nicht, was am Hammerteich drüben die Leute machten. Es stünden Leute am Wasser.

Die Schwestern wurden blaß, eine wie die andere.

Der Julian riß seinen Hut vom Wandnagel. Da trat zur Thür der Gerber Pankraz ein. „Na, na, wohin willst denn in solchem Schwang?“ sagte er überlaut. „Löwenwirt, jetzt mußt ein Eichtl stillstehen und zuhören, was ich dir sagen will.“

Der Julian stand wie fest in den Boden gewachsen, die Adern an seinem Halse schwollen an, seine Lippen wurden wie Lehm, seine Augen schimmerten wie Glas.

„Wirt,“ sagte der Gerbermeister. „In deinem Wald oben kannst du jetzt eine Kirche bauen lassen. Hirtenknaben haben ein Bildnis gefunden. Die Muttergottes mit dem Christkind. Mußt wohl gleich hinauf.“ . . . .

Und so war das Ereignis. Am selben Nachmittage waren zwei junge Hirten in den Waldschlag gegangen, um Heidelbeeren zu pflücken. Und wie sie zu den Rindenhüfeln kommen, wie solche die Holzknechte aus den Rinden ge-

schälter Baumstämme hüttchenartig zum Trocknen aufstellen, hören die Knaben aus einem solchen Hüttchen her das Schreien eines kleinen Kindes. Sie laufen zum Kohlenbrenner hinab und erzählen, daß es gespenstern thäte oben bei den Hüfeln. Der Köhler sagt, er glaube nicht dran, besprengt sich mit Weihwasser, und geht hinauf. Und unter den Rinden hat er sie gefunden — Mutter und Kind.

In der folgenden Nacht ist's etwas laut gewesen im Löwenwirtshaus an der Straße. Der Arzt und der Geistliche waren da, aber nicht als Gäste beim Glase Bier. Die Schwestern schossen umher mit Wärmlappen, Windeln und gekochtem Thee. Sie redeten nicht, nur die Marianna that manchmal einen Stoßseufzer: „Mein Gott, erbarme dich unser!"

Einige Tage später lag die Nandel sehr behaglich in ihrem Bette und bat den Julian, er möchte sich endlich einmal schlafen legen, und es könnte derweil eine der Schwägerinnen bei ihr sein.

Die Älteste kam, aber an der Thür blieb sie unschlüssig stehen und wollte nicht ins Zimmer. Da hielt die Nandel ihr eine Hand entgegen: „Grüß dich Gott, Agatha. Gelt, du und deine Schwestern, ihr seid auf mich nicht bös? Thut's mir verzeihen, all drei, wenn ich was Ungutes sollt' gethan haben . . ."

Und nach dieser Stunde wieder zwei Tage, da ist sie gelegen, schlank und flach in einem engen Sarge. Neben ihr zu Häupten ist der Greis gekauert und hat sachte datternd mit dem Hollerzweig gefächelt, daß die Fliegen nicht sollten sitzen auf ihrem weißen Antlitze. Und als die Schwestern kamen, laut weinend und klagend sich

anschickten, niederzuknien vor der Bahre, da hat der alte Großvater mit dem Hollerzweig gegen ihre Köpfe gefächelt, als ob er sie verscheuchen wollte von diesem stillen Menschenbilde.

Und als der Julian über der Wiege seines mutterlosen Kindes niedergebeugt stand, da hörte man im Hintergrunde schluchzend: „Armer Bruder!"

Seither ist manches Jahr verflossen. Aber das bin ich schuldig, noch zu sagen: das Töchterlein des Löwenwirts gedeiht und blüht, und kein Kind hat eine bessere Mutter, als jung Nanderl an ihren Muhmen Agatha, Burga und Marianna. Eine dreifache Mutter voller Treue und Güte. Der Tod hat sie aufgeweckt ....



Ein schneidiges Dirndl.

„Dirndl, heut!“

„Was denn heut?“

„Heut hab ich dich endlich einmal!“

„Wer? Du mich? Hi hi hi!“

„Ja, ich dich. Ha ha ha!“

„Da wird sich wohl einer schneiden!“

So begann ein Zwiegespräch zwischen dem Johann Wendlinger und der Kunigunde Reiterin, als sie selbander des Weges gingen ins Dorf zur Kirchweih. Er war um zwei Köpfe größer als sie, sie um einen gescheiter als er.

„Warum just du mit mir so trutzig bist, Kundel?“ fragte er sie.

„Und warum dir just mein Trutzigsein so zuwider ist, Hansel?“ war ihre Widerred.

Er blieb stehen, breitete seine Arme aus und rief mit großem Schwunge: „Weil ich dich liebe!“

„Hi hi hi, jetzt hätt ich bald gelacht!“ versetzte sie lustig.

„Was giebt's da zu lachen, möcht ich wissen!“

„Ist's dir lieber, wenn ich flenne?“ lachte sie.

„Gern haben sollst mich!“

Antwortete sie: „Für so einen schönen Buben thät ich wohl viel zu schlecht sein. Und du thust halt gerad einmal in drei Stucken nit für mich passen.“

„Na, das wär nit übel!“ sagte er und richtete sich stattlich auf, so daß man die Pracht seiner Gestalt, seines Tuchgewandes und seiner Uhrkette recht im stande war, zu bewundern.

„Sein thut's so,“ fuhr sie fort, „fürs erste bist du mir zu schön, fürs zweite zu stark und fürs dritte zu reich.“

„Geh, foppe du einen anderen!“

„Gewiß auch noch!“ versicherte sie. „Will dir's gleich sagen, wie es gemeint ist. Denn weil du mich am heutigen Tage schon das dritte Mal fragst — du siehst, daß ich meine Knöpf mach im Sacktüchel — so muß ich dir doch meine Meinung einmal fürhalten.“

Ganz ernsthaft stand es vor dem eckigen Burschen, das kleine lose Ding mit dem roten Vollmondgesichtlein und mit dem blauseidenen Busentuch über die anmutige Gegend herab, von der er sein Auge nicht konnte wenden.

„Schau, Bübel, sein thut's so!“ begann sie. „Dein Haar thut eh schön glanzen, auch wenn du es nit thätest schmirren mit Schweinfett. Und dein sakrischer Schnurrbart möcht doch sicher auch ohne Schusterpech ein paar Hörnlein aufbringen. Und daß du viel Thaler hast, weiß ohnehin jeder, daß du sie nit erst müßtest an der Uhrkette spazieren führen. Daß du stark bist, glaubt man dir auch gern, ohne daß du alle Sonntag einen Raufhandel anheben müßtest. So, jetzt weißt es.“

Der Bursch glotzte nur einmal verblüfft drein, auch beobachtete er die Vorgänge auf dem Gesichte des reschen Dirndls, ob es wirklich Ernst sei, oder ob man die Rede

als Spaß nehmen dürfte. Das letztere ging nicht recht an, so sagte er stark gedämpft: „'leicht könntest einen Schulbuben nehmen, der noch keinen Bart hat zum Spitzen, oder einen alten Taderling, der kein Haar mehr hat zum Schmieren. Oder einen Pfründner, so einer wird dir gewiß keine Thaler spazieren führen und auch keinen Raufhandel anheben — verstehst!"

„Hi hi, jetzt ist er schon giftig!" kicherte sie.

„Und raufen thu ich eh nur deinetwegen!" setzte er bei. „Weil sie mich allemal spötteln, daß du mich nit magst, diese Haderlumpen!"

„Und deswegen soll ich dich halt mögen, daß du dich nachher prahlen könntest, gelt?"

„Hörst, Kundel, mit dir ist nichts auszureden. Du thust mir's zu Fleiß, du bist eine boshafte Person. Aber das sag ich dir, Mädel, wenn ich dich nit haben kann, so soll dich just ein anderer auch nit haben. Denk, was ich gesagt hab!"

Wie jetzt sein Gesicht blaß geworden war, wie er seine Finger in die Tuchweste einkrampfte, da wäre es der Kunigunde schier lieber gewesen, sie hätte auf diesem Wege ihr Gutachten über seine Eigenschaften nicht ausgepackt.

„Werden wir's halt sehen!" sagte sie in einem fast singenden Ton und ging hinüber zum rechten Straßenrand, dieweilen der Hansel an dem linken mit seinen etwas sichelbeinigen Läufern schwerfällig dahinschritt. Er steckte seine Hände in die Hosentaschen und fing sachte an zu pfeifen.

Nach einer Weile begann er wieder zu reden: „Ist's dir dort drüben auf dem steinigen Rain lieber, wie bei mir herüben?"

„Bedank mich schön, darüber hab ich noch nit nachgedacht,“ antwortete sie kurz. Dann pfiff er wieder so halblaut vor sich hin. Ein Märschlein pfiff er und dachte, sie würde nach seinem Takte Schritt halten. Sie trippelte aber viel zu rasch dahin.

Auf einmal fragte er: „Ist dir das Gernhaben leicht zu wenig? Willst geheiratet sein?“

„Freilich,“ antwortete sie.

„Jetzt ist mir der Teuxel schon einerlei, ich heirate dich auch!“

„Ja, bitt dich gar schön, sei so gut!“ spottete sie.

Jetzt hätte ihr der neuerdings entrüstete Hansel gerne gesagt, daß sie, die arme Person, froh sein könnte, wenn er, der reiche Bauerssohn, sie nehme. Aber sie war keine arme Person. Sie war die jüngste Tochter des zwar nicht reichen Zimmermeisters Reiter. Ihre älteren vier Schwestern waren bereits angesehen verheiratet und ganz ausgezeichnete Hausfrauen, die steinfest zu ihren Männern hielten, gesunde Kinder hatten und dabei selber noch alleweil schöner wurden. So war natürlich auch die Jüngste dieser guten Gattung rechtschaffen umworben.

Um die Auszeichnung anzudeuten, die ihr durch seinen Antrag werde, sagte er nun: „Wenn ich will, an jedem Finger bleibt mir eine hängen!“

„Glaub dir's,“ antwortete sie. „Und die an den Fingern nit Platz haben, kannst dir der Reihe nach ans Uhrkettel fassen. Auf deinen Hut kannst ihrer auch ein paar stecken.“

Den Burschen zuckte es in den Armen, er knollte die Fäuste im Sack, die Kundel merkte es wohl; kichernd eilte sie fürbaß, er trottete hinten nach und sann auf Gelegen-

heit und Mittel, den Hohn zu rächen. Daß diese Zimmermeisterische so gar nicht dranzukriegen ist!

Als sie gegen das Dorf hinabkamen, war sie ihm schon um hundert Schritte voraus. Der Hansel gesellte sich zu einem Kameraden, der duckmauserisch dahinsiffelte und sich fortweg mit dem roten Sacktuchballen im Gesicht herumfuhr, weil er Triefaugen und eine Triefnase hatte. Dem klagte er die Hoffart der Kundel.

Der Duckmauser entgegnete in weinerlichem Tone: „Sollst dir halt zu helfen wissen. Ein einzig Nachtel ist genug, um Weiberleuthoffart auszutreiben.“ –

Beim Hirschenwirt war Tanzmusik. Alles, was sauber und lustig war im Thale, hatte sich bereits eingefunden, und auch etwelches, was nicht sauber war. Es wurden schon die Kerzen angezündet, und das ist allemal eine reizende Zeit.

Die Kundel war auch da, mit ihrem Vater, dem Zimmermeister. Der saß mit dem Schullehrer und dem Schmied und dem Schneidermeister im Extrastübel, und sie sprachen fast so klug wie ein Minister und so schön wie ein Professor über die Wahlreform. Ob auch Unverheiratete wählen dürften, Bauernknechte, Handwerksgesellen? Die im Extrastübel waren darüber noch lange nicht einig, als im Tanzsaal das allgemeine Wahlrecht bereits praktisch ausgeübt wurde. Jeder ohne Unterschied des Standes wählte sich Eine. Die meisten Wahlen wurden für giltig anerkannt, nur die alte Schlägelduttin bestritt ihrem Manne das Wahlrecht, zerrte den Armen aus dem Wirtshause und heim ins finstere Duttenhäusel.

Ein junger Mensch, der mit einer blassen, aber gutmütig dreinschauenden alten Frau in die Wirtsstube trat,

wählte auch, vorläufig aber nur den Tisch, an dem sie sich niederlassen wollten. Derselbe stand in der Nähe des Ofens, und an ihm saß die Kunigunde Reiterin mit einer verheirateten Schwester. Gar artig verneigte sich der junge Mann vor den Weibern und seine Mutter — die mit ihm gekommen war — meinte freundlich, sie setze sich schon gern in die Nähe des Ofens, warm, Das sei ihr das liebste auf der Welt.

Das waren die Kleinwächtersleute, die draußen in den Auen ein Häuschen besaßen und eine Korbflechterei, die sie ziemlich knapp ernährte. Der Alte war seit ein paar Jahren tot und nun war es ganz an dem fleißigen Paul, das kümmerliche Gütel aufrecht zu halten und seiner Mutter ein Beistand zu sein. Heute hatte er sie auf die Kirchweih geführt, daß sie wieder einmal ein Tröpfel Wein verkoste und lustige Musik höre. Gar besonders festlich nahmen sich die Leutchen nicht aus.

Die Frau trug ein schwarzes Kleid und ein dunkelbraunes Halstuch darüber, genau wie sie es bei dem Leichenbegängnisse ihres Mannes angehabt hatte, auch denselben schwarzen Strohhut mit dem Florbande. Schwarz, meinte sie, könne man immer tragen. Ihr Sohn, der Paul, hatte ein luftiges, mattgraues Gewändlein an; die lichtblaue Halsschleife und eine Spätnelke im Knopfloch zeigten seine festtägige Stimmung aber immer noch nicht so entschieden an, als sein frisches, heiteres Auge, mit dem er jetzt die Kundel anlachte. Er war ein ganz hübscher Junge, nur ein bißchen zu weichmütig und unterthänig in der Stimme, als er jetzt eine kleine Flasche Wein mit zwei Trinkgläsern und einer Semmel bestellte. Der dicke Wirt röchelte überlaut lachend die Worte hervor, zur Kirchweih

bekomme man bei ihm nur fleischene Semmeln! worauf die Frau bescheiden entgegnete, Nachtmahl gegessen hätten sie schon zu Hause.

Der Paul kam zwischen Ofen und Kundel zu sitzen, wozu er scherzend bemerkte: „Na kalt wird mir bei diesem Tisch nit werden.“ Dabei lächelte er das Dirndl gar treuherzig an und zupfte an dem Flöckchen seines Schnurrbärtleins, das schüchtern und völlig farblos über dem Mundwinkel hervorguckte.

„Der Ofen ist ja gar nit geheizt!“ lachte die Kundel lustig auf.

„Wenn das ist, dann muß ich mich näher an diese Seite halten,“ sagte der Paul und rückte so nahe ans Dirndl, daß sich ihre Ellbogen ein wenig berührten. Und so saßen sie gesittig da und wußten nicht recht, was sie miteinander sprechen sollten. Weil vom Tanzboden her die Pfeifen und Geigen klangen, so sagte der Bursch endlich leise zu seiner Nachbarin: „Weißt du, lang wird sich's nit thun mit dem Sitzen da!“ Denn der steierische Landler zuckte ihm durch die Beine. „Weil die Mannsleut kein' Fried geben mögen!“ entgegnete das Dirndl. Dieweilen trat sie mit ihren Zehenspitzen selber den Takt, ganz heimlich zwar, aber der Junge merkte es doch, und jetzt zuckte es ihm zwiefach durch die Beine, der Landler und ihr Takttreten. Plötzlich stand er auf, nahm das Dirndl am Arm und sagte ganz zärtlich: „Es geht nit anders, gehn wir eins tanzen miteinand!“

Schier verliebt gingen sie hinaus. Es tanzten nur wenige Paare, darunter auch der Wendlinger Hansel mit einer schwarzhaarigen Italienerin, die mit welschen Maurern ins Land gekommen war, und es tanzte der Duck-

mauser mit einer glotzäugigen Magd. Kaum war unser junges Pärchen bescheidentlich einmal herumgewalzt, als der Hansel auf sie herfiel und den Paul aus dem Kreise riß: „Jetzt wird nit getanzt, Körbel-Bub! Den Tanz hab ich gezahlt!“ Und es war auch so, der Silbergulden lag auf dem Spielleuttisch.

Blaß vor Verlegenheit kam der Bursche zurück in die Stube zum Ofen, dort flüsterte er seiner Mutter zu: „Ich bitt dich schön, ich muß einen Tanz zahlen!“

Die Frau wendete sich halb in die Ecke und begann ihren Kittelsack auszusuchen. Es zitterten ihr dabei die Hände ein wenig, und sie machte kein besonders frohes Gesicht. Endlich hatte sie ein Silberzwanzigerlein herfürgebracht, und gierig, wie es sonst nicht seine Art war, haschte der Junge danach.

Als der eine Tanz aus war, zahlte er den seinen. Rasch strichen die Spielleute das geringe Münzlein in den Lederbeutel, daß es nicht vor den Augen der Leute daliege und ein schlechtes Beispiel gebe! Mit nur halber Lunge begannen sie einen langweiligen „Altväterischen“ zu blasen und der Paul begann sich mit der Kundel zu drehen. Dabei lud er kopfnickend die anderen Paare ein, nur mitzuthun, etliche sprangen auch ein, da schrie der Hansel grell: „Aufhören!“ und warf einen Gulden auf den Spielleuttisch hin.

„Aushalten!“ rief der Paul drein, aber er konnte seinem Befehle nicht den silbernen Nachdruck verleihen, und die Musikanten legten ihre Instrumente auf den Tisch. Sie müßten ja doch einmal ausschnaufen.

„Na wartet!“ rief die Kundel, „ich will euch den Blasebalg schon wieder aufziehen!“ Eilte zum Tische und legte ein Guldenstück hin.

„Und ich werde in den Blasebalg ein großes Loch machen, daß er pfeifen kann, wenn die saubere Jungfer Kunigunde mit ihrem Lotterbuben tanzen will!“ So der Johann Wendlinger und ließ einen Fünfguldenschein hinflattern auf den Spielleuttisch.

Das war jetzt ein Aufzucken in der Stube, als hätte es allen den Atem verschlagen. Alle schauten auf die Kundel und den Korbflechter Paul. Der letztere duckte den Kopf und verzog sich. Aber das Dirndl trat vor, trat so nahe hin an den großen Bengel, daß ihre Nasenspitze fast an seine schwere silberne Uhrkette stieß: „Jetzt muß ich schon fragen. Der Lotterbub! Was meinst denn damit?“

„Er soll kommen und mich selber fragen!“ darauf der Hansel herrisch.

„Ist's dir nit recht?“ fragte sie scharf.

„Ah, du bist mir eh recht,“ sagte er und wollte seine Arme um ihren Nacken legen. „So eine möcht ich heut!“

„Da hast eine!“ rief sie und die Ohrfeige saß ihm an der Backe. — Sie lief hinaus, er taumelte ihr nach, aber nur bis an die Thür, dort wurde er zurückgehalten. Er ballte die Fäuste, mußte aber, von mehreren Männern gefaßt, stehen bleiben. „Jetzt hast eine!“ spotteten sie, „mit der kannst schlafen gehen.“ Das Gelächter, welches über ihn jetzt losbrach, hat seine Wut nicht gedämpft.

Als die Kundel in die Gaststube zurückkam, wo der Paul bereits wieder beim Ofen saß, setzte sie sich nicht mehr hin.

Sie stellte sich nur an den Tisch und sagte leise zum Burschen: „Du Paul, wenn du wieder einmal tanzen willst, so nimm dir ein Strohweibel dazu. Heißt das, wenn du es nit etwa für einen Hasenschrecker hältst und davonläufst!“

Dachte er ein wenig nach, was das heißen sollte. Und dann entgegnete er: „Des Wendlingers wegen, gelt? Weißt, ich hab mir gedacht, mit so einem Flegel will ich nichts zu thun haben und der Gescheitere giebt nach.“

„Geh, geh, red du dich jetzt auf die Gescheitheit aus! Die ist bei dir ganz unschuldig, verstehst? — Auch mir graust vor'm Raufen, und das hab ich dem Pölli da draußen heut auch schon gesagt. Wenn ich aber ein Mannsbild bin und tanz mit einem Madel, und so einer heißt mich einen Lotterbuben und verschimpft sie damit, nachher kriech ich nit erst der Gescheitheit unter den Kittel — zuschlag ich!“

„Ja, und schmeißt dich der groß Lümmel an die Wand wie eine Hafergarb!“

„Ist mir alles eins, 's Madel laß ich mir nit verschandieren!“ sagte sie.

„Mußt nit bös sein, Kundel,“ sagte der junge Korbflechter und wollte seine Hand zärtlich auf ihren Arm legen. Sie schnellte ihn mit einer raschen Bewegung ab und sagte: „Weißt du, wie's bei den Spatzen der Brauch ist? Ein Mandel, das das Weibel nit kann beschutzen, bleibt allein stehen, als einsamer Spatz! — Damit du weißt, daß ich auch kann korbflechten und brauch nit einmal Weiden dazu. So, ausgeredet ist's!“

Daß das Röcklein flog, so rasch wendete sie sich um, schritt zu ihren Schwestern und zeigte ihnen an, daß sie heimgehe. Die Schwestern begleiteten sie, weil der Vater Zimmermann im Extrastübel mit den Anderen das Wahlrecht noch nicht fertig hatte.

Pauls Mutter kam jetzt näher an ihren Sohn und fragte, ob es etwas gegeben hätte? Da warf der Paul

seinen Kopf in den Ellbogenwinkel und hub an zu weinen.

„Aber Kind! Kind!“ jammerte sie, „was ist geschehen? Thut dir was weh?“

Da sprang der Bursche auf, ballte gegen den Tanzboden die Faust: „Dieser verdammte Lümmel!“ Dann stand er ein paar Augenblicke starr da, im Gesicht war er noch blasser als sonst. Seine Mutter legte die Hände zusammen und hauchte: „Aber Paul! — Aber Paul! — Was machst denn für Augen?!“

Plötzlich riß er vom Ofengeländer einen Balken los und stürzte damit zur Thüre hinaus auf den Tanzboden. Nun ging es rasch vor sich. Ein wüster Lärm, die Musik brach schrill ab, ein gellender Schrei — dann haben ihn ihrer zwei Männer in die Stube getragen.

Am Dorfende, wo das Kreuz steht, wurden die Weiber auf dem Heimwege erreicht. „Habt's gehört?“ rief ihnen der Bote nach. „Sie werden gleich läuten. Für den Korbflechter. Für den Paul. Erschlagen haben sie ihn.“ — Die Sterne, die sonst fest am Himmel stehen, huben vor den Augen der Kundel zu tanzen an. . . .

Geläutet wurde. Aber nicht die Sterbeglocke, sondern die Hochzeitsglocke nach sechs Wochen, als der Bursche wieder heil war. Die Kundel hatte wohl gemeint, der Paul könne sich seine Körbe selber flechten und hat den ihren wieder zurückgenommen.

Manchmal ist nämlich auch das Bauerndirndl wie eine heidnische Gottheit. Sie begnügt sich nicht mit dem Lippengebet der Liebe, auch nicht mit dem bewußten „ganzen Herzen“, sie will ihr Blutopfer haben, dann ist sie gnädig.

Der Wendlinger Johannsel ist nicht bei der Hochzeit

gewesen. Während im Wirtshause die nämlichen Pfeifen und Geigen klangen, die er früher nach Belieben angerichtet oder abgestellt hatte, saß er mit dem Duckmauser draußen unter einem Heuschober. Der Duckmauser hielt sein Sacktuch vor die triefenden Augen, der Johannsel biß sich die Fingernägel und knurrte: „Höllsaggra! Ist das ein dummer Tag!“



Die schlaue Almerin.

„Jetzt möcht ich schon wissen, ob dieser Jager denn nit zum derwischen ist!“ sagte die schöne Heidel zu sich. Sie redete nämlich immer laut mit sich selber, wenn sie allein war; sonst wird es schon immer einmal zu langweilig, wenn der Mensch nicht sein Diskursel führen kann so unterwegs auf die Alm. Die Heidel hatte aufgepackt, sie war um und um voll Milchreinen, die an den Henkeln zusammengebunden über ihren Achseln hingen, so daß man sie wundershalber mit einem Tonplutzer vergleichen konnte, der einen hohlklingenden Ton giebt, wenn man mit dem eingebogenen Finger an ihm klöpfelt. Oder sie hätte zur Not auch eine aufrechtstehende Schildkröte — eine sehr große — vorstellen können, bei welcher aber das Köpflein aus den Schalen frei hervorstand, was ein großes Glück war. Gelb und rot steht ums Himmelswillen ja doch nicht zusammen! Na, das wollen wir erst einmal sehen, ob dieses Haar, das so gelb ist, wie die reife Weizenähre im Schnitt, und dieses Rundgesicht, das so rot ist, wie eine Mohnblume im Korn, nicht zusammenstimmt! Ganz kurios! Und wenn man noch die Kornblumen ihrer Augen dazuthut, so hat man das ganze Kornfeld beisammen und es fehlt nur der Schnitter.

„Das muß doch derlogen sein, daß dieser Jager nit zum derwischen ist!“ sagte die Heidel zu sich, und der Schreiber muß schon närrisch in das Ding verliebt sein, weil die Beschreibung so gespreizt und konfus ausfällt. Ein frisches Dirndl, das mit Milchreinen beladen auf die Alm geht — punktum, das ist deutlich genug.

Der Jäger vorne, der zwischen jungen Kiefern und Lärchen mit seinen nackten Knien so gelenkig ansteigt, scheint wirklich nicht die Absicht zu haben, von einer jungen Almerin sich derwischen zu lassen, auch wenn sie mit den Thonschüsseln klappert. So wie sie Geselligkeit suchte, schien es ihm gerade einmal um Einsamkeit zu thun zu sein im grünen Wald. Endlich hatte sie ihn aber doch, und als er auf ihren Anruf: „Stad, Jager, stad, daß dich der Wind nit draht!“ stehen blieb und zurückschaute, rief sie wie jauchzend aus: „Uh Jesseles! Na, das hat sich jetzt einmal ausgezahlt, daß ich mir schier die Lungel abgelaufen bin!“ Denn der Jäger war durchaus nicht so jung, als es nach seinem frischen, geschmeidigen Ansteigen zu vermuten gewesen wäre, er hatte einen grauen Schnurrbart und das verwitterte Gesicht konnte durch die Schatten des breitkrämpigen Älplerhutes nicht mehr mit Belang verdeckt werden.

Der Jäger blickte dieser angehenden Weggenossin lächelnd zu und fragte: „Nun sage doch einmal, was hat sich denn ausgezahlt?“

„Weil ich glaubt hab, es wär ein Jüngerer!“ rief sie hell aus, und setzte lachend, daß es nicht so schlimm gemeint sei, dazu: „Ich bin die jungen Jäger halt gewohnt.“

„So! Ich glaube dir's gern.“

„Wenn das Hirschel schon derschossen sein muß, so steht's alleweil nur den Jungen an. Die Alten sollen froh sein, daß sie selber leben."

„Sind nicht auch die Jungen froh, daß sie leben?"

„Na, ich denk wohl, daß sie froh sind," sagte das Dirndl. „Daß sie halt mit dem eigenen Leben frei nit zufrieden sein mögen."

„Aha, ich verstehe dich schon," sagte der Jäger. „Sie wollen nebenbei auch noch Hirscheln erschießen und saubere Mädeln lieben."

„Derraten hat Er's!"

„Du scheinst es aus Erfahrung zu wissen," sagte er und klopfte mit dem eingebogenen Finger an eine der Milchreinen.

„Gelt, einen hellen Klang hat sie?" versetzte das Dirndl. „Hat auch einen Zwanziger gekostet, und wenn Er einmal in meine Hütten kommt, kann Er Milch daraus löffeln. Die Jager thun's eh gern."

„Und bist wohl selbst im Besitz eines jungen Jägers?"

„Wer kunnt mir's verdenken!"

„Ich gewiß nicht."

„Wenn sie mir ihn nit weggenommen hätten!"

„Weggenommen? Dir deinen Jäger? Die Weibsleute etwa?"

„Geh, die Weibsleut! Vor denen möcht ich mich wohl derwehrt haben, denk ich! Von den Weibsleuten laß ich mir keinen Jäger wegnehmen!"

„Von wem denn sonst?"

„Von einem, der ein bissel stärker ist als unsereins!"

„Na, da wäre ich schon begierig, wer das einem so feinen Mädel zu leid thun könnte!"

„Das kann Er sich denken! Wer wird's denn sein, der allen armen Dirndln ihre schönen kernfrischen Burschen wegnimmt! Der Kaiser halt!"

„Ach ja so. Beim Militär ist dein Liebster! Na, ich gratuliere dir!"

„Ja, und ich bedank mich schön!"

„Soldat sein für Kaiser und Vaterland ist jedem eine Ehre!"

„Ja, und 's Derschossenwerden? He? Wenn ich einen Schatz hab, so will ich ihn heiraten, und nit, daß ihn die Bosniaken derschießen!"

„Pah, jeder Soldat wird nicht erschossen. Und schon gar mitten in der Friedenszeit!"

„So möcht ich doch wissen, zu was der Kaiser mitten in der Friedenszeit Soldaten braucht!"

„Das ist einmal so eingerichtet, liebes Kind. Leider Niemand kann's ändern. Ich bin auch Soldat."

„Na, gute Nacht!" rief das Dirndl lachend aus. „Da muß Er schon schön lang dienen!"

„Länger jedenfalls, als dein dreijähriger."

„Was hat er denn lauter angestellt, daß sie Ihm den Abschied nit wollen geben!"

„Es scheint, sie brauchen mich immer noch," sagte der Jäger, der sich auf einen Baumstock niedergesetzt hatte und an den Antworten der Almerin sein Wohlgefallen fand.

„Nachher wird Er halt so ein Öberster sein," meinte sie, „so ein Ofizierer, oder wie sie heißen, gelt?"

„Es mag schon sein, mein Kind."

„Und geht so im Jagern um?"

„Bisweilen."

„Gelt, geschossen muß sein. Weil just kein Feind ist, geht's aufs Wildbret."

„Nicht jeder Jäger geht des Schießens wegen umher. Es giebt auch andere Annehmlichkeiten dabei."

„Mein Jager sagt's auch. Alßer lebendiger, sagt er, schaut man die Hirschlein und Rehlein lieber an, als daß man sie gleich allemal niederpufft. Thät auch nit dürfen, ist nit dazu da, daß er schießt, es müßt ihm nur ein Wildschütz zu nah kommen. Ist angestellt, daß er das Wild thut hegen und halten, bis die großen Jachten sind und der Kaiser selber kommt. Der Kaiser thut so viel gern jagen."

„So kommt der Kaiser also mitunter selbst in diese Gegend?" fragte der fremde Jäger.

„O, oft!" rief das Dirndl aus. „Schier alle Jahr einmal, sagen die Leut."

„So hast du ihn wohl auch schon einmal gesehen?"

„Ich? Den Kaiser? Da müßt ich lügen, wenn ich sagen wollt, wie der ausschaut. Bin erst im vorigen Jahr vom Voigthal herüber. Dort kommt er nit. Mein Franzl sagt, ein recht kommodter Herr. Und schießen! Wie der gut schießen kann!"

„So! Wirklich?"

„Freilich ist's keine Kunst, im Tag a Stuck a dreißig Hochwild strecken, wenn von der ganzen Gegend die Leut da sind, die ihm's in den Schuß treiben."

„Würde es der Kaiser nicht manchmal vorziehen, für sich zu pürschen, anstatt daß ein ganzes Heer von Jägern und Treibern aufgeboten wird?"

„Das wird er sich eh einrichten, wie er will. Und soll ihn der Herr Jager nur selber fragen, wenn er kommt

zu den Jachten. Jesses, die heben ja schon in dieser Wochen an. Im vorigen Jahr ist der Franzl noch dabei gewesen, da hat's allemal ein gutes Trinkgeld gesetzt. Heut steht der arme Kerl beim Regiment und hat er geschrieben, nix thät ihm so leid, als daß er bei den kaiserlichen Jachten nit kann dabei sein. — Wenn ich nur wen thät wissen, der sich für ihn möcht verwenden."

„Wie heißt denn dein Jäger?"

„Ich bitt, Franz Kaltenbacher. Beim siebenundzwanzigsten Infanterieregiment. Wird sich's der Herr merken?"

„Hoffentlich."

„Thät's nit doch sicherer sein, wenn es der Herr wollt aufschreiben? Hat Er nix kein Papierl bei sich?"

Der Jäger zog ein Notizbuch hervor und schrieb Namen und Regiment hinein. Das Dirndl klatschte in die Hände. „Jetzt krieg ich meinen Jager wieder!" jauchzte sie.

„Versprechen kann ich nichts, mein Kind!"

„Ich weiß schon, Herr Jager. Er ist gewiß selber ein Offizierer und leicht mit dem Kaiser auch noch bekannt, leicht gehört Er gar zur kaiserlichen Jacht. Es braucht nur ein Wörtl."

„Versprechen kann ich trotzdem nichts."

„Aufs Versprechen steh ich auch nit an, wenn Er's nur thut halten, daß der Franzl heimkommt. Vergelt's Gott. Und nix für übel, daß ich so keck hab dahergeredt, wir grobe Bauersleut verstehn's halt nit besser. Und jetzt wünsch ich guten Anblick und daß dem Herrn Jager kein altes Weib begegnet!"

„Es ist schon gut! Es ist schon gut!" Mit diesen

Worten winkte der fremde Jäger ab und schlug seinen Weg seitlings ein durch die Lärchen.

Das Dirndl kam mit den klappernden Reinen ganz glühend auf die Alm und vertraute es den Genossinnen, was sie für eine Begegnung gehabt hätte. Mit einem Jager von den kaiserlichen Jachten sei sie zusammengekommen, der aber ganz wer anderer ist, als ein Jager, ganz wer anderer! Mehr will sie nicht sagen! Sie hat ihn wohl erkannt, wer wird ihn nicht kennen, wo ihn jedes im Geldtaschel hat! Aber sie hat sich recht einfältig gestellt und so gethan, als thäte sie ihn nicht kennen, gerade wie es in den Kalendergeschichten vom Kaiser Josef zu lesen steht. Und sie hat ihm gleich vom Franzl derzählt und daß sie ihn gern daheim hätt, tausend Gottsfreuden gern daheim! Und er hat ihn in sein Büchel geschrieben. Glück muß man haben und schlau muß man sein! —

Wie es mit dem Glücke und der Schlauheit ausgesehen hat? — Sie erwartete den Franzl schon in der ersten Woche mit Sicherheit. Es wird ja gleich der Befehl ergangen sein: den Franz Kaltenbacher heimgehen lassen, der Kaiser braucht ihn zum Jagern und sein Dirndl zum Gernhaben! — Aber der Franzl kam in der zweiten Woche noch nicht, und er kam in der dritten nicht. Und er ist gar nicht gekommen. Schlau war das Dirndl freilich, aber der fremde Jager war auch kein heuriger Has.



Der Quartal-Lump.

Der Prost am Berg bekam alle Jahre drei- oder gar viermal die Gelbsucht. Da wurde er ganz gelb wie ungebleichtes Wachs, aus dem man die wohlfeilen Betbrüderkerzen zieht. Sogar das Weiße in den Augen war gelb, und diese Gelbsucht bekam er vom Knecht. Vom Altknecht, dem Damian. Und warum? — Es ist eine bange Frage. Wenn man braven und fleißigen Bauernknechten Denkmäler setzen wollte, dem Damian müßte man aus Marmelstein und Erz auf dem größten Dunghaufen ein Monument setzen, wohl geziert mit den Emblemen Dreschflegel und Mistgabel, und mitten drin der Mann mit dem borstigen Haar und mit der kurzen Stülpnase.

Das war ein großartiger Knecht! Seit fünfundzwanzig Jahren war er im Prosthofe, seit fünfundzwanzig Jahren nahm sich der Prost am Berg vor, zu Neujahr den Damian zu verjagen, seit fünfundzwanzig Jahren sagte er bei jedem neuen Jahre zum Knecht: „Gelt, Dami, wir zwei bleiben wieder bei einander!“ und seit fünfundzwanzig Jahren hatte er unzähligemal die Gelbsucht gehabt aus Ärger über diesen Altknecht.

Der Damian war des Morgens der erste auf und des Abends der letzte unter. Wenn der Bauer am Feier-

abend zu ihm sagte: „Gelt, Dami, du wirst müd sein und mir heut nimmer gern eine Butten Mehl von der Mühl heraustragen?“ so antwortete der Knecht: „Warum denn nit? Wenn wir Brot essen wollen, so müssen wir auch die Mehlbutten heimtragen. Soll ich vielleicht auch ein Bündel Korn mit hinabnehmen?“ Wenn am Feiertag der Prost sagte: „Morgen wird's regnen. Wenn wir nur den Heuschober unter Dach hätten!“ so antwortete der Knecht: „Na wart, das Schöberl werden wir bald drin haben!“ und ging flink mit der Heukräntze. Wenn das übrige Gesinde beim Freitagstisch sich manchmal ungebührlich verwunderte über die wässerige Milch oder über den mageren Sterz, so meinte der Damian: „Meine lieben Leut, der Freitag ist kein Faßtag und kein Fraßtag, sondern ein Fasttag.“ Das war eines der witzigsten Worte, die der Altknecht je ausgesprochen, deshalb wiederholte er es auch fast an jedem Freitage, oder wenigstens, so oft die übrigen Knechte brummten über die schmale Fasttagskost. Beim Prost ist es, wie überall im Oberlande, der Brauch, daß der Bauer im Herbste seinen Dienstboten ein neues Lodengewand giebt. Wenn der knauserige Prost sich dann auf seine Handwerker ausredete: „Mußt es schon gut sein lassen, Dami. Der Weber hat unversehens Garn unter die Wolle gebracht, und der Schneider hat für deine Jacke just das garnige Stück derwischt!“ so antwortete der Damian: „Wenn's das Garn einwendig bei der Pfaid thut, so wird's es auswendig bei der Jacken auch thun. Ich rait's nit heikel.“ Und wenn der Prost zu Neujahr den Jahrlohn nicht zahlen zu können vorgab, weil der Haferbau schlecht gewesen und das Kohlengeld noch nicht eingenommen wäre, so sagte der Damian: „Giebst mir halt

meine Sach, sobald du kannst, Bauer. Wenn ich's brauch, werd ich's schon sagen." Und das Beste dabei war, daß er sein Geld überhaupt nicht zu brauchen schien. Sonntag für Sonntag eilte er nach dem Gottesdienste am Dorfwirtshause vorbei, so hastig wie der Bauer am Steueramt. Wochenlang, monatelang sah der Damian kein Glas. Denn daheim beim Prost am Berg gab es nur Wasserkrüge.

Und nun fragst du: Wie kann man bei einem so unvergleichlichen Knecht aus Ärger die Gelbsucht kriegen? — Ich habe gesagt, daß der Altknecht Damian wochen- und monatelang kein Trinkglas sah. Sachverständigen wird diese Wendung gleich verdächtig vorgekommen sein. Und warum das hastige Vorbeieilen am Wirtshause und der Vergleich mit dem Steueramte? Wer keine Steuer schuldig ist und keine Zeche, der kann wohl auch langsam gehen. — Und so muß es endlich eingestanden werden, wo der Haken saß. Im Wirtshause saß er, und wenn sich der Damian einmal ganz unversehens hinsetzte, blieb er dran hängen. War es, daß er eines Sonntags auf dem Kirchweg lustige Gesellschaft traf, der er sich anschloß zum Traubenwirt, war es, daß er vom Regen überrascht ins Haus trat und die innere Nässe der äußeren vorzog. Oder war es endlich, daß der Damian in der That einen dämonischen Durst bekam, den, wie die Liebe, kein Wasser löschen kann auf Erden — kurz und schlecht, der Knecht huschte eines Tages ins Wirtshaus. Er setzte sich zuerst allemal an die Tischecke zunächst der Thür und behielt den Stecken in der Hand, weil er ja nach dem einen Seidel gleich wieder fortgehen wollte. Beim zweiten Seidel hielt er den Stecken immer noch in der Hand, beim dritten lehnte er ihn in den Winkel. Später verließ er den Platz an

der Thür und ging zum vorderen Tisch, wo man an der Wand bequemer sitzt. Er saß behaglich da, rauchte eine Pfeife um die andere, und wenn das Glas leer war, schob er es mit der Fingerspitze sachte über den Tisch hin: „Gelt, Kellnerin, einmal laßt mir noch rinnen!“ Und wenn es wieder leer war, schüttelte der Damian langsam den Kopf und murmelte: „Weil das Faß im Keller schon einmal angegänzt ist! Im halbleeren Faß wird der Wein gern kamig (schimmelig). Wär schad drum.“ Und er schob das Glas über den Tisch hin. Wenn die Zechgenossen fortgegangen waren, saß der Altknecht des Prost am Berge noch fest im Tischwinkel, und wenn die Wirtsleute Nachtmahl aßen, ließ auch er sich ein Schüßlein Suppe bringen, „damit der Magen wieder ein bissel hergerichtet werde“. Der Traubenwirt brachte um diese Zeit stets eine Stalllaterne, zündete darin die Kerze an, stellte sie auf den Tisch: „So, Dami, daß du zum Heimgehen siehst. Es ist stockfinster draußen.“

„So!“ antwortete der Damian. „So viel finster, sagst? Wenn ich finster haben will, kann ich auch in den Keller gehen. Und nit draußen herum in der Nacht, wie ein schlechter Loter. Und am End gar noch deine Latern zusamm'schlagen! 's wird am gescheitesten sein, ich leg mich da auf die Bank. Wenn die Nacht vorbei ist, wird's eh wieder licht. Nachher ist's gut heimgehen. Und von wegen der Bettschwere noch ein letztes Seidel. Ein Gutenacht-Seidel.“

So am ersten Abend. Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, der Damian sich kreistend von seiner Bank aufrichtete und die Augen rieb, fand er, daß ein blauer Montag war. Er ging hinaus zum Brunnen,

wusch sich das Gesicht und trank Wasser. „Pfui Teuxel!“ sagte er darauf, „ein abscheulicher Anfang“. Aber der Wirt wollte nicht in den Keller. Als der Damian hierauf wieder in seinem Tischwinkel saß, fest und zielbewußt, wie der Handwerker sich zum Wochenanfang in seine Werkstatt setzt, schlich ihn der Wirt an und that den Mund auf zu dem geschmeidigen Worte: „Damian, wie steht's denn mit deinen Kreuzerlein?“

Zog der Altknecht seinen Geldbeutel hervor, es war einer aus Katzenfell, stülpte ihn auf den Tisch und sagte: „Mit meinen Kreuzerlein steht's schlecht, wie du siehst.“ Denn es waren lauter Silberzwanziger. So that der Wirt wieder einschenken.

Und ähnlich ging es fort den zweiten Tag und den dritten Tag. Der Damian saß bei seinem Weinglase, stopfte sich manchmal eine Pfeife Tabak, that manchmal mit dem Wirte ein Kartenspielchen, oder legte seine Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme und schlief. Er war nicht nüchtern, und er war nicht besoffen, er war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.

Im Laufe der Zeit jedoch gestalteten sich die Dinge so, daß der Dami an den Traubenwirt bescheiden die Anfrage stellte, ob er für die Zechschuld nötigenfalls auch ein Taschenmesser nehme, mit Pfeifenstierer, Hirschhorngriff und Kapfenbergerstahl, oder als Pfand eine Sackuhr mit echtem Pakfonggehäuse? Für die bereits fällige Schuld nahm der Wirt die Uhr, für weiteres erklärte er nur gegen Bargeld einschenken zu lassen.

„Du bist nit gescheit, Herr Vater!“ sagte der Dami. „Schau, du hast zu viel Wein im Keller, er wird dir sauer, er wird dir schimmelig. Ich hab zu viel Gewand

am Leib. Wenn der Mensch ein Barchentwestel an hat, so braucht er keine Jacken. Ist eh so viel schön warm in der Stuben. Wie oft willst mir einschenken lassen für meinen Lodenrock da? Guter Bauernloden. Vier Säck hat er, kannst allerhand einstecken, auch eine große Brieftaschen, wenn du hast. Schau dir ihn um und um an!" Und er langte die schwere Jacke vom Nagel.

„Ja, ist schon recht, Dami," sagte der Wirt überlaut, wie man mit Kindern spricht oder mit Teppen (Halbtrotteln), „leg ihn nur an, deinen Rock, und geh heim."

Aber der gute Dami blieb sitzen. Und der Unterschied zwischen Tag und Nacht bestand bei ihm darin, daß er bei Tage am Tische saß, und bei Nacht neben demselben auf der Bank lag. Und ganz verdursten läßt der Traubenwirt keinen, der ein gutes Herz hat und allenfalls noch eine Lodenjacke, die unter Brüdern immerhin ihre zehn Maß Wein wert ist.

Der Prost am Berg hatte Tage lang gewartet auf seinen Altknecht, und dabei wurde seine Hautfarbe sachte gelb und gelber. Endlich ging er hinab ins Dorf, um Jungvieh einzukaufen. Dabei guckte er zum Traubenwirt hinein wegen des Knechtes. Als er polternd in die Stube trat, legte die Kellnerin ihren Finger an den Mund und deutete dann gegen den Tisch, wo der Dami seinen Kopf auf der Platte liegen hatte. Im Glase war noch ein wässeriges Restchen, an welchem ein paar Fliegen tranken. Der Zecher schlief. Der Bauer trat heftig hin und hieb mit dem Stock so stark auf den Tisch, daß der Dami emporschnellte und verwirrt um sich glotzte.

„Von rechtswegen gehört der Stecken wo anders hin!" rief der Prost, „alter Lump! Schamst dich nit?"

„Gotterl!“ murmelte der Knecht, schaute ihn zutraulich an und rülpste. „Mein Bauer ist's. Derschrocken bin ich aber! Gemeint, sieben Faßreifen wären auf einmal abgesprungen — so ein Schnalzer! — Geh, Bauer, setz dich her!“ Dabei rückte er so eng in den Winkel hinein, daß drei Proste Platz gehabt hätten neben seiner, während sich nicht einmal der eine hinsetzen wollte.

„Meiner Seel!“ sagte der Dami wohlgemut, „jetzt zahl ich extra noch eine Maß! Meinen Bauern, den hab ich gern. Sitz ich schon sonst bei deinem Tisch, so sollst du heut einmal bei meinem sitzen. Keinen Kreuzer kostet's dir. Wir zwei haben immer einmal fleißig gearbeitet miteinander, so wollen wir auch einmal miteinander lustig sein. Geh her!“

Sagte der Bauer äußerlich mit Überwindung schier gelassen, inwendig voller Galle: „Das Heu ist dürr! Das Korn ist zu schneiden! Und das Faultier sumpft die ganze geschlagene Woche im Wirtshaus. Wenn du nit auf der Stell mit heimgehst, so werde ich dir eine kaiserliche Leibgarde schicken, die dich dahin begleitet, wohin du gehörst. Verstehst?“

Fing der Dami an zu schluchzen: „Schandarm! — Bauer, schau, du wirst mir nit viel Ungutes nachsagen können! Und jetzt so hart sein auf mich!“

Sprach nun auch die Kellnerin drein: „Wirklich wahr auch, Prost am Berg! Wie er dich so schön einladet, daß du ein bissel sollst niedersitzen, auf einen Trunk. Und du ihm gleich mit dem Schandarmen — Gelt, Dami!“ Und das sagte sie vernehmlicher: „Wenn dein Bauer ein Seidel mit dir trinkt, nachher gehst mit!“

Der Dami hieb die Faust auf den Tisch: „Nachher geh ich mit!“ Und rülpste.

Dachte der Bauer: Wegen meiner! und setzte sich an den Tisch, aber weit vom Knecht, ganz an die entgegengesetzte Ecke. Die Kellnerin ging in den Keller, der Wirt eilte ihr nach! „Eine Maß vom Strohfassel: Den Prost nageln wir an. Der hat Geld, der soll nachher auch die Zeche für seinen Knecht zahlen.“

Nun hatte der Traubenwirt im Strohfassel einen ganz besonderen Saft. Das Heu war zwar dürr, das Korn zu schneiden, aber als der Abend dämmerte, saß der Prost noch beim Wirtshaustisch, that Karten spielen mit dem Dami und dem Wirt, und die Kellnerin zündete eine Lampe an.

Der Bauer hatte Geld in der Tasche gehabt, um beim Züchtelhofer drei Ferkeln zu kaufen. Als er nach Stunden vom Wirtshaustische aufstand, war das Geld weg, vertrunken und verspielt, und der Prost am Berg kam um Mitternacht ohne Ferkeln heim und — ohne Knecht. Der Dami hatte nämlich unterwegs gesagt, er wolle beim Steibel-Schnegg eine Laterne ausborgen, denn — um eine schöne Stilblüte zu machen — es war so finster, daß er nicht einmal sah, wie sehr sie illuminiert waren. Jetzt beim Steibel-Schnegg schlief schon alles, er pochte an der Thür und während des Wartens auf das Aufmachen schlief auch er an den Stufen ein.

An der nächsten taukühlen Frühe, als die Morgenröte so lieblich aufging und im reinen Himmel die letzten Sternlein verblaßten, rieb sich der Dami die Augen und rief begeistert aus: „Das ist wieder ein Tag zum Schuldenmachen!“ Ging sachte hinüber in die Tafern-Schenke und begehrte ein „Stamperl Zweschbengeist“.

Nachdem der Prost ohne Ferkeln heimgekommen und hierauf als etwas Ausgewachsenes derselben Gattung bezeichnet worden war von seinem Weibe, da zeigte sich die gelbe Farbe seines Gesichtes noch um einige Grade gesättigter, höllisch übel war ihm, und der Bader sagte, die Gelbsucht wär's.

So kam es, und so ähnlich wiederholte es sich; der sonst so sittsame Dami blieb eines Tages im Wirtshause sitzen, der Bauer ging ihn zu holen, setzte sich hin, und blieb auch sitzen. Dann kam einmal des Prost Söhnlein nach, um zu sehen, wo der Vater bleibe. Das bekam vom Wirt, der die Kinder gern hatte, ein halbes Trinkglas voll gezuckerten Weines und blieb auch sitzen. Endlich kam die Prostbäuerin selber und die setzte sich nicht. Mit flammendem Besen trieb sie die Sünder aus dem Paradiese und fegte einmal unterwegs dem Altknecht, dann wieder dem Ehegespons die Spinnweben vom Rücken.

Der Dami ging hierauf wieder an seine Arbeit, anfangs zwar ein bißchen schläferig und verdrießlich, doch die Heugabel, der Pflug und die Sichel machten ihn bald frisch und munter. Dann war er wieder der Musterknecht, wie es zwischen dem Dachstein und der Sann kaum einen zweiten mehr giebt. Wenn ihm der Wirt bisweilen Liebesbrieflein schrieb wie das folgende:

„An Damian Pampersegger ist Mihr 7½ maß Wein schuldig, 2 Vierding Tobak und 1 Gubazikarn Macht aus 2 fl. 96 Greizer und wann du nich balt zallst mus ich den Nodarn ibergebn. Achtungsfohl

Christian Mengler
Traubenwirt",

so ließ der Damian dem gestrengen Gläubiger antworten:

„Geh zu meinem Bauern, der soll mir's vom Jahrlohn abziehen und geht's mich weiter nichts an." — Dann nahm sich der brave Altknecht natürlich allemal vor, ein anderesmal nicht mehr so Dummheiten zu machen. Aber wie sich schon alles wiederholt auf dieser kreisenden Weltkugel, wenn die Zeit kam, und in des Damians Bauernseele der Hochschwung abgelaufen war bei der staubigen Arbeit auf dem Hofe, dann ging er ins Wirtshaus, blieb tagelang drin sitzen, war nicht nüchtern, war nicht besoffen, war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.



Der Traumkünstler.

Eines Sonntagsnachmittags saß ich in jenem Bauernwirtshause und war arg verdrossen. Der Wein war sauer, die Stube rußig, das Fenster voller Fliegenpunkte, und draußen war trostloser Salzburgerregen. Anstatt auf der so schön ausgedachten Bergpartie die unzähligen Gipfel, Gletscher und Seen im Sonnenglanze zu schauen, sah ich im dämmerigen Zimmer, mir gegenüber, einen brummigen Wirt und hinten auf der Ofenbank einen schläferigen Greis.

Der Wirt war wohl brummig, weil ihm zehn lustig trinkende und kartelnde Bauern lieber gewesen wären wie ein magerer Tourist, der seit zwei Stunden bei einem einzigen Achtel Wein saß und immer zum Fenster hinausguckte, als ob der Regen im Schockengraben weiß Gott was für ein Weltwunder wäre. Grundsätzlich frage ich keinen Alpenwirt bei Regenwetter, ob er nicht glaube, daß es bald schön werden würde. So ein Schlingel zwinkert gegen Himmel, überlegt eine Weile und sagt endlich: „Es kann schön werden, aber es kann auch noch eine Zeit wild bleiben." Ich hatte also nur einige ganz gleichgiltige Worte gesagt, die der Wirt ebenso gleichgiltig beantwortet. Meine Zeche hatte ich schon bezahlt, daher begriff ich nicht recht, warum

er immer noch bei mir am Tische sitzen blieb. Dabei sah mein Wirt so grämig drein, daß ich die Pflicht fühlte, ihn zu unterhalten.

„Wer ist der Alte dort beim Ofen?“ fragte ich.

„Ist der Kohlenrabler.“

„Kohlenrabler, was ist das?“

„Der vom Kohlenschoppen die Kohlen in die Schmiede tragt, unten beim Hammerwerk.“

„Was macht er denn jetzt?“ fragte ich weiter, denn der Mann beim Ofen that an einer schwarzen Wurst herum und rieb an etwas Glänzendem, das daran war.

„Sein Spectivi putzt er,“ belehrte der Wirt und setzte, auf einmal ganz überraschend gesprächig bei: „Ja ja, der Augustel ist ein gar großer Herr.“

„Wer? Der Alte dort? Der Kohlenrabler?“

„Der Kohlenrabler. Gehn's nur hin, reden's mit ihm.“

Ich trat zum Ofen hin und der Wirt, als er mich vom Halse hatte, siffelte sachte zur Thür hinaus.

„Na, wie geht's, wie geht's, Alter?“ redete ich den Greis an. Dieser rückte seinen stoppelbartigen Kinnbacken zurecht, wetzte mit der Zunge die Lippen, wobei ich nicht einen einzigen Zahn sah, blinzelte mit den kleinen Rundäuglein und sagte mit einer zarten, fast piepsenden Stimme: „Ist die Frage dem Auswendigen vermeint oder dem Einwendigen?“

Weil ich auf diese Antwort hin verblüfft war, so rückte der Alte ein wenig weiter in den Winkel hinein, als ob er mir an seiner Seite platzmachen wollte, und fuhr fort: „Das ist halt nit so einfach, mein Mensch. Dem Kohlenrabler ist sie vermeint? Du hör einmal, der Kohlenrabler ist ein armer Schragen, der geht den ganzen lieben Tag

zwischen dem Schoppen und der Schmiede hin und her mit seinem Korb und tragt Kohlen. Kohlschwarze Kohlen. Auf dem sein Gesicht kannst mit dem Finger weiße Stricheln machen, so schwarz ist es. Das ist ein langweiliger Nötler, der Auswendige, den mag ich selber nit und bin allemal froh, wenn ich ihn auf den Abend ins Stroh werfen kann. Nachher wird der andere munter, der Einwendige. Du der!" Bei dem letzten Worte hob er seine Stimme zum Tone höchsten Respektes vor dem „Einwendigen". Ich saß solchen Reden ganz ratlos da, so lugte er mich schmunzelnd an, hub von der Bank sein Fernrohr auf und sagte: „Was ist das? Das ist ein Spectivi. Schaust jetzt durch, so siehst gar nichts. Alles kohlschwarz. Ziehen wir's halt einmal auseinander." Er that's, so daß das Rohr nun zwei Längen gab. „Guckest jetzt durch, siehst auch noch nit viel. Ziehen wir's halt noch einmal auseinander." Er zog das dritte inwendige Rohr hervor, das Instrument war jetzt so lang, wie eine Elle. „Nu guck einmal durch!"

Ich hielt das Rohr gegen das Fenster, lugte hinein, sah aber nichts als eine graue Scheibe mit wogendem Perlmutterschimmer. Das Glas war durchaus schadhaft.

„Siehst du's jetzt?" fragte der Alte.

„Ich sehe nichts."

„Aber schau!" rief er und nahm mir das Rohr aus der Hand, „man sieht ja eine schöne lichte Weltkugel. Und das, mein Mensch, ist auf ein Gleiches. Der alte Kohlenrabler ist auch so ein Spectivi mit drei Röhren. Wenn ich auf den Abend das Gewand auszieh, da zieh ich halt das erste Rohr herab. Wenn der arme müde Menschenleib nachher einschlaft, da ist das zweite Rohr weg, und das dritte Rohr, mein Mensch, das ist nachher der andere,

der Einwendige mit der schönen lichten Weltkugel. Das ist der Augustel, der alleweil noch hundsjung ist und kreuzlustig und gar nit ein bissel rußig. Und ein hoher Herr! Ja, da müßt ich wohl aufs Hausdach hinaufsteigen, daß ich's kunnt zeigen, was der für ein hoher Herr ist! Solltest du mit dem Augustel reden wollen, so sag gutwillig: Euere Majestät!"

— Ganz und gar verrückt, dachte ich, habe aber meine Meinung ein wenig ändern müssen. Denn es kam heraus, daß ich die Ehre hatte, mit einem Philosophen zu sprechen, mit einem Dichter und Künstler, kurz mit einem großen gottbegnadeten Narren.

„Sein thut's halt so," sagte der gesprächige Alte. „Auf dem Abend, wenn der Kohlenrabler einschlaft, wacht der Augustel auf. Und stehen sie schon alle um sein seidenes Bett herum, die Hosenanleger und Stiefelanzieher, die Salbenfräulein und Haarkräuslerinnen und die Bartstutzerinnen und Nagelschneiderinnen und die Mantelumhänger. Und nachher bringen mir sieben Diener das Frühstück, auf güldenen Schüsseln Sauerkraut mit Speck, aber es ist jetzt keine Zeit zum Essen. Zwölf Knaben mit silbernen Trompeten geleiten mich in den Thronsaal; setze ich mich auf den güldenen Stuhl, rücke mir die Kronhaube zurecht und hebe an zu regieren. Das ist ganz leicht, mein Mensch, die fürnehmen Leut laß ich im Winkel und die armen Leut kriegen Dukaten und Sauerkraut mit Speck. Und wenn sich gar wo ein Kohlenrabler zeigt, so winke ich ihn ganz zu mir heran und thue ihm was Gutes. Denn mir selber ist es von einer argen Zauberin angethan worden, daß ich alle liebe Tage träumen muß, ich wär ein armer alter Kohlenrabler. Da wartet eins nachher

freilich zwicknotig, bis man heimkommt. Alsdann nachher zu Mittag gehe ich zu meiner Familie, eine junge Frau, drei herzliebe Kinder, warten schon auf mich bei der großen Herrschaftstafel. Ich habe einen wahren Heißhunger, aber allemal, wenn ich die Gabel mit Sauerkraut und Speckgrammeln zum Munde will führen, finde ich die Gabel nicht oder muß kleine Kinder auf dem Arm halten, oder es ist die unrechte Schüssel. Und das ist ja mein einziges Elend, daß ich im Königsschloß nit und ewig nit kann dazukommen zum Sauerkraut. Dieweilen wird's kalt, es wird frisches gekocht und wie sieben Köche den Kessel, in dem der Speck noch brodelt, zur Tafel schleppen, ist's aus, ich lieg auf dem Stroh und bin wieder der Kohlenrabler."

„Altes Kind Gottes!" rief ich nun aus, „Sauerkraut mit Speck! Dazu muß sich der Mensch ja nicht gleich in ein Königsschloß hineinträumen. Das wird wohl auch für den Kohlenrabler noch zu erlangen sein."

Blickte mich der Alte schweigend eine Weile an und sagte endlich: „Meinst du?"

„Wenn ich nicht irre, hat es gar in diesem Haus, in dem wir sitzen, Sauerkraut mit Speck gegeben, heut zu Mittag."

„Hat's auch gegeben!" rief er lebhaft aus, „was hilft mir das! — Wenn ich's nimmer beißen kann. — Und Seine Majestät, der Augustel, kunnt's beißen, der hat noch junge Zähn. Schau, mein Mensch, und der Augustel kann's nit derwarten und kann's nit derwarten!"

Gar geschmackig wußte er mir viele Einzelheiten seines nächtlichen Königtums zu schildern. Eine Nacht wie die andere träumte er davon und beim Einschlafen wußte er es so anzustellen, daß keine andere Traumvorstellung an-

setzen konnte, daß sein Königsleben dort einsetzte, wo es des Morgens zuvor unterbrochen worden war. Einmal geschah es, daß er vom Schloßfenster aus hinabstürzte in den Graben. Während des Fallens dachte er sich schnell: Nur jetzt geschwind aufwachen, sonst fallst dich tot und kannst morgen nicht mehr König sein. Ein anderes Mal war ein junger Ritter vorhanden und wollte seine Frau verführen. Wenn die Frau einverstanden ist, dachte er, so kann da einmal ein König auch nichts machen. Das Beste ist, geschwind munter werden und gleich wieder einen Tag Kohlen tragen, kohlschwarze Kohlen, morgen ist der falsche Ritter sicherlich verschwunden und ich habe wieder meine treue Gemahlin. Noch hübscher war's, als er einst einen goldenen Apfel verschluckt hatte, wahrscheinlich den Reichsapfel, daß er infolgedessen ersticken sollte und er sich geschwind in die Zunge biß, um noch rechtzeitig aufzuwachen. — So verstand er es, ein wahrer Traumkünstler, seine Träume zu leiten und zu wenden, daß er König war und blieb; aber so weit, bis zum Sauerkraut mit Speck, so weit brachte er es nicht. Da sieht man, daß der Mensch nicht einmal im Traume alles haben kann, was sein Herz verlangt.

Also hatte der alte Kohlenrabler mir seinen inneren Menschen gezeigt und denselben verglichen mit dem innersten Rohre seines Perspektivs, in welchem die „lichte Weltkugel" war.

Der Regen hatte aufgehört, die Nebel stiegen, die Berggipfel wurden klar, und ich machte mich auf die Wanderschaft. Allerlei Herrliches hatte ich noch gesehen an jenem Abende, und doch that's mir leid, nicht beim alten Kohlenrabler sitzen geblieben, nicht tiefer in das

Königtum seines Augustels gedrungen zu sein. Vielleicht war auch nichts weiter dahinter. Der Alte hatte mich aber darum besonders angemutet, weil ich schon mehrmals auf den Gedanken gekommen bin, ob es nicht am Ende eine Art Traumkunst giebt, die man ausnutzen könnte. So habe ich an mir selbst schon mehrmals die Erfahrung gemacht, daß man einen unangenehmen Traum beeinflussen und wenden kann. Ich habe einen sehr leisen Schlaf, dabei aber lebhafte Träume. Und mitten im Traum habe ich manchmal das Bewußtsein, daß es doch nur ein Traum ist, dem man zur Not entfliehen kann, wenn es zu bunt wird. Schon vor dem Einschlummern kann man durch Gedanken und Vorstellungen einen gewissen Traum vorbereiten. Während des Traumes kommt es auch auf die Bereitwilligkeit an, mit welcher man in demselben verharrt. Ich erfreue mich zumeist sehr freundlicher Träume, so daß mir ein plötzliches Erwachen oft leid thut. Dann mache ich Licht, sehe nach der Uhr, mache wieder Nacht, lege mich aufs andere Ohr und versuche, den Traum dort wieder anzuknüpfen, wo er abgerissen worden. Oft gelingt's. Vor kurzem sah ich im Traume aus Dämmerungen tauchend eine Gestalt langsam auf mich zukommen, sie war mit einem weißen Tuche verhüllt und grauenhaft anzusehen. Und da fiel es mir ein: denke nicht, daß es ein böser Geist ist, sonst ist's auf der Stelle einer, denke, daß es dein heiterer Sohn sei, der dich necken will. In demselben Augenblicke warf die Gestalt das Tuch ab und mein Sohn lachte mich an. — Und so, meine ich, liegt es teilweise in unserer Macht, Träume nach Belieben zu gestalten. Unser Wille, wenn es ein starker ist, hat auch noch im Schlaf einige Macht.

Es giebt Traumgruppen. Sowie beim alten Kohlenrabler neben dem Königtum das Sauerkraut mit Speck stand, so giebt es in meinen Träumen selten ein Gewitter, in welchem neben dem Wege nicht ein weißgekleidetes Knäblein steht, das ein schwarzes Priesterbarett auf dem Kopfe trägt. Zu den wenigen meiner beklemmenden Träume zählt jener, in welchem die Scheunen meines Geburtshauses brennen. Die Flammen geberden sich gerade nicht heftig, greifen aber immer näher heran gegen das Wohnhaus. Und nun kommt mir der wohl aus Erfahrung früherer Träume geschöpfte Gedanke: Wache rasch auf, sonst brennt auch das Wohnhaus nieder! Und ich werde wach. Dann trachte ich wieder einzuschlummern, den Traum weiter zu spinnen und so in dem Bewußtsein zu träumen, eine stattliche Feuersbrunst zu beobachten. Auch existieren in meiner Traumwelt drei rote Katzen, die immer am Brette nagen, auf dem ich stehe. Dieses Nagen thut mir sehr wohl, ich fühle es wie ein Streicheln an meinem Haar. Nun weiß ich aber während dieses Gefühls, daß, wenn das Brett durchgenagt ist, ich in eine unendliche Tiefe stürze. Daher trachte ich bei Zeiten, sobald die roten Katzen auftauchen, sie mit einem Schrei zu verjagen. Dadurch erwache ich, der Schrei gellt aber noch lange unheimlich in mir nach und ich darf eine Weile nicht einschlummern, sonst sind die Katzen auf der Stelle wieder da.

Es giebt Traumepochen. Ich hatte eine Reihe von Jahren, in denen mir der Traum immer nur meine damals schon lange vergangene Handwerkerzeit vorführte. Dann kamen Jahre, in welchen ich jede Nacht die verdammte Schulprüfung ablegen sollte, trotzdem ich mir bewußt war, rein gar nichts zu können. Solche Schulprüfungen sind die

schlimmsten Feinde des schlafenden Menschen! Heute träume ich häufig, am Vorlesetisch zu sitzen, das Publikum auf mich warten zu sehen und im Buch trotz alles Blätterns das richtige Stücklein nicht zu finden. Das ist eine Qual, so sehr ich mir auch sage: Mache dir nichts draus, lasse das Publikum warten und schlafe, denn es ist doch nur ein Traum! — Das Ding ist schwer von der Seele zu schütteln. Es soll mir aber auch noch gelingen, man muß sich nur üben in der Kunst, angenehm zu träumen.

Mein alter Kohlenrabler ist beim Tage Kohlenrabler und bei der Nacht König. Schon seit Jahren, wie er mir vertraut. Er soll sich in sein Königtum so sehr hineingelebt haben, daß er den Kohlenrabler für die Traumgestalt hält. Und recht hat er. Wissen wir anderen es denn besser? Traum dies, Traum das, Traum hier, Traum dort. Glückselig der, welcher entweder so oder so zu seinem Sauerkraut mit Speck kommt.



Der Schlaucherl vom Berg.

In einer Fürstenstadt giebt's allerhand seltsame Sachen — und jeden Tag etwas anderes. Und doch bewahren sich die Einwohner ihre kindische Neugierde bis ins graueste Alter hinein. Die Gesetztesten noch bleiben auf der Gasse stehen, schauen um, andere laufen gar der erstbesten Gestalt nach, die irgendwie auffällt. Was wunder, daß der Dunnerer-Bum sein großes Publikum besaß, so oft er sich in der Stadt zeigte.

Freilich war er schön, der Dunnerer-Bum! Er hatte niedere Bundschuhe mit breiten Messingschnallen; er hatte weiße, ruppig gestrickte Wadenstrümpfe; er hatte eine Bocklederne, an allen Nähten und Ecken weiß ausgesteppt; er hatte um den ziegelroten Brustfleck einen breiten Ledergurt, der mit allerhand Figuren geziert war und Haftlein hatte, in denen Messer, Gabel und Löffel staken. Dann hatte er einen langen, braunen Lodenrock an, dessen aufstehender Kragen wie eine Ringmauer das kleine, mitten drin steckende Köpflein umgab und dessen zwei große Seitentaschen schwer und wanstig niederhingen, weil der Mann sein Hab und Gut drin herumtrug. Dann hatte er einen schwarzen schwammigen Filz auf, der gleich einem

Zuckerhut wolkenwärts strebte, der stets von üppigen Alpenblumen und Kräutern umkränzt war und dessen Krämpen breit wie ein Riesenrad den ganzen Kerl eindeckte. Den ganzen breitschulterigen Kerl samt seinem Buckelkorb. In diesem Korbe hatte er seine Warenniederlagen, zugedeckt mit dem blauen Bettzeuge, aus dem er sich für die Nächte in irgend einem Wagenschuppen eine prächtige Liegerstatt zu bereiten wußte. In der braunen knochigen Hand hatte er einen langen Hirtenstab, an dessen oberem Ende ein bunter, aber zumeist schon welker Strauß gebunden war. Vom Angesicht dieses Mannes sah man aber vor lauter Rockkragen und Hut blutwenig. Man sah nur eine sehr stattliche, rote Adlernase und dann und wann einen Blitzer aus den springenden Augen. Aber hören that man es, dieses verborgene Menschenangesicht: Wacholderzweige, Kranabetbeeren, Waldrauch, Ameiseier schrie es aus, mit einer Stimme, die allen Straßenlärm übertönend hell und grell an die Häuser schlug. Jeder Ausruf ging in ein Jodeln über, das mit einem lustigen Juchezer endete.

Also marschierte er mit langen, schweren Schritten würdig durch die Gassen und hinter sich hatte er stets eine Rotte von Gassenbuben, zufällig müßigen Dienstmädchen und anderen Leuten, die sich an solcher Erscheinung nicht sattsehen, satthören und sattlachen konnten. Böse Buben begnügten sich natürlich nicht mit dem, sondern bezupften seine Kleider, warfen Steinchen auf seinen Hut und ergötzten sich, wenn dieselben auf den Krämpen liegen blieben. Jetzt, unter solchen Neckereien hörte beim Dunnerer-Bum manchesmal die Gemütlichkeit auf. Da begann er die Arme auszuwerfen, mit dem Stab herumzufuchteln, schrecklich wild und zornig, aber immer achtend, niemanden zu

treffen, höchstens, daß er dem keckften Zudringling mit dem Almbuschen die Wange scheuerte. Er hub in solchen Augenblicken auch ein schauderliches Geschrei an über die Belästigung und Verfolgung, der ein armer, anständiger Mensch bei den dummen Stadtleuten ausgesetzt sei! Zum Dunnerer! Sie sollten, wenn sie „gebültete“ Leute sein wollten, ihm lieber Wacholderstauden abkaufen, um ihre schmökenden Nester auszuräuchern, oder Kranabetbeeren, um dem Magen Luft zu machen! Abfahren sollten sie! Zum Teuxel sollten sie sich scheren, oder was arbeiten, oder einen Rosenkranz beten — sei gescheiter, als einen ehrlichen Mann auszuspotten! — Mit solcher Art von Vorstellungen machte er es allerdings nicht besser, der Schwarm wurde nur immer noch dreister und wollte ihm auf die Bude. Da rief er himmelan: „Dunnerer! Dunnerer!“ Und schrie es dem Pöbel zu: „Der Dunnerer soll euch stäupen!“ und sagte offen heraus, was sie nach seiner Meinung wären: Lauter Hirschen und Ochsen und Gimpel! Und rief schreckbar laut den Herrgott an, daß er glühendes Schusterpech sollte regnen lassen über die lasterhafte Stadt!

Sie gröhlten vor Lachen, er verkaufte Ware. Aber siehe, das glühende Schusterpech war der Polizei nicht recht. Der Dunnerer-Bum, wie man ihn nannte, ward abgeschafft! Als er zwischen den Wachleuten mächtig dahinstiefelte, schwang er seinen Stock hoch in die Luft und jauchzte so durchdringend, daß die Wagenrösser scheuten. Also ein gemeingefährliches Individuum. Na, und ob! In den Kotter bockte er mit vorgehaltenem Haupt so scharf hinein, daß er mit seinem Spitzhut dem Profosen schier den Bauch eingerannt hätte. Zur Stunde war just die Fürstin vorübergefahren und als sie die wunderliche Gestalt so in

den Händen der Häscher sah, fragte sie die Kammerfrau: „Was sie nur dort mit dem alten Mann haben?“

„Hoheit,“ antwortete diese, „wie der Mann so hell schreit und singt, kann er noch nicht alt sein.“

Weil ihm bei dem unsanften Gehaben der Wachleute der Hut vom Kopf gefallen war, so zeigte es sich, daß die Zofe sehr richtig geurteilt hatte. Es war ein verwilderter, aber ein junger frischer Blondkopf.

„Dann sollen sie ihn zu den Soldaten nehmen,“ sagte die Fürstin.

„Sehr richtig, Hoheit!“ —

Am nächsten Tage dachte kein Mensch mehr an den Dunnerer-Bum. Vielleicht mit Ausnahme von ein paar Köchinnen und Vogelinhabern, die den Zündholz- und Ameiseiermann vermißten. Man hätte ihn ganz ruhig köpfen können, falls eine Machtperson an seinem Jodeln und Juchezen ein Staatsverbrechen gefunden haben würde. Kein Hahn wäre darob krähend geworden.

Ein halbes Jahr später, im Mai war's. Ein sommerlich heißer Sonntag. Die Hoheiten waren ausgefahren, die Dienerschaft ausgegangen. Nur die Kammerfrau war im Schlosse auf dem Zimmer geblieben, um einen Brief zu schreiben an ihren Ritter, der auf einem Landgute in fürstlichen Diensten stand. Schwül war es überhaupt, bei dem Briefschreiben war es ihr sehr warm geworden. Am offenen Fenster stand sie und wedelte mit einem taubengrauen Seidenfächer ihrem drallen, geröteten Gesichte Kühlung zu. Da hörte sie plötzlich unten auf dem Schloßplatze jodeln. Aber der weite Platz war fast menschenleer, auch die breit sich hinziehenden Straßen. Alles in den kühlen Häusern oder draußen in den Gärten und Wäldern der

Umgebung. Auf ödem Kies brütete die Sonne. Das Jodeln wirbelte in ein hellklingendes Getriller aus. Ist denn — sollte denn jener Bergmensch wieder vorhanden sein, den sie so drollig den Dunnerer-Bum nennen? Die forschende Kammerzofe merkte nun auch, woher es kam. Am Hauptportal des Schlosses, über das sich der Schatten des plumpen Turmdaches legte, stand der wachehabende Soldat. Die weißen Riemen kreuzweise über der breiten Brust, die Pickelhaube mit dem funkelnden Knauf stramm an die Backen geschnallt, das aufgemesserte Gewehr über der Schulter — so stand der Kerl da und jodelte. Die Dame nahm ihre Zuflucht zum Operngucker. Der wußte schon mehr. Es war ein junger Mensch mit stattlicher Nase und einem hellblonden Schnurrbart, so buschig, daß ein Dutzend Kadetten damit hätten ausgestattet werden können. Und niemand anderer war's. Der Dunnerer-Bum war's. Sie stieß ein wenig das Fenster an die Mauer, daß es klirrte. Sie mußte es zwei- oder dreimal thun, bis er heraufblickte. Da hat sie mit dem Fächer gewinkt. Das konnte aber wie ein gewöhnliches Weiberflügelflattern gewesen sein, der Soldat legte kein Gewicht darauf. Erst als sie sehr gegen ihn niederfächelte und winkte, merkte er, daß es ein außergewöhnliches Weiberflügelflattern war. — Er sollte ein bißchen heraufkommen!

Ja, was denn nicht noch! Jetzt hat er nicht Zeit.

Als jedoch die Glocke vier Uhr schlug, und der Wachtsoldat abgelöst wurde, dachte er: Der Sonntag ist jetzt sowieso schon verpatzt, warum soll ich mir das schöne Geschloß nicht auch einmal einwendig anschauen? Heißt's halt das einfältigste Gesicht aufstecken, das wir extra für den Stadtgebrauch mit haben. Damit kommt man überall

durch. — Die breiten Steintreppen mit den weißen Bildsäulen gefielen ihm sehr gut. Daß nur die hohen Herrschaften gar so eine Freud haben mögen mit so nackenden Figuren da! Die weiten Gänge sind mit Teppichen belegt, daß man hübsch heimlich dahinschleichen kann. Wie ausgestorben. Nur eine Schwalbe schwirrt unter den Stuckdecken hin und her und kann das Loch nicht finden, wo sie hereingekommen.

„Was suchen Sie denn?“ fragte plötzlich im Vorsaal eine schmiegsame Stimme.

„Nix, nix, nix!“ antwortete der Soldat und wollte eilig davon.

„Aber so ist's nicht gemeint!“ lachte die Kammerfrau. „Sie können ungeniert das Schloß besehen. Die Hoheiten sind ausgefahren.“

„Weiß es eh,“ sagte der Soldat, „haben uns eh gegrüßt beim Thor. — Aber nobel ist's da!“

„Gefällt's Ihnen? Ich will Sie herumführen.“

„Gut ist's. Bist ein wohlgefälliges Frauenzimmer, du!“

Na, das war stark. Aber sie hat es ausgehalten. Schließlich, warum soll er nicht du zu ihr sagen. Wir sind alle Menschen. Auch die Tiroler. — Daß die Dame reserviert blieb, versteht sich aber.

„Haben Sie so hell gesungen, vorhin?“ fragte die Kammerfrau.

Der Soldat zwinkerte mit den kleinen, tief in den Knochen liegenden Augen, schnob durch die Nase und kicherte sich selber zu: „Natürlich. Auch schon wieder nit recht.“

„Mir? Nicht recht — sagen Sie? Das lustige Singen?“

„Der Hauptmann wird mich einsperren lassen, denk ich. Oh, das verschwefelte Singen! Meine Mutter hat mir's gelernt, schon in der Heidel. Im Wald hab ich gesungen, da hat mich der Jäger gejagt, weil ihm das Jodeln die Hahner und Hirschen verscheucht hat. In der Stadt hab ich gesungen, da haben's mich gut aufg'hebt. Und vor dem Gschloß, auf der Wacht, wo der Mensch Zeit hat zum Singen — mir scheint, da ist's auch nit recht. Hopsa! Jetzt wär ich bald gefallen!" Auf dem glatten Marmorpflaster ausgeglitten lag er nach allerlängs da und die erschrockene Schloßdame wollte ihn aufheben. Er blieb ruhig liegen, lachte aus voller Brust und sagte: „Nein, von einem Weibsbild nit, daß ich mich heben laß. Es wird schon auch so gehen, mit Gottswillen." Ein flinker Sprung und er stand wieder aufrecht.

Als sie ihn in das Zimmer des Fürsten führte, das er zu sehen gewünscht, stand er an der Thür still und wollte nicht weiter. „Da schaut's greulich aus," sagte er.

Auf dem Ruhekissen kauerten Bären und Wildkatzen, auf dem Fußboden lagen Wölfe und Eber, die ihre Zähne fletschten, es waren aber nur die Felle mit den Köpfen und Pranken. In den Winkeln ausgestopfte Adler und Geier, an den Wänden Hirschfänger, Flinten, Revolver und sonstiges Mordzeug.

„Gefällt Ihnen das nicht?" fragte sie.

„Da geht mich der Schiach an."

„Was geht Sie an?"

„Dudl, verstehst nit deutsch?" sagte er mit gutmütigem Gebrumme. Sie lachte und führte ihn in ein Frauengemach.

„Aha, das ist der Seinigen ihres."

„Nein, Kind, das ist meines."

„Waaas?“ rief er, duckte sich zusammen und klatschte auf seine Oberschenkel. „In Ihr Stübel führt Sie mich?“

Artig eingeladen setzte er sich rasch in einen Kissenstuhl, zuckte dabei mit den Armen auf, wie ein im Wasser Untergehender. Als er merkte, daß er doch nicht versunken war, streckte er behaglich Arme und Beine aus und sagte: „Jetzt sollen wir leicht ein bissel herzen und scherzen miteinand?“

„Aber Mensch!“ hauchte sie verweisend und ließ sich nahe bei ihm nieder.

„Beim Busseln — ums G'mal ist's schad.“

„Nein, Lieber. Vermählt bin ich noch nicht.“

„Ah, das ist gut!“ rief er, in die Hände klatschend, „jetzt ist die noch ledig! — Aber verstanden hast mich wieder nit, Kammerkatz! Das G'mal auf deinem Gesicht mein ich. Schau, die Tirolerinnen brauchen sich nit zu farbeln. Bei denen Drutscherln spielt sich alles von selber. Zuerst, wenn man bitteln kommt, werden sie rot. Nachher, wenn sie was Besunderes wissen, werden sie weiß. Endlich, wenn man sie sitzen laßt, werden sie grün und gelb. — Da hab ich ehezeit zu jeder gesagt: Mögen thu ich dich schon, aber heiraten thu ich dich nit.“

„Nicht wahr!“ sagte die Dame, „es muß auch nicht immer geheiratet sein.“

Jetzt faßte er ihre grau behandschuhten Hände, schaute ihr treuherzig in das breite Gesicht und lispelte fast schämig: „Dich möcht' ich auch gar nit.“

„Flegel!“ rief sie und sprang heftig auf. Lichterloh brannte ihr Antlitz an den Stellen, die nicht mit dem zarten Puder getüncht waren.

„Mit welchem Recht beleidigt man mich?“ sprach sie,

„dafür, daß ich Ihm freundlich entgegengekommen bin! Wo Er etwas ganz anderes verdient hätte. Für Sein pflichtvergessenes Lärmen auf dem Posten! Der Hauptmann wird hoffentlich das Weitere verfügen!"

Jetzt nahm er sogar die Pickelhaube ab, verneigte sich und sagte sehr lind: „Recht hast, Frauenzimmer! Verklagen mußt mich. Kriegst zum Lohn ein rotes Röckel! Und gelbe Strümpfeln! Schergfist! Schergfist!"

„Mir aus den Augen!"

Er schulterte das Gewehr und marschierte die Treppe hinab. Die Schloßdame brach in ihrem Zimmer auf einen Polsterstuhl nieder. „Recht geschieht mir!" wimmerte sie kläglich.

Und recht geschah ihr. Wenn's auch nicht ganz so schlimm war, als es ihm vorgekommen sein mochte. Gesagt hat sie nichts. Von ihr aus ging es nicht, als bald darauf der Bursche seinen vorzeitigen Abschied erhielt. Es sei mit ihm absolut nichts anzufangen. Er sei so dumm, so tölpelhaft und so verschlagen, ganz und gar undressierbar, man müsse ihn hinschicken, woher er gekommen.

So gelangte der Dunnerer-Bum wieder heim auf seine Almen. Er war im Stockhaus gewesen, er war krummgeschlossen gewesen, aber er versicherte daheim, beim Militär sei es ganz nett, es hocke sich so gemütlich. Die Offiziere seien sehr lustige Leute und hätten ihn immer geneckt. Mit den Stadtleuten sei es überhaupt ein Spaß, und wenn er gejodelt, so wären sie aus den Häusern gerannt und ihm nachgelaufen vor lauter Freud. Auch die Frauenzimmer! Im Fürstenschloß sei er aus- und eingegangen, wie daheim. — Es war ja alles wahr, was er sagte; nur sagte er nicht ganz alles, was wahr war — und das darf man

doch! Und denken kann man, was man will, nur machen muß man's so wie andere. Das „Du" gleich mit jedem und jeder ist so treuherzig, so tirolerisch. Daß er ein Salzburger ist, brauchen sie nicht zu wissen. Daheim hatten sie ihn den Schlaucherl vom Berg genannt. Aber wenn die Schlauheit aufkommt, dann ist's keine Schlauheit mehr. „Politik von Fall zu Fall" hatte er einmal gelesen. Aber er behauptete mit tölpischer Miene, daß er keinen Buchstaben kenne. — Na halt so: Unter feinen Leuten spielt man den Einfaltspinsel, damit man ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagen kann. Frotzeln und necken sie einen, so kann man zornig werden. — Der Dunnerer-Bum! Das macht Aufsehen. Obschon es sich aber gar nicht auszahlt, daß man sich auseinanderthut. So bleibt man, was man ist und geht als Sieger durchs Leben. — Dieweilen blieb er nun in der Wildnis, wo ihm ein struppiger roter Bart wuchs. Er hoffte noch so weit herunterzukommen, daß seine Höhle aussah, wie jenes Fürstenzimmer — voll wilder Tiere und Mordwaffen.

Da geschah es — ich kann nichts für diese Romantik, sie war wirklich! — daß der Fürst eines Tages auf der Jagd sein Gefolge verlor, sich im Bergwald verirrte und in die Hütte unseres Schlaumeiers geriet, wo er eines Wettersturmes wegen eine Stunde lang Unterstand nehmen mußte.

„Ei ja," sagte der Dunnerer-Bum, als er den Gast am Herdfeuer aufgespeichert hatte, „Jäger sein ist eh eine harte Sach. Muß im Gebirg herumkrallen, sich fetznaß schwitzen und krank keuchen, muß arme Tierlein totschießen, oder, wenn man nichts trifft, sich auslachen lassen. Da haben es die hohen Herren gut, meiner Seel. Die dürfen

fehlen, wie sie wollen, so werden sie gelobt — welch ein gutes Herz, nit einmal ein Reherl umbringen! Sie dürfen treffen, was sie wollen, die Geiß oder das Kitz, es sind doch die schönsten Böcke! Wirklich wahr, so ein Graf oder Fürst, oder was, möcht ich sein. Da wollt ich mir die Welt herrichten, saggra noch einmal! Erzählen thät ich mir nur lassen, was sich gut anhört, das andere ist nit. Ist nit! Wer mir angenehm Sach erzählt, der kriegt so ein Dingerl ins Knopfloch, ein sauberes; wer mir die Wahrheit sagt, der kriegt eine Nasen. — Ist ein Tröpfel Milch gefällig?"

Der Fürst machte einen Schluck aus seiner Cognacflasche, blickte den Waldmenschen schmunzelnd an und sagte: „Da wäret Ihr ja ein sehr schlechter Fürst, lieber Freund!"

„Wieso, Herr? — Just die guten Fürsten müssen der Wahrheit ausweichen. Wissen sie's, wie's zugeht im Land und sie bleiben doch, der sie sind — na, gute Nacht, vor so einem ruck ich kein Hütel, geschweige einen Hut. Wenn du ein Fürst wärest, Jager, das heißt ein guter, so wollt ich dir ins Gesicht sagen: Hoheit, dank ab. Wenn du dir einbildest, daß du die Leut regierst, so bist ein Narr. Sie regieren dich. Und recht so. Einer richtet sich leichter nach vielen, wie viele nach einem."

„Und wozu, mit Gestattung, wäre denn nach Eurer Meinung ein Fürst gut, der sich von seinem Volke regieren ließe?" Der Jäger fragte das.

„Wozu halt ein Siegelring gut ist. Hast ja auch einen am Finger, Jager. Zum Dunnerer, das blitzt wie ein Karfunkelstein!"

Das Wetter hatte sich aufgeheitert.

„Es hat mich gefreut!“ sagte der Jäger, „nehmt das. Wenn Ihr in Eurem Einsiedlerleben dafür Verwendung habt. Und sonst behaltet es als Andenken.“

Der Waldmensch glotzte das glänzende Scheiblein in der hohlen Hand an und schnalzte mit der Zunge: „Zum Dunnerer hinein! Ein Kreuzer, ein goldener! Na, hörst, Jager, wer so viel Geld hat, der sollt sich doch nit mit dem notigen Wildpretschießen abgeben!“

„Schon gut, lieber Waldbruder. Und wenn Ihr einmal in die Stadt kommt, so besucht mich. Hausnummer eins!“

Der Dunnerer riß wie erschrocken sein Gesicht in die Höhe. „Haus — Numro eins?“ fragte er verblüfft. „Man hört, daß — dort unser allergnädigster Herr wohnt!“

„Das stimmt. Ihr habt ihn heute beherbergt.“

Sprang der Dunnerer-Bum zwei Schritte rücklings, als hätte ihm einer einen Schlag ins Gesicht versetzt. Einen angenehmen natürlich. Denn dieses Gesicht that sich jetzt in allersüßester Breite auseinander. „Du wärst — der Fürst!“ rief er aus, „na, aber da schaut's her! — Und ich hab so dumm dahergeredt!“

„Hat nichts zu sagen. War vielleicht klüger, als was ich seit langem gehört!“

„Geh! Im G'schloß bei den gescheiten Herrschaften! — Nachher wüßt ich dir doch einen guten G'spaß, gnädigster Herr Fürst. Du kunntst mich gleich mitnehmen hinein. Mich zum Minister machen — gelt ja! — Sollst mit mir keine Schand aufheben, ich laß mich rasieren.“

Der Fürst stieg herab in die herrliche Kultur. Der Dunnerer-Bum, oder wie er eigentlich heißt, blieb oben

auf dem Berge. Den Berg nenne ich nicht, er steht zwischen der Salzach und dem Bodensee. Wenn es einem der europäischen Souveräne doch am Ende einfiele, den Mann zum Minister zu machen, so liefere ich seine Adresse. Diplomat ist er genug dazu. Leute, die sich zu rechter Zeit dumm stellen, kriegen die Klügsten unter.



Durch.

Und so immer tiefer ins Gebirge, immer höher hinan. Das in der Steinschlucht herabrauschende Wasser war weiß, wie eine Schneelawine, es war mehr ein Wasserfall, denn ein rinnender Bach. Der schmale Fußsteig hatte seine Not an dem Hange empor und oft mußte er auf hohen schwanken Stegen über das Wasser, weil herüben kein Fortkommen mehr war, und drüben ging's auch nicht lange, so jagte eine senkrechte Wand ihn wieder herüber. Mehrere der Stege hatten gar keine Handhabe; vor dem ersten dieser Art stand ich lange unentschlossen still. Der Stegbaum war fast unbehauen und führte hoch über einen Abgrund, in welchem das Wasser rasend wirbelte und brauste. In meinem Kopfe fing es schon an zu kreisen. Umkehren? Den drei Stunden langen beschwerlichen Weg umsonst gemacht haben? So nahe dem Ziele, das ich mir seit vielen Jahren vorgenommen, umkehren? Ich hatte zwar nichts zu verlieren, als ein junges Leben, aber es eines fremden wüsten Berges wegen aufs Spiel zu setzen, war doch nicht nach meinem Geschmacke. Den Rucksack schnallte ich mir fester an den Rücken, den Stock band ich wagerecht darüber, so daß er nach beiden Seiten hinausstand. Dann setzte ich mich auf den Stegbaum wie

auf ein Pferd und ritt sachte hinüber. Mein Auge hielt ich wohl in Zucht, daß es nicht hinabsah in die wirbelnde Tiefe. Glücklich kam ich zu Rande. Beim nächsten Stege ging es schon leichter. Beim vierten und fünften war ich dermaßen kühn geworden, daß ich aufrecht hinüberschritt.

Die Schlucht wurde noch enger, das Gewände an beiden Seiten senkrechter, langes Struppwerk hing nieder, auch dürres Geäste und mancher Baumstamm, der oben gestürzt und mit seinem Wurzelgeklaue an den Runsen hängen geblieben war. Ein Bergknabe begegnete mir, er trug einen Sack mit Käse und machte mir auf meine Frage mit schreiender Stimme die Mitteilung, daß es bis auf die Riffel noch gute vier Stunden sei, daß ich aber den Weg verfehlt hätte. Die Bergsteiger gingen immer unten bei dem Kreuze rechter Hand. Ja, damals gab es noch keine angestrichenen Bäume in den Alpen und ohne Markierung verstieg man sich manchmal in die schauerlichste Natur hinein. Aber hinaufkommen, versicherte der Knabe, thäte ich auch durch die Schlucht. Mit einiger Geschicklichkeit kamen wir auf dem schmalen, hängigen Steige füreinander. Ich stieg weiter und das brausende Wasser betäubte fast mein Denken, so daß ich schier traumhaft dahinkletterte. Die Luft war frostig kalt und erfüllt mit Nebelstaub, von den Wänden troff es nieder. Nicht nach vorwärts sah ich mehr und nicht nach rückwärts, ringsum senkrecht aufsteigende kupferbraune Wände, die sich turmhoch oben fast zusammenwölbten, so daß nur ein schmaler Streifen Himmels herniederschimmerte in das grause Spaltengrab, durch das ich wandern mußte. Es war thatsächlich, als ob der ungeheuere Felsenberg sich hier gespalten hätte; was an einer Seite der Wand fehlte, das hatte die gegenüber-

stehende Wand an sich, hier ein scharfer Riff, gegenüber die entsprechende Runse, hier eine Mulde, dort die Ausbauchung, hier eine wagerechte Schichte, die an der entgegenstehenden Wand fortgesetzt war. Der Bruch ließ sich durchwegs nicht verkennen. An einer Stelle war hoch oben ein ungeheuerer Steinklotz niedergebrochen und in der Felsenge eingeklemmt hängen geblieben. Er hing nur an zwei Kanten, konnte jeden Augenblick niederstürzen, den Steig verlegen, das Wasser stauen, den Wanderer begraben. Die Schlucht zackte sich nach links und nach rechts und stets in so scharfen Windungen, daß ich nicht vierzig Schritte nach vor- oder nach rückwärts sah, daß ich wie ganz eingeschlossen war. Es ging immer so fort und es wollte kein Ende nehmen. Aus den Gischten des Wassers stieg es wie ein mondweißes Licht in dieser dunklen Schlucht. Der Weg war ganz niedergestiegen zu den Wellen und stellenweise von diesen überflutet, so daß ich bis über den Knöcheln im Wasser watete. Auf einmal ging der Steig gerade auf einen hohen donnernden Wasserfall zu und hinter denselben hinein.

Ich stand still und schaute zurück, ob ich nicht etwa wieder eine Abzweigung des Weges übersehen hätte, doch es war richtig, der Steig ging hart an der fast überhängenden Wand in den Wasserfall hinein.

Es wäre doch gewiß der Mühe wert gewesen, dieser großartigen Schlucht wegen, wie ich dergleichen noch keine gesehen, die Partie gemacht zu haben. Aber ich war durchaus nicht zufrieden, hier umkehren zu müssen und auf die hohe Riffel zu verzichten. Die Sache näher in Augenschein gefaßt, das machte mich mit ihr vertrauter und ich fand, daß man hinter dem Wasserfalle ganz leidlich durch-

kommen könne. Es war ein feuchtes unheimliches Gemach und die ewig niederstürzende Wasserwand ließ just so viel Licht durch, daß ich mich stolpernd und tastend noch zurechtfand in der brausenden Tiefe und ganz durchnäßt und betäubt endlich durch war.

Kaum den Fall hinter mir, hatte ich eine Stiege zu überwinden. Das war aber keine Stiege mit Stufen, das war eine rauhe, zerrissene Wand, an die der Steig ganz unverfroren hinaufstieg. Man hätte ihn kaum als den Steig erkannt, wenn nicht ein paar eiserne Ringe zu sehen gewesen, welche, in das Gestein getrieben, dazu vorhanden waren, um eine Strickhandhabe festzuhalten. Die Strickhandhabe jedoch fehlte. Hingegen hatte mein Wanderstock einen Eisenhaken, damit langte ich hinan bis zum ersten Ring, hakte ein und zog mich hinauf. Mit Knien und Schuhspitzen fest in eine Spalte gestemmt, griff ich unter großer Anstrengung, denn der Stock war fast zu kurz, bis zum nächsten Ringe. Nach einer Weile war ich über dem Wasserfalle. Da war es auf einmal anders. Der Grund zwischen den senkrechten Wänden war ganz eben und das lehmgraue Wasser rieselte still und flach über den Sand, den ganzen Raum ausfüllend. Der Steig hatte aufgehört, es war wohl so gemeint, daß man mitten durch den Bach zu gehen habe. So ging ich wohlgemut mitten durch. Bald sah ich am Fuße der Wände einen frischen Fichtenbaum, dann den zweiten und dritten, da ward mir traulicher. Die Schlucht weitete sich etwas, das Gestein war nicht mehr so kahl, sondern grün bemoost, die hohen Wände aber ließen immer noch sehr wenig Himmelslicht herab. Unter einem der Bäume sah ich eine Quelle, die aus der Wand sprang und von einem zierlichen Rinnlein aufge-

fangen war. Wie that dieses leise Plätschern des Brunnens wohl nach dem Getose unten in den steilen Schluchten, das wohl noch aus der Ferne wie ein hohles Donnern vernehmbar war. Nun bemerkte ich aber auch, wie neben der Quelle ein schlechter Steig hinanführte zwischen Erlengesträuche und Gezirm. Dem ging ich nach und stand ganz plötzlich vor einem Blockhäuschen. Zwischen einer Wandfuge stieg Rauch heraus, dünner, bläulicher Rauch. Ich kroch in Stein und Strupp rings um die Hütte herum und fand keine Thür. Da klappte ein Dachbrett auf und durch die Lücke schaute ein Menschenkopf heraus. Ein rindenbraunes, bärtiges Gesicht, im Mund eine große Tabakspfeife. Ein Straßenräuber? Dafür gab es in der Nähe zu wenig Straße. Ein Eremite? Dagegen sprach die Tabakspfeife. Man hört zwar nirgends, daß fromme Waldbrüder keine Tabakspfeife im Gesichte haben dürften, aber man liest auch nirgends, daß sie eine hätten. Der aus dem Dache hervorragende Mann, der mit seiner Vorrichtung im Munde eigentlich ein lebendiger Schornstein war, fragte mich ganz gutmütig, ob ich mich denn verirrt hätte, denn da gebe es keinen Weg hinab ins Thal.

„Ich komme aus dem Thale herauf,“ meine Antwort.

Jetzt that er auch seine Hand aus der Hütte, nahm damit die Pfeife aus dem Munde und fragte: „Sie kommen herauf? Aus dem Schrick kommen Sie herauf? Bigott ja, ausschauen Sie darnach.“

Der Schrick! Und nun sagte er mir, daß es der weit und breit berüchtigte Schrick gewesen, durch dessen Schluchten ich heraufgekommen und daß ich mehr Glück als Verstand gehabt hätte. Ich war's zufrieden, auf Reisen ist Glück zumeist mehr wert, als Verstand.

„Was machen Sie denn da heroben?“ fragte der Mann weiter, nachdem er aus den Tiefen der Hütte sich den unförmigen Filzhut gehoben und aufgesetzt hatte.

„Ich will weiter auf die Riffel hinauf.“

„So, dann muß ich schon barmherzig sein und Sie in mein Haus nehmen, daß Sie sich das Gewand trocknen können. Ansonsten bleiben Sie oben auf dem Berg als Eismandel stehen, festgefroren bis an den jüngsten Tag. Krauchen S' nur herein.“

Er verschob ein zweites Dachbrett und ich stieg zu ihm in den engen Raum, in welchem neben einem Mooslager zwischen Steinen eine glosende Glut war, die sogleich mit Baumästen aufs neue genährt wurde. Ein Thonplutzer, eine Ledertasche, ein Jagdgewehr und derlei war vorhanden und der Mann war nichts anderes, als ein Gemsjäger des großen Alpenreviers, das damals einem italienischen Prinzen gehörte. An vier Stunden blieb ich in der Hütte. Dann waren die Kleider trocken, mein Magen mit Imbiß gestärkt und mein Herz mit Kirschgeist ermuntert für weitere Geschicke. Und dann stiegen wir beide zur Dachlucke hinaus, die der Jäger nachher sorgfältig zumachte. Daß diese Thür von oben hinein ging, hatte weiter keinen Grund, als daß sie so leichter zu machen gewesen, denn eine an der Wand. Der Jäger mit Gewehr und Weidtasche begleitete mich. Er hatte sehr krumme Knie, aber leicht stieg er damit an; auf hartem Weg, meinte er, dürfe man ja keine steifen Beine machen, sonst brauche man sich zu früh auf. Dieser wildborstige Jäger hatte im Grund ein sehr gutmütiges Gesicht und ein so kluges, mildes Grauauge, daß man schier gerne hineinschaute. Nur wenn er, wie sich der Graben nun weitete,

in die Wände hinaufblickte, da ward sein Auge scharf und fast heiß glühend.

„Siehst du! Siehst du!“ stieß er pfauchend hervor, wenn an Riffen und Mulden die Tiere äseten oder von uns erschreckt mit gewaltiger Spannkraft der Läufe an den Hängen dahinsetzten. In seiner Jägergier war ihm alles Du, gleichsam, als gäbe es gegenüber der Gemsen- oder Hirschenwelt keinen Unterschied mehr in der menschlichen Gesellschaft, als müsse alles Jäger sein, pürschen oder puffen und nichts anderes. Leise zitterte seine Hand, die am Gewehre lag, und fast blieb ihm der Atem stehen, als da oben ein halb Dutzend Gemslein arglos grasete und er mit seinem Feuerrohr nicht hinzielen durfte.

„Was haben Ihnen diese Tiere denn gethan?“ fragte ich den Jäger. Der überhörte anfangs das Wort und auf meine Wiederholung desselben blickte er mich fast traurig an. Traurig über meinen Unverstand. — Gethan? Die Gemsen dem Jäger gethan? Als ob es auf der weiten Welt Gottes etwas Herzigeres geben könne, denn eine Gemse! Und eben darum. Eben darum? — Von der Achsel riß er sich den Stutzen, daß der Riemen heftig an den Schaft schlug. Wie soll der Jäger dem Gemslein seine Freude an ihm denn anders bezeugen, als daß er es niederschießt! Aber es war Schonzeit und das Wild mußte gehütet werden für die hohen Herren. — Auch die hohen Herren brennen die herzigen Geschöpfe nicht nieder aus Haß, aber auch nicht aus Liebe — bloß aus Passion. Dann lassen sie sie liegen und der Jäger verkauft das Fleisch um siebzig Kreuzer.

Als die Tiere außer Sicht waren und wir über Gerölle hinankletterten, sagte mein Begleiter, aber mehr in

die Steine hinein als an mich: „Es ist wahr, es ist dumm! Der Mensch sollt' froh sein, wenn er selber eine Gemse wäre!" Denn mit Mühsal ging's bei uns vorwärts in dem wüsten Geschütte. Wir stiegen durch eine Art von Gasse hinauf, durch einen vielfurchigen Wassergraben, in dem eine graue Gieß rieselte. Zu beiden Seiten waren glasige Wände, hier in haushohen Mauern, hier in scharfzackigen, ungeheuerlich gestaltigen, übereinander getürmten Blöcken. Ich hatte schon vorher auf den Rat meines Begleiters die Hände und das Gesicht mit Tüchern eingewickelt, aber die Luft brannte in den Augen. Wir waren mitten im Eise. Die Eiswände waren aber nicht grünlich klar, wie man es auf unseren Teichen sieht; das war wie blindes, schmutziges Glas und mit dunklem Staube überall durchsetzt. Mein Jäger sagte, das wäre der Pflanzenstaub, den der Föhn seit Jahrhunderten aus den Thälern heraufgetragen, und der Sand, den der Sturm von den kahlen Höhen auf den Kees geweht. An vielen Stellen lag das Eis wie unentwirrbar verwachsen mit dem Steinboden. An anderen Stellen waren zwischen Boden und Eis Höhlungen, so groß, daß Schafe hätten hineinkriechen können, und es starrte die schwärzeste Finsternis heraus, so daß es unergründlich war, wie tief die Höhlungen hineingingen. Vielfach sickerte Wasser hervor.

Plötzlich war unsere Gasse zwischen dem Gletscher zu Ende und wir standen vor einem gähnenden Loche, aus welchem ein steiniges Rinnsal ging, in dem jetzt aber nur wenig Wasser rann. Das Loch war so groß, daß ein Rittersmann ganz bequem hineinreiten konnte auf hohem Rappen, falls er für seine Höllenfahrt dieses Thor wählen wollte.

„Da wären wir," sagte mein Begleiter.

„Da geht's ja nicht mehr weiter," versetzte ich mit einiger Beklommenheit.

„Da geht's wohl weiter," antwortete er und deutete ins Loch.

„In keinem Fall!" rief ich und wendete mich ab.

„Wollen Sie denn nicht auf die Riffel?" fragte er. „Na also, dann müssen Sie hier durch!"

Tief verzagt betrachtete ich die ungeheueren Eiswuchten, die sich über der Höhlung aufbauten, und nebenhin und überall. Kein Ausweg als der — nach rückwärts.

„Da will ich lieber umkehren," sagte ich. „Was soll ich denn eigentlich auf der Riffel, das Interessanteste habe ich ja nun doch gesehen."

Der Jäger schaute mich schweigend an, und dieser Blick gefiel mir gar nicht. Dann murmelte er seithin: „So sind die jungen Leute. Nichts mehr wert. An und dran überall, aber durch! Da hapert's."

Das war mir gerade genug. „Durch!" rief ich mit Entschiedenheit.

„Na, ich denke auch," entgegnete er gelassen und zündete mit dem Streichholz ein winziges Laternlein an, das er an seinem Taschenwerkzeuge trug. Noch fragte ich, wie lange der Eisstollen dauern würde, er gab keine Antwort, stieg voran, nahm mich an der Hand und zerrte mich hinter sich drein. Der Boden war nicht steil, aber sehr rissig und rauh. Anfangs war es enge und dunkel; dann weiteten sich die Wände, hoben sich die Gewölbe und aus der Ferne war es, als kämen uns mehrere Lichter entgegen. Die immer wunderlich verschobenen Wände waren teils in glatten Tafeln, teils in Säulenvorsprüngen, teils in Riesenmuscheln, und überall schimmerte es grün

und blau, als leuchte hinter den nächsten Wänden schon der Tag. Aber der Tag leuchtete nicht. Das ging hin und her, auf und nieder, durch Engen und durch Hallen dahin, an gespenstischen Gestalten vorüber, aus denen es manchmal wie Blitze zuckte. Mein Jäger sagte kein Wort, ich auch keins. Unsere Schritte hatten keinen Wiederhall, manchmal aber krachte es über unseren Köpfen, als würden Pistolen losgeschossen, und das fuhr mir allemal durch Mark und Bein, daß meine Knie zitternd einknicken wollten.

Vor einer Nische stand mein Begleiter still. In der Nische ragte eine schlanke Gestalt, an deren Zacken Farbenlichter zuckten. Auf dem ersten Blick war es wie ein verschleiertes Muttergottesbild. Mein Jäger stellte das Laternlein auf ein Stück Eis und sagte leise, wie um seinen Aufenthalt zu rechtfertigen: „Hier bete ich allemal ein Vaterunser.“ Er nahm den Hut vom Kopf, ballte die Krempe desselben zwischen seine Finger und stand so ein kleines Weilchen vor dem Bilde unbeweglich, als wäre er selber erstarrt. — Dann weiter. Der Paß wurde niedriger und nach und nach so niedrig, daß wir kriechen mußten. Endlich war vor uns nur mehr eine Spalte, aus welcher nichts als Finsternis gähnte. Der Jäger legte sich hin, band an den Gewehrlauf das Laternlein, schob es vorsichtig durch die Spalte, dann kroch er mit Anstrengung selber nach. Ich war einen Augenblick allein in dem erdrückend niedrigen lichtlosen Raum, aber schon faßte mich die kräftige Hand am Arm und ich preßte mich durch den eiskalten Rachen. Als wir durch waren, schlug an mein Auge Tageslicht und nach wenigen Minuten hatten wir das grause Grab hinter uns. In wildzerrissenen Wuchten starrte der Gletscher auf, vor uns war eiskrustiger Boden

mit Steinen und Schnee, und weiterhin die blendende Alpenwelt.

„So, mein junger Mann,“ sagte der Jäger mit einiger Selbstbefriedigung. Ich faßte seine Hand, um sie zu drücken, er zog sie zurück.

„Gar lang wird's nimmer dauern mit dieser fürnehmen Straßen,“ sprach er dann, „der Hals wird von Jahr zu Jahr enger. Im vorigen Herbst hab ich zwei Wildschützen erwischt da drinnen, die haben durchwollen und sind im Hals stecken geblieben. Die haben mir ein bissel gute Worte gegeben, bis ich ihnen zu Hilf gekommen bin!“

In der Nachmittagssonne — Gott, wie hat sie wohl gethan! — sind wir weiter gestiegen über Schnee und Eis, endlich empor an einem nackten braunen Felskegel — und dann waren wir oben. Die Felskanten waren hier durch Eis und Wasser fast stumpf und glatt geschliffen, und in den Spalten kein Halmlein, kein Blättlein, keine einzige Moosfaser, kein einziges Würmlein, alles starr und leblos. — Das war die Riffel. Nach der Mitternachtsseite zu verdeckten uns höhere Eisberge alle Aussicht, nach der Abendseite hin waren viele Berge zu erblicken, unförmige Wuchten, senkrecht stürzende Wände, spitze Kegel und in weiter Ferne scharfe Zacken, die mit weißblinkenden Sternlein besetzt waren.

„Das muß man am Vormittag sehen!“ sagte mein Jäger. „Wenn die Sonne hinscheint. Weinend wird man, so schön!“

Gegen Morgen hin flachte sich blauendes Waldland, aus welchem von Ferne her die silbergraue Tafel eines Sees schimmerte. Wie lag dieser See tief unten! — Gegen

Mittag hin waren sehr steile spitze Berge, hinter denen in weichen ätherblauen Wellen das italische Land lag. Mit kurzen, gleichsam durstigen Blicken sog ich das Bild ein, aber es war nicht lange Zeit. Ein Mark und Bein durchdringender Wind jagte uns bald hinab. Erst unten in einer geschützten Wandnische, in welche die niedersinkende Sonne lau hinleuchtete, setzten wir uns auf einen Stein und schauten hinaus ins gottgesegnete Italien.

„Dorthin wollte ich in diesem Herbst," sagte ich, „dort muß es wunderbar sein."

„Und warum sind Sie denn nicht hingegangen?" fragte mein Begleiter, „warum sind Sie denn auf die Riffel gestiegen, wo es so beschwerlich und so ungut ist? Sie haben aber recht. Der junge Mann muß durch. Er muß die Berge nehmen. Für den Alten ist das flache Welschland immer noch gut."

Derlei Bemerkungen des Gemsjägers haben mir gefallen und recht gerne nahm ich's an, als er mich nun einlud, mit ihm bis zum Jägerhause hinabzugehen und dort zu übernachten. Denn die Klause in den Schrick-Schluchten war nicht sein Heim, war nur ein Unterstandshüttlein für den Jäger. Das Jagdhaus stand unten, wo das felsige Gelände in Waldbestand überging. Es lag in seinem Alpenstile recht schmuck und stattlich da, es hatte auch mehrere Stuben für die hohen Herrschaften, wenn sie des Jahres einmal kamen zur Gemsjagd. Schon dunkelte es, als wir eintraten. Ein kleines, dickes Frauchen machte sich emsig daran, dem Jäger Gewehr, Tasche und Mantel abzunehmen, nahm auch mir die Sachen aus der Hand, um sie zu bergen, sagte aber kaum ein Wort. Auch war ein schlankes Mädel da, welches viel buntes Gewand an

sich hängen hatte, aber das hing wie an einer Stange zu allen Seiten schlapp nieder und wurde teilweise nachgezerrt wie eine Schleppe. Das Haar, welches aus dem Kopftuche hervorstand, war gelblichrot und über die Stirn künstlich herabgekraust. Die Augen dieser Almerin schauten etwas schläferig aus und während sie uns das Nachtmahl auf den kleinen Tisch setzte, gähnte sie uns ohne Umstände eins vor.

Ich war müde und ließ mich bald vom Jäger ins Dachgelaß führen, wo auf frischem Stroh ein göttlicher, zehn Stunden langer Schlaf gemacht wurde.

Am nächsten Tage ging's thalwärts. Der Jäger begleitete mich eine Strecke auf seinem Gang ins Gewände.

„Am meisten freut mich," sagte ich zu ihm unterwegs, „daß ich gestern durchs Eis bin."

„Freilich," antwortete er. „Wir haben heute nicht mehr und nicht besseres, als gestern, aber der Mensch muß durch. — Es ist sonst auch so," fuhr er fort, „mancher Mensch hat, vergleichsweise, eine ganz schöne handebene Lebensstraßen, aber einmal kommt die Stelle, wo er durch muß. Bleibt er stehen oder kehrt er gar um, so ist's gefehlt. Durch muß er, und wenn er schon sonst gar nichts davon hat, so ist er nachher wenigstens durch, und das ist auch was, das macht den Menschen herzfrisch." — Hierauf stand er still, schaute mir mit den kleinen Augen zwinkernd ins Gesicht und sagte: „Ich habe auch nicht durch wollen. Bin's aber doch, und jetzt ist's gut."

Wir kamen zu einer Quelle, daneben war Brunnenkresse. Der Jäger that aus seiner Tasche Brot und Speck, und den Plutzer. Vor uns standen etliche verknorrte Wetterfichten. Die Aussicht ging nur auf eine steile Wand,

die zwischen den Baumwipfeln niederleuchtete. Es war eine fast trautsame Rast. Wir kamen in ein ernsthaftes Gespräch, und dann hat der Gemsjäger eine Geschichte erzählt, die mir die Jahre her immer wieder zu Sinn kam, wenn ich zagend vor einem „Durch“ stand.

Der Mann hieß, wie es in meinem Notizbüchlein steht, Anton Ruster. Er war der Sohn eines Großbauers im oberen Kärntnerland. Das einzige Kind. Seine Mutter war früh verstorben, da sein Vater aber noch sehr rüstig war, so mußte der Anton als einundzwanzigjähriger Bursche zu den Soldaten, bei denen er drei Jahre lang blieb. Als er dann nach Hause kam, fand er den Vater nicht mehr. Der war im Eisenhammerbach verunglückt. Den Hof bewirtschaftete der Vormund des Anton, der Vetter Wend genannt, ein weitläufiger Verwandter. Der empfing den heimkehrenden Burschen mit großer Zärtlichkeit und sagte, daß er ihm das Leid nicht habe anthun wollen, den Tod des guten Vaters zu schreiben, da der Soldat nur viel überflüssiges Herzweh gehabt hätte in einer Sache, die denn einmal nicht mehr zu ändern wäre. Der Hof sei gut versorgt. Der Vater habe selbst im Testamente ihn, den Vetter, gebeten, die Wirtschaft zu führen und dem Anton immer ein treuer Ratgeber und Beistand zu sein. Das habe sich der Vetter auch geschworen, erstens dem Verstorbenen zuliebe und zweitens des guten Anton halber, der unerfahren und wie ein schwankendes Rohr dastehe auf der Welt. Und da habe er, der Vetter, sich gedacht, der Anton könne nun das schönste Leben haben, wenn er sich's anzuschicken wisse. Im Ausgedinghäusel, wo sonst die Alten sind, könne doch einmal ein Junger sich's bequem machen, sein Leben genießen und vom Vetter sich jährlich eine Summe aus-

zahlen lassen. Denn — fuhr er fort — es gebe so dumme Vettern, die von früh bis abends jahrein jahraus auf dem Bauerngute arbeiten und sorgen, nur der Sache wegen, und bereit sind, das Erträgnis dem Haussohne abzuliefern.

Der Anton war sehr gerührt über den braven Vormund und guten Vetter Wend. Der Vorschlag gefiel ihm, denn das Soldatenleben hatte ihn dem Bauernstande entfremdet, zu dem er nie übermäßig viel Freude und Geschick gehabt. Er entschied sich also für das Ausgedinghäusel und nahm die erste Summe des Wirtschaftsertrages. Der Vetter sagte, es wäre etwas mehr, als das Jahr abgeworfen, aber zwischen Verwandten halte er es nicht so streng geschäftsmäßig. Der Anton pachtete sich das Wasser, welches an seinem Häuslein vorbeifloß, dazu im Thale noch zwei lange Bäche, weil er ein Liebhaber der Fischerei war. Er verfertigte sich die Netze, die Angeln, die Behälter selbst, that immer mit dergleichen herum und so lebte er recht angenehm dahin. Vor seinem Häuslein am Bach hatte er sich einen Wassertümpel herrichten lassen, in welchem er Fischzucht trieb. Schöne Hechte, Asche und Forellen hatte er auf Lager, in einem Nebenbehälter auch Krebse. Zum Verkaufe kamen diese Tierchen zwar nicht, denn die meisten wurden gestohlen und etliche aß er stets selber. Das machte ihm nichts, das Vergnügen war doch vorhanden, weiter stellte der Anton keine großen Ansprüche.

Oft kam der Vetter vom Hofe herab, trocknete sich mit dem roten Sacktuch den Schweiß vom runden Gesicht und sagte: „Anton, wie du es gut hast! Du kannst dir's halt anschicken. Während dein armer Vetter sich unermüdlich in der Wirtschaft plagen muß, lebst du vom Erträgnisse sorglos und in Freuden. Nun, du hast recht. Wenn ich

wieder auf die Welt komme, werd ich mir's auch so einrichten."

Mittlerweile hörte der Anton allerdings von anderen, daß der Vetter Wend auf der großen Besitzung wenigstens das Dreifache gewinne von dem, was er dem rechtmäßigen Eigentümer abliefere.

„Meinetwegen," sagte da der Anton, „er hat ja auch seine Mühe und Kümmernisse und ich bekomme, was ich brauche."

Im dritten Jahr aber kam eines Tages der Vetter sehr mißmutig zum Anton und rief: „Jetzt werde ich's aber nicht mehr lange aushalten! Welche Sorgen! Schlechtes Jahr! Schlechte Viehpreise! Schlechte Holzpreise! Hohe Steuern! Und diesen Ärger mit den Dienstboten! Es wird mir angenehm sein, wenn endlich du das Zeug übernimmst. — Allerdings," setzte er bei, „wie du fürs gute Leben bist und nicht fürs Arbeiten, und wie du um und um keinen Schick hast zur Wirtschaft, du wirst noch tiefer hineinkommen. Vielleicht auch nicht. Überleg dir's halt."

Der Bursche überlegte nicht viel, sondern bat den Vetter Wend, die Wirtschaft doch noch weiter zu führen, da er selbst sich nicht für geeignet halte, dem großen Hauswesen vorzustehen.

„Wenn ich's noch thue," sagte der Vetter, „so geschieht es nur deinem verstorbenen Vater zuliebe, der es so angeordnet hat. Aber von jetzt an kann ich dir nicht mehr so viel Jahrgeld geben, als bisher."

„Nun, was halt sein kann," meinte der Anton, und die Sache war wieder abgethan.

Amtlich war der Bursche längst schon als Besitzer auf den Hof geschrieben, aber es war so bequem, den Amts-

boten mit seinen Vorladungen, Zahlungsaufträgen u. s. w. zum Vetter zu schicken, bis der Bote schließlich schon selber zu ihm fand, ohne sich beim Anton anzumelden.

Beim Straßenwirt unten war ein bildsauberes Dirndl aufgetaucht. Der Wirt hatte das frische Ding armen Leuten im Gebirge abgenommen und in sein Geschäft gestellt, wo er es als Kellnerin zu verwenden gedachte. Der Anton hatte sich bisher um die Weibsbilder nicht gar viel gekümmert und war fast geneigt, dem Ausspruche des Spielmann-Friedels, daß sie ein notwendiges Übel wären, beizustimmen. Doch seit er eines Tages nach einem ziemlich unfruchtbaren Fischgang beim Straßenwirt zugekehrt war, dachte er anders. Wenige Wochen später hatte er ihr das Heiraten versprochen. Sie lachte ihm ins Gesicht: „Heiraten! Aufs Alteleut-Häusel etwa?"

Das machte ihn denken, das erste Mal wirklich denken nach manchem Jahre. Er ging zum Vetter und teilte ihm die Absicht mit, den Hof endlich übernehmen zu wollen.

Der Vetter antwortete ruhig aber entschieden: „Anton! Wer dir diesen Rat gegeben hat, das ist kein guter Freund gewesen. Bei dieser Zeit du den Hof übernehmen! In zwei Jahren wärest am Bettelstab. Du bist zwar großjährig, aber so viel Anrecht an dir glaube ich mir durch mein unermüdliches Sorgen und Arbeiten für dich erworben zu haben, daß ich dich mit starker Hand zurückhalte, wenn du in dein Verderben rennen willst. Nein, in so kritischer Zeit verlasse ich dich nicht, ich hab's deinem Vater versprochen. Du lebst in deinem Häusel wie Gott in Frankreich und ich werde für dich thun, was ich kann. — Das Straßenwirt-Dirndl! Nun, ich glaub dir's ja. Wenn du es nicht im Wirtshaus lassen willst, was ich wohl verstehe,

so will ich's auf den Hof nehmen, dir zulieb, und es soll ihr nichts fehlen. Wenn wieder bessere Zeiten kommen, dann könnt ihr ja heiraten."

Da sah der Anton wieder, wie gut es der Vetter mit ihm meinte. Die kleine Ottel wurde auf den Hof genommen, wo ihr freilich nichts fehlte, weil der Vetter sie als zukünftige Bäuerin besonders unter seinen Schutz nahm. Der Anton sah sie jeden Tag, aber als kluger Bräutigam geizte er mit den Freuden der Jugend, damit für die heilige Ehe ein recht großer Vorrat zusammen kam. Doch währte es nicht allzulang, und der Gedanke an die Übernahme des Hofes tauchte wieder auf. Besonders in schlaflosen Nächten — und er hatte ihrer — wurmte es ihn, daß er im Ausgedinghäusel so dahindämmerte und sein Leben versäumte. Er nahm sich vor, Ernst zu machen. Aber wenn er dann bei Tage dem Vetter wieder in sein rundes gemütliches Gesicht sah und von ihm, trotz Arbeit und Sorge, lauter wohlwollende, ja väterliche Worte vernahm, sagte er nichts und ging wieder den Bächen entlang. Ei ja, ein Fischer lernt Geduld, und endlich werden doch die besseren Zeiten kommen, in denen der Vetter ihm den Hof mit gutem Gewissen überlassen kann.

Wohl, der Fischer ist freilich geduldig, aber die Liebe ist es nicht. Die Liebe wurde ungestüm. Zwar weniger die ihrige, als die seinige und eines Tages ging er zornig hinauf zum Hofe. Wie gewöhnlich würde sein kurzer Zorn nicht bis zum Hof gereicht haben, da begegnete ihm unterwegs der Vetter Wend im Feiertagsgewand.

„Wohin gehst du?" fragte ihn der Bursche.

„Ich gehe nach Villach in die Sparkasse," antwortete der Vetter, „ja mein Lieber, es heißt Geld aufnehmen!"

Der Anton sagte: „Wenn ich dir jetzt die Säckel aussuchen wollte! Du nimmst kein Geld auf, du trägst eins hinein!"

„Und wenn das wäre?" versetzte der Vetter. „Wenn sich ein Mensch auf der Welt seine Sach mit blutigen Tropfen verdient, so bin ich es. Willst du, daß ich wie ein Frohnknecht für dich arbeite? Oder willst du mir nicht einmal den lumpigen Taglohn gönnen, wie dem Dienstboten, der ich für dich bin, jahrelang gewesen bin?! Ist das der Dank?"

Der Bursche wollte ihm schon ein begütigendes Wort sagen, aber eine innere Stimme mahnte ihn fast heftig: „Jetzt red einmal scharf!" — So sagte er: „Da braucht's kein ungutes Wort, Vetter. Ich habe dich nie gebeten, daß du für mich solche Opfer bringen sollst, mit keinem einzigen Wort. Du hast dich immer selber angetragen. Ich habe schon mehrmals meinen Hof haben und selber verwalten wollen, du bist dagegen gewesen. Heute ist die Änderung. Ich geh jetzt hinauf in meinen Hof und von dieser Stund bin ich der Herr."

„Da geh ich mit," sagte der Vetter und kehrte um. „Da muß ich schon erst noch was mit dir reden, Anton. Ich hab gemeint, es wird mir erspart bleiben. Ich hab schon viel Hartes erlebt, hab wenig gute Tage gehabt, es ist kein Spaß! Aber mein Lebtag ist mir nichts so hart angekommen als das, was ich dir jetzt mitteilen muß. Halt nur still und höre. Du bist nicht der Herr auf dem Hof, kannst es nicht sein und wirst es nie werden. Dein Vater war mir groß verschuldet und im Testament hat er mich zum Eigentümer gemacht, nur mit dem Vorbehalt, daß ich für dich thue, was ich kann. Daß ich's bisher redlich

gethan habe, das wirst du mir zugestehen müssen, und so werde ich's auch in Zukunft halten, gleichwohl ich nicht weiß, wie ich's hereinbringen soll."

Der Bursche war fast sprachlos, er konnte nur zur Not durch den zugeschnürten Hals hervorbringen: „Ich bin ja angeschrieben."

„Angeschrieben! Ich habe mir's gedacht," sagte der Vetter Wend fast murrend. „Das war ja die dumme Gutmütigkeit von mir. Mir thatest du leid, ich wollte dir angenehm hinüber helfen, dich versorgen, dir ein gutes Leben schaffen und du brauchtest weiter nichts zu wissen. Deine Unzufriedenheit hat meine wohlgemeinte Absicht vereitelt. Angeschrieben bist freilich, aber wie? Ich brauche nur das Testament vorzulegen, und das Kartenhaus purzelt zusammen."

„Das Testament will ich sehen," sagte der Bursche.

„Das Vergnügen sollst du haben, wenn du darauf bestehst," versetzte der Vetter. „Aber es giebt Dinge, vor denen man am besten die Augen zumacht. Wo ohnehin nichts mehr zu ändern ist. Leider Gottes. Ich wollte, dein Vater lebte noch, daß nicht mir diese schwere, undankbare Aufgabe zugefallen wäre. — Schau, dort im Garten, die Ottel! Du mußt dich aufheitern, Anton, tot ist tot, vergangen ist vergangen. Gescheiter, man hält sich ans Lebendige. Ich werde schon trachten, daß du das Mädel nehmen kannst."

„Das Testament will ich sehen."

Schier tonlos antwortete der Vetter: „Gut, wenn es dir schon Freude macht, und daß du wühlen willst in deinem Unglück. Komm halt mit."

Er führte ihn dann ins Haus, in die Oberstube.

Dort fand er lange den Schlüssel zum Kasten nicht und endlich fiel es ihm ein, daß das Testament beim Amte liege, in Villach. „Kannst ja hingehen und es dir vorlegen lassen."

Nach Villach in die Stadt gehen, sich in den Kanzleien herumdrücken, sich von Amtsdienern und Schreibern anschnauzen lassen, das war nun die Sache des Burschen nicht. Er war als Soldat angeschnauzt genug geworden. Zu machen, dachte er, ist so wie so nichts, und er lebte wieder eine Weile ruhig auf seinem Altenleuthäusel dahin. Doch hatte er gelegentlich einen Nachbar ersucht, der nach Villach zum Amte ging, er möchte sich beiläufig auch erkundigen nach einem Testamente vom vor sieben Jahren verstorbenen Ruster in der Hochleut. Der Nachbar kam heim und berichtete, daß im Amte von einem solchen Testament niemand etwas wüßte, daß dort keines hinterlegt worden. Und der Nachbar sagte weiter, daß der Vetter Wend recht gut wissen werde, wo das Testament ist, daß er es gewiß nicht verloren und nicht verbrannt haben werde, sondern wohl in seinem Kasten aufbewahrt, weil in der Schrift, soweit der Nachbar sich als Zeuge noch erinnere, dem Vetter ein Legat von dreitausend Gulden zugeschrieben sei. So viel, sonst aber auch gar nichts. Alles andere dem Sohne.

So war dem Anton nun aller Frieden dahin. Das einemal nahm er sich vor, mit dem Wend Ernst zu machen, das anderemal hielt er es für besser, den schlimmen Handel nicht anzufangen, die Feindschaft mit dem Vetter nicht zu schüren, die dann wohl eine ewige sein müßte. Und ohne den Vetter wisse er sich ja nicht zu helfen. Daher wollte er doch wieder alles beim Alten lassen. Er that's um so

lieber, als der Wend ihm das Jahreseinkommen so weit erhöhte, daß er wirklich ans Heiraten denken konnte. Der Ottel kam das über die Maßen gelegen. Der Vetter ordnete mit geradezu väterlicher Umsicht und Güte das Versprechen, das öffentliche Verkünden, die Trauung, die Hochzeit, und auf einmal waren der Anton und die Ottel Mann und Weib. Und die Ottel sorgte für seine Kost, die bisher eine alte Magd beigestellt, sie sorgte für sein Gewand, für die Stube., sie richtete ihm das Nest nicht übel her. Und als das Nest nicht übel hergerichtet war, legte sich die Ottel ins Bett und gebar ein gesundes Mädel. Das war im siebenten Monat nach der Hochzeit. Die Mutter hatte an dem holden Siebenmonat-Kind eine große Freude. Der Vater ging draußen am Wasser um, fischte aber nicht. Das Wasser ging hoch und trübe, denn es hatte viel geregnet, und obschon es im Trüben gut fischen ist, so waren dem Anton die Forellen jetzt ganz gleichgiltig. In den Hof wollte er hinauf. Nun hatte es aber am Bache, der am Häuslein vorbeifloß und der übersetzt werden mußte, die Brücke vertragen. Das sollte kein Hindernis sein, der Anton ging dem brausenden Wasser entlang bis zum oberen Steg an den Waldwiesen. Aber auch der war weg. Das Bachbett war hier sehr tief, das Wasser reichte lange nicht bis zu den Steinplatten heran, auf welchen der aus zwei behauenen Waldbäumen gezimmerte Steg geruht. Und er war doch weg. Seit Menschengedenken hatte hier das Wasser keinen Steg fortgerissen, es war, als ob Menschenhände dabei gewesen wären. — Auch recht, dachte sich der Anton, geht's drüber nicht, so geht's durch. Noch eine Strecke ging er weiter, und dort, wo der Bach etwas flacher war, brach er vom

Zaun einen Stecken und sprang ins Wasser. Dieses wollte den Fischer heute nicht respektieren, suchte ihm die Beine auszuschlagen. Zur Not erhielt er sich an dem Stecken, den er ins Wasser gestemmt, und mit einem kräftigen Schwunge war er am anderen Ufer. Er ging gegen den Hof hin, der mit seinen braunen Holzgebäuden stattlich und weitläufig dalag. Die Wiese war eitel Moorgrund und von Schritt zu Schritt sank er zwischen Sumpfgras und Binsenbüscheln tiefer in den Morast. Dieser Boden war stark vernachlässigt, zur Jugendzeit des Anton wußte man hier nichts von einem Moore. Er sank bis an die Knöchel, bis an die Knie, der Rasen zitterte, und so oft er in denselben ein Loch trat, pfiff Morast und Luft heraus. Das Weiterkommen schien unmöglich zu sein, noch ein Glück, wenn er umkehren konnte. — Umkehren? Nein! sagte er sich heftig. Durch muß ich! Jetzt muß ich durch, und koste es was immer. Mehr als das Leben kostet es nicht, und das ist nichts mehr. — Mit einem Knie stemmte er sich an den schnoddernden Rasen, bis er das andere Bein aus dem Sumpfe hatte, dann legte er sich der Länge nach auf den Boden und wälzte sich fort. So kam er bis hinüber zum Gestrüppe, durch dasselbe brach er mit Leichtigkeit.

Auf dem reifen Kornfeld arbeiteten die Leute. Der Vetter saß drüben unter dem Hausthor und dengelte eine Sichel. Der Anton ging rasch auf ihn zu und sagte: „Mensch, gieb mir das Testament von meinem Vater.“

Der Vetter that, als überhöre er das Wort und rief laut und lustig: „Na, Toni, wie geht's zu Hause? Alles gut vorbei, wie ich schon gehört habe. Na, gottlob! — Hau, wo willst denn hin?“

„Ich hole mir das Testament," antwortete der Anton und trat, den Vetter mit dem Zaunstecken beiseite schiebend, rasch ins Haus. Dieser eilte nach und rief: „Was soll der Prügel in deiner Hand! Wirf ihn weg!"

„Wirf du die Sichel weg!" entgegnete jener, schritt die Stiege hinan in die obere Stube und gerade auf den Kasten zu. Der war versperrt. Der Anton faßte einen im Winkel stehenden Dreifuß, auf welchem sonst Schuster sitzen, und schlug mit einem heftigen Hiebe die Kastenthür ein, daß die Splitter flogen. Der Vetter war mit einem grellen Wehgeschrei hinter ihm her, griff nun über der Achsel des andern mit langem Arm rasch in den Kasten und erfaßte ein Paket Schriften. Der Anton wollte es ihm entwinden, zwischen den beiden Männern entspann sich ein heißes Ringen, bei welchem die Schuhnägel Funken gaben auf den Eisenklampfen am Fußboden. Mehrmals fuhren sie ineinander verschlungen durch die Stube, endlich stürzten sie zu Boden. Der Anton lag auf dem Rücken, der Vetter setzte ihm das Knie auf die Brust und klammerte seine Finger um den Hals des röchelnden Gegners.

„Das ist das Richtige, Buberl," schnaufte der Wend hervor, „das macht — auf die beste Manier — den Prozeß aus."

— So spricht der Mörder! konnte der Anton noch denken, in Todesangst eine übermenschliche Kraftanstrengung, und der Vetter lag hingeschleudert an die Wand. Mit dem Paket eilte der Sieger aus dem Hause und davon. Im Walde auf einem Steinhaufen ließ er erst seine zitternden Glieder zur Ruhe kommen, dann riß er die Schnur des Pakets entzwei. Es waren allerhand Urkunden, die sich auf den Hof bezogen, dann der Ehevertrag

des Vaters, der Taufschein des Sohnes und das Testament. — Ja, es war so, es war so. Ein wahres Glück, daß der Vetter Wend darin mit einem Legat bedacht gewesen, sonst hätte er das Testament sicherlich längst vernichtet. Für alle Fälle hatte er es nicht gethan.

Am Abende desselben Tages kam der Vetter mit einem starken Knechte auf Umwegen zum Altenleuthäusel. Der Knecht trug einen Korb mit Weißbrot, Rauchfleisch, Eiern und anderen guten Dingen. Der Vetter hatte unter seiner rotgestreiften Zipfelmütze eine Binde um den Kopf gelegt, aber sein rundes Gesicht mit der kurzen Nase war sehr freundlich.

Dreist trat er ins Häuslein und in die Stube, wo der Anton sinnend am Tische saß.

„Muß euch doch ein Angebinde bringen,“ sagte er, „Kindel frisch, wie ich höre. Na, weil nur alles so glücklich ausgegangen ist. 's ist einem allemal ein wenig bang in solchen Umständen, ich weiß es von früher her. Meine Leute haben mich freilich schon alle verlassen, längst verlassen. Es ist traurig genug, wenn der Mensch so allein steht . . . .“

Plötzlich brach er ab und mit dem Ärmel fuhr er sich über das Gesicht. „In Gottesnamen!“ rief er nachher mit frischer Stimme aus. „Nimm halt fürlieb, Anton, mit der Kleinigkeit, was der Knecht im Korb hat. — Und von wegen der Dummheit,“ setzte er lachend bei, „der Dummheit wegen im Hof oben, vorhin! Kindereien. Wollen einander deswegen nichts nachtragen. Die Schriften hätt ich dir ja so wie so gegeben jetzt, aber daß du so mit dem Zaunstecken ins Haus gefahren bist, das hat mich wild gemacht, wie halt der Mensch schon oft ist. Sind zu weit

gegangen. Ist unschicksam zwischen Blutsverwandten, so was. Soll vergessen sein. Wollen fürder verträglich weiter leben wie bisher. Du hast jetzt deine Sorgen. Daß du dich nicht auch noch mit der großen Wirtschaft abkümmern mußt. Ich verlaß dich nicht, Anton."

Als der Vetter so gar süß gesprochen hatte, stand der Anton auf, er war heute fast größer und strammer als sonst, und sagte: „Wend! Wenn du heute den Hof nicht mehr verlassen kannst, weil's schon finster wird, so thu's morgen früh. Wenn du vormittags, Stund neun, noch darauf sitzest, so werf ich dich hinaus. Und jetzt marsch!"

An der Achsel faßte er den Vetter und schob ihn um, so daß er der Thür zugekehrt wurde. Darauf ging der Wend mit seinem Knechte ohneweiters wieder davon.

Am nächsten Tage rief es der Vetter klagend in der ganzen Gegend aus, daß nichts, kein Leibes- und kein Seelenleid so weh thue, als erfahrener Undank. Die Nachbarschaft stand aber zum Anton und so mußte sich der Wend anschicken, den Hof, den er längst als sein eigen betrachtet, zu verlassen.

Als über den Bach wieder die Brücke geschlagen war, nahm der Anton Ruster einen Schiebkarren, legte Mutter und Kind darauf und schob sie hinauf in den Hof. Das Gesinde war untereinander trutzig und angeberisch, kam aber den neuen Hausvaterleuten sehr demütig entgegen und wartete auf die Befehle und Anordnungen Antons. Dieser gab den Leuten heute Feiertag, denn er mußte es sich erst überlegen, was in Stall, Feld und Wiese zu geschehen habe. Ade nun, ihr schönen Fischlein im Wasser! Ade, ihr flinken Rehe und Hasen im Walde, denen er mit Verstattung des Gemeindejägers auch manchmal nach-

gegangen. Die sorglose Zeit, die Herrenzeit war vorbei. Fast reute es ihn, den Vetter abgedankt und sich selber in die Beschwerden eines großen spießigen Hauswesens gesetzt zu haben. Sein Weib ließ sich auch nicht danach an, als ob es eine umsichtige und resche Hausfrau würde abgeben können und das kleine Mädel hätte ein kleiner Bub sein müssen, um der neuen Hofgesessenheit und ihrer Zukunft einen triftigen Grund zu geben.

Trotzdem empfand der Anton am ersten Abende, als sie sich in der guten Oberstube des Hauses bequem machten, eine ganz eigene Behaglichkeit. Nach vielen Jahren endlich wieder im Vaterhause!

„Und der Mond scheint auch schön herein beim Fenster," bemerkte die Ottel. Da erhob sich im Hofe schon das Geschrei: „Feuer! Feuer!" An zwei Ecken des Hintergebäudes lohten hell die Flammen auf.

Nach zwei Stunden alles ein rauchender Aschenhaufen.

— Nun also, das war rasch und gründlich gegangen. Nun hatte der Anton die Wirtschaftssorgen wieder hinter sich. Weib und Kind waren wieder unten im Häuslein, er selber stieg mit Nachbarsleuten an der Brandstätte herum und hörte den Ratschlägen der Gemeindegenossen nur mit halbem Ohre zu. Man konnte sagen, er war der Gleichmütigste unter allen. Am Vormittage kam auch der Vetter. In weinerlichem Tone jammerte er heran: „Nicht menschenmöglich! Nicht zu fassen, daß so ein Unglück geschehen kann über Nacht! In Taufenbach drüben beim Hager, wo ich mich jetzt aufhalt, hör ich heut früh: Der Rusterhof ist abgebrannt! Lugen thut's! sag ich, mach mich aber doch auf den Weg in der Angst. Schier drei Stunden herüber. Aber Anton, so schlecht

hausen! Ja, was wirst denn jetzt anheben? Und wie kann's denn auskommen sein, das Feuer, um Gottes Himmelswillen!"

Rief ein Knecht drein: „Ja, Bauer, wenn du's nicht weißt!"

„Wie soll ich's wissen!" begehrte der Wend auf, „wenn ich in Taufenbach drüben bin!"

„Gestern abends bist hinter dem Hof herumgeschlichen!"

„Das auch noch! Das auch noch!" wimmerte der Vetter und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. „Am End soll ich's gewesen sein. Herauskommen thät's g'rad so! Mein Gott, was es für schlechte Leut giebt auf der Welt! Oder hat sie der Schrecken um den Verstand gebracht? Kein Wunder wär's nicht! — Wenn ich dir jetzt was nutzen kann, Anton, so sag's. Ich trag dir nichts nach. Wenn der Mensch so im Unglück ist, da kann ich ihm nichts nachtragen! Mein Gott, nein, keiner ist sicher."

Der Anton wendete sich von dem Manne ab, ohne auf sein Jammern und Anerbieten auch nur ein einziges Wort geantwortet zu haben. —

Vier Wochen später waren die Gründe des Rusterhofes verkauft mitsamt dem Altenleuthäusel. Der Anton hatte in den fürstlichen Gemsrevieren eine Jägerstelle angenommen. Die Leute hatten ihm noch geraten, den Vetter Wend einsperren zu lassen, doch da rief er ganz unwillig aus: „Lasset mich mit diesem Menschen in Ruh! Dem wird der Rusterhof im Herzen brennen, so lang er lebt!"

Damit glaubte er den Vetter von sich geworfen zu haben. Es war aber nicht so. Wenn der Anton allein umging in seinen steinigen Bergen, da mußte er an den Wend denken, was der ihm angethan, und ein heißer Haß

wühlte manchmal in seiner Brust. Und wenn er in mancher Nacht schlaflos auf dem Moose lag, da kamen sachte all die Auftritte, Falschheiten, erfahrenen Übervorteilungen und Demütigungen geschlichen und sie stellten sich gleichsam im Kreise um sein Bett, und inmitten ragte er selbst auf, wie eine Gestalt aus mattglosenden Kohlen — der Brandstifter, der Verführer .... Und da herrschte in Antons Seele ein so tobender Zorn, daß er aufspringen mußte und etwas zertrümmern.

Nein, er war noch nicht durch! Den Hof, wie leicht hatte er ihn verschmerzt! Aber mit dem Elenden war er noch lange nicht zu Rande. Der stand wie ein böser Geist mitten in seinem sonst so frohen Weidmannsleben. Manchmal war ihm, als müsse er gehen, den Wend zu suchen um ihn, wo das Zusammentreffen auch sei, auf der Straße oder auf dem Kirchplatz oder in seinem eigenen Hause, mit dem Gewehrkolben totzuschlagen. Der Anton hatte sich sonst als einen gutmütigen, zufriedenen Menschen gekannt, er war nun selbst erschrocken ob der Rachgier, die verheerend in ihm herrschte und er war tief bekümmert darüber, daß er im Grunde eigentlich ein so schlechter Mensch sei.

So vergingen mehrere Jahre. Im Jägerhause schleppte sich's träge dahin, ohne viel Freude, ohne viel Leid. Die Ottel versah ihre häuslichen Bedürfnisse, das Mädel wuchs heran und hatte außer den Neigungen zu essen, zu schlafen und sich mit Flitter zu schmücken, keine hervorragenden Eigenschaften. Der Anton dachte: Der Herrgott traut mir da einen besonderen Edelmut zu, er soll sich nicht getäuscht haben. Das Geschöpf ist unschuldig. Aber er! Aber er! — Es ist merkwürdig, was erlittenes Unrecht, das nicht

verziehen werden kann, in einem Menschen anrichtet. Es wirkt fast wie die Sünde, es macht fast schuldig, es erweckt und es nährt den Unfrieden des Gewissens, es trübt das Gemüt wie gewaltthätige Wildbäche den Alpensee.

Eines Tages, als der Jäger Anton aus dem Gewände hinabging gegen das Jägerhaus, begegnete ihm auf dem steinigen Wege eine Wallfahrerschar, wie solche alljährlich am Maria-Heimsuchungstage aus den Kärntnerthälern heraufkam zu einer Gnadenkapelle, welche hoch oben auf einem Bergkegel stand und sonst fast das ganze Jahr öde und verschlossen war. Ein altes Gelöbnis aus der Pestzeit war es, und Leute, die ein besonderes Anliegen hatten, schlossen sich an, um vor dem Muttergottesbilde im Gebirge zu beten.

Unten am steilen Hange war einer der Wallfahrer plötzlich erkrankt und man hatte ihn im Jägerhause zurücklassen müssen. Die Ottel kam dem Anton vor die Thür entgegen, voller Verwirrung, und was denn jetzt anzufangen wäre? Dieser Mensch sei drin, der Vetter Wend. Er sei ganz krank, blute heftig aus dem Munde und stöhne, daß es ein Jammer!

Auf seinem eigenen Bette hatte der Anton seinen Feind wiedergefunden. Ein verzerrtes Gesicht, alt und fahl, unstet in jeder Miene, ein unheimliches Gesicht. Die Todesangst war auf ihm. Wirr zuckte sein Aug, als der Anton vor ihm stand, die krustigen Lippen bebten. Die Hände hob er, um sie bittend zu falten, aber sie zitterten so sehr, daß sie nicht zusammenkamen.

Und das erste, was der Anton jetzt denken konnte, war: Du armer Mensch! Du armer Mensch!

„Vetter Wend," sagte er in sanftem Tone und wischte

ihm mit der flachen Hand die kalten Tropfen von der Stirn. „Dir ist schlecht. Es ist schon um den Arzt geschickt, es wird vorübergehen. Daß du nur bei uns bist und nicht unter freiem Himmel verschmachten mußt."

Jetzt hob der Wend die Hände krampfhaft hoch empor, klammerte die Finger aneinander und kaum verständlich stöhnte er: „Anton! Anton!"

Dieser beugte sich zu ihm nieder: „Ich weiß, was du meinst. Es ist alles vorbei, es ist alles vergessen. Ich bin ja ganz zufrieden, für mich paßt nur der Wald, der Herrgott hat's recht gemacht und das Werkzeug, das er dazu gebraucht, kann nichts dafür. Kein Mensch ist ohne Fehler, der's so eingerichtet hat, wird schon wissen, warum. Sollst nicht verzagt sein, Vetter, schau, wirst auch wieder gesund." — Als der Jäger so gesprochen, ging er rasch hinaus in den grünen Wald, und es war ihm so leicht ums Herz, so leicht und glückselig, wie ihm bisher all sein Lebtag nicht gewesen. Ein fast leidenschaftliches Liebesgefühl war jetzt in ihm für den Vetter Wend; der arme schwache Mensch war ja nur einer bösen Macht unterworfen gewesen, von der er sich nicht hatte befreien können. Am liebsten hätte er ihm jetzt eine recht große Wohlthat erwiesen zur Genugthuung dafür, daß er so unselig hatte sein müssen.

Auf das allersorgfältigste wurde der Vetter im Jägerhause gepflegt, das Mädel aber hielt der Anton vom Kranken fern, das hatte bei ihm nichts zu thun. Er selbst saß neben dem Wend und sprach zu ihm in gemütlicher Art, als sei zwischen ihnen nie etwas anderes vorgekommen. Als die Wallfahrer vom Berge herabstiegen, konnte der Kranke freilich noch nicht mit ihnen heimkehren, wenige Tage später aber ging's zuerst mit einer Tragbahre, dann

im Thal mit einem Wäglein dem Tausenbachthale zu. Wie ihm zu Mute war, als er das Jägerhaus verließ, das kann man nicht wissen; ich vermute, etwas erbärmlich. Er kam später wieder auf die Beine und gelegentlich hat er dem Anton Grüße geschickt, und dieser sie warm erwidert.

— — „Und so ist's gewesen," schloß mein Gemsjäger am Kreßbrunnen seine Erzählung, „und seither sind wir beide erlöst. Er und ich. Aber es braucht was, bis der Mensch durchkommt, es braucht was. — Schau, du! Siehst du's? Dort oben im Kar! Dort äsen ihrer! Drei — vier — sechs Stuck! Siehst du's?!" —

Ich sah sie wohl, die Gemslein im Gewände, das war hübsch anzusehen. Doch näher, als die flinke Antilope, ging mir das Menschenschicksal, von dem der Jäger erzählt hatte.

„Aber, Jäger," sagte ich noch, „man kann nicht zufrieden sein!"

„Mehr als ein halbes Dutzend siehst selten auf einem Platz beisammen, da oben in der Karwand," antwortete er und schnitt sich jetzt Brot und Speck zurecht.

„Nicht der Gemsen wegen, Jäger. Des anderen wegen. Daß er leer ausgeht! So ganz und gar straflos ausgeht."

„Möchten Sie in seiner Haut stecken?" fragte der Jäger.

„Das just nicht."

„Nun also," sagte er und that aus dem Plutzer einen herzhaften Zug.



Zuwiheiraten.

Wenn der Dorfbursche vom Heiraten spricht — und das kommt vor! — Woran denkt er dabei? Ans Weib? Möglich. An den Bauernhof? Wahrscheinlich. Ja sogar höchst wahrscheinlich. Weiber sind leichter zu haben für einen jungen Burschen als Bauernhöfe. Haus und Grund aber geht dem richtigen Bauernherzen über alles, also auch über die Liebe. Ist das ledige Habgier? Mag sein, aber nur zum Teile. Zum anderen Teile ist es Verlangen nach Selbständigkeit, Festständigkeit, Heimsässigkeit, Ideale, die unter Brüdern immerhin etwas wert sind. Als Bauernknecht in der Welt „herumzukugeln", als Handwerksgeselle hin und her zu wandern, heute seinen Tisch bei „Herrenleuten", morgen bei „Kleinhäuslern", heute sein Bett in der Dachkammer, morgen im Heubarren, heute Schwabenkäfer, morgen Flöhe, übermorgen wieder was anderes, heute einen polternden, eigensinnigen, drängelnden Herrn, morgen einen, der selber nicht weiß, was er will, keinen Befehl geben kann und hinterher murrt, wenn der Knecht etwas nicht recht gemacht hat. Knechteleben! Wie lange? Bis er zusammengerackert ist und Einleger werden muß.

Da wird denn freilich das Ideal nach eigen Haus

und Hof höher estimiert, als das Weibsbild, das manchem schon auch „nicht alleweil seltsam ist".

Und so lugt halt der stattliche Bauernknecht, der zierliche Gewerbsmann, der arme Bursche zeitlebens aus nach Weibsleuten, an denen ein Bauernhof hängt, denn es giebt manche „einzige Tochter" in der Gegend oder was noch besser ist, manches „einzige Kind", dem das Gut zufällt. Und gerade solche Güter sind oft gut bestellt mit reichem Viehstand und vollen Speichern. Und die ledige Besitzerin eines stattlichen Bauerngutes ist immer schön. Sie mag einen Höcker haben oder einen Kropf, sie mag schielend sein oder einäugig, zahnluckig oder hasenschartig, mürrisch oder bissig, zwanzig- oder sechzigjährig, sie ist immer schön und lieb, sie hat eine saubere Gestalt, denn das Gehöft ist in bestem Zustande, sie hat ein gutes Herz, denn die Truhen sind voll.

Und bei so einer wär's gut „zuwiheiraten". Nicht bloß arme Burschen denken dran, auch reiche Bauernsöhne, die selber ihren Hof haben. Zwei Höfe sind doch besser, als einer, nicht? Und am Ende auch zwei Weiber? Die eine zum Gernhaben, die andere zum Heiraten . . . ?

Eine reiche Jungbäuerin hat also die Auswahl. Sie ist in der Lage eine Liebesheirat zu machen, sie nimmt den Schönsten, den Frischesten, den Begehrenswertesten, und wäre er auch um zwanzig oder dreißig Jahre jünger als sie. Und daß sie gerade einen solchen nimmt, ist ihr Unglück. Hätte er weniger allgemein geschätzte Eigenschaften, so würde sie an ihm vielleicht einen leidlich treuen und braven Mann haben.

„Zuwiheiraten!" Ausnahmsweise geht's ganz gut, denn der Sinn fürs Praktische schließt die Liebe nicht aus.

Zumeist jedoch nimmt's einen schlimmen Verlauf, wenn der Mann „zuwiheiratet“, das heißt, die Besitzerin eines fremden Hofes nimmt, um dadurch sich selbst in den Besitz des Hofes zu bringen.

Vor Zeiten, solange der Besitz eines Bauernhofes noch vor dem damals wie das Feuer gefürchteten Soldatenleben schützte, war das „Zuwiheiraten“ noch weit gesuchter, als heutzutage. Da nahm manch ein zwanzigjähriges Bürschlein eine alte Witwe mit erwachsenen Söhnen und Töchtern, so daß der Junge nun auf einmal einen Schock krüppelhafter Kinder hatte, die älter waren, als er selbst. Ich hatte einmal an einer Hochzeit teilgenommen, bei welcher die Stiefsöhne den jungen Vater prügelten, weil er durch das Anheiraten sie um ihr zu erhoffendes Erbteil brachte. Die Schwester der schneidigen Stiefsöhne, ein ebenfalls schon erwachsenes Dirndl, erhob ein schallendes Jammergeschrei, als es den „lieben neuen Vater“ unter den unzärtlichen Fäusten darniederliegen sah. Ein paar Jahre drauf war im Hof richtig ein kleines Kind vorhanden, das den jungen Bauer „Großata“ nannte.

Nun, und da war auch einmal ein fleißiger Bauernknecht, arbeitsam, sparsam, sittsam, nicht jung und nicht alt, Hiesel hieß er, ein weichmütiger, unentschlossener Mensch. Und der fragte jahrelang jeden Kameraden: „Was meinst du denn und wie rat'st mir's denn du? Soll ich oder soll ich nit?“

„Ah, von wegen der alten Birkenbinderin?“ fragte der andere regelmäßig entgegen.

„Wohl, wohl, von wegen derselbigen. Weißt, die Sach ist halt so. Ich möcht doch endlich auch einmal ein

eigenes Ort, und 's Häusel gefällt mir, 's Häusel, der Birkenbinderin ihres."

„Und die Birkenbinderin?"

„Und die Wiese, die zum Häusel gehört. Die beste in Sunnhag, dreimalige Mahd das Jahr!"

„Ist sie wohl schon alt genug, die Birkenbinderin, fürs Heiraten?" spottete der andere gern.

„Sechs Stückeln Vieh kann man wohl halten, wenigstens! Der alte Birkenbinder hat alle Jahr zwei Säue abgestochen."

„Ihr erster oder ihr zweiter Mann?"

„Das wird sich wohl gleich bleiben. Sau ist Sau."

„Daß du aber schon gar so verliebt bist, Hiesel!" —

Wenn der Samstag kam, am Feierabend, da stieg der Hiesel hinauf zum Birkenbinder-Häusel und beschaute mit Freude „das Örtl" von unten und von oben und berechnete den Gewinn, den er mit Holz und Heu und Vieh zu erzielen gedachte.

Die Birkenbinderin lud ihn freundlich ins Stübel hinein und fragte, ob er hungerig sei. Ein Stück Rahmstrudel hatte sie allemal für ihn bereit. Und das Rahmstrudelbacken! Da konnte der Mensch weitumsuchen in der Welt. Keine wird so gut Rahmstrudel backen, wie die Birkenbinderin. — Weiß nur nicht, was die Leute sonst haben gegen dieses Weib. Als ob sie alt wäre! Ist sie doch die jüngere Schwester! Die ältere Schwester ist bei ihr Kuhmagd, diese natürlich geht freilich nicht mehr auf ihren ersten Füßen und der Alten wird's taugen, wenn sie einmal einer ablöst in der schweren Arbeit. Es gab Leute, die auf dem Kirchweg die beiden ehrsamen Schwestern nicht auseinanderkannten. Die mußten rein farbenblind sein,

trug die Birkenbinderin, der „das Örtl" gehörte, doch ein rotes Busentuch und die alte Magd ein blaues! Wenn ein paar zusammenheiraten wollen, da wissen sich die Leut ja vor Boshaftigkeit nicht zu helfen! Weil sie ihm ums Gütel neidig sind!

Eines Tages that Hiesel, der Knecht, beim Dorflehrer Brennholz hacken. Zur Jause setzte ihm der alte Schulmeister einen Krug Apfelmost vor und einen Laib Brot. Dieweilen der Hiesel aß und trank, sagte er auf einmal: „Na, Herr Schullehrer, jetzt werden wir halt bald einen lustigen Tag anheben."

„Lustige Tage giebt's nie zu viele," antwortete der Lehrer.

„Wird nicht mehr lang dauern. Wenn der Herr Schulmeister eine neue Hochzeitshosen braucht, so muß er dazuschauen. Wir haben schon das Versprechen gehabt."

„Was der tausend! Was für eine denn, wenn man's wissen darf?"

„Warum denn nicht! Ist ja ein gutes Örtel. Aufs Birkenbinderhäusel im Sunnhag."

„Warum nicht gar!" sagte der Schullehrer und schüttelte seinen alten Weißkopf. „Gehört habe ich schon mehrmals so etwas. Hab's aber nicht recht glauben wollen. Die alte Witwe. Bist ja viel zu jung für sie."

„Wenn man wo dran will, so darf man die Zeit nicht verpassen," meinte der Hiesel und that einen kräftigen Zug aus dem Mostkruge.

Sagte der Lehrer: „Zu der hätte nicht einmal ich alter Mann gar viel Freude."

„Muß sich halt der Mensch an der Wirtschaft eine Freud machen," sprach der Knecht.

„Ist schon recht, Hiesel, aber bissel eine Freude muß man doch auch zur Person haben, die man heiratet. — Auf ihre ersten Männer soll die Alte ja bös gerüstet haben, sagt man."

„Werden halt darnach gewesen sein. Wir werden fleißig miteinander wirtschaften."

„Wenn sie dir nur das Recht läßt, mein Lieber!" sagte der Schullehrer. „Die alten Weiber sind schon an und für sich eigensinnig und bissig gegen den Mann, und wenn eine erst noch weiß, daß sie ihm das Gütel mit in die Ehe gebracht hat! Das wird sie dir vorhalten alle Tage, die Gott vom Himmel giebt. Ich sage dir, Hiesel, traue du keiner Alten!"

Schnitt sich der Knecht noch einen Bissen Brot und versetzte: „Die Alten haben noch das Gute, daß sie nicht mehr lang leben."

Der Schulmeister blickte erschrocken auf den Knecht. Dann stand er scharf auf und sagte: „Hiesel, jetzt schau, daß du weiter kommst! Das hätte ich nicht geglaubt! Du bist doch ein niederträchtiger Kerl. Geh mir aber sogleich zur Thür hinaus, jetzt mag ich dich nicht mehr anschauen!" Und er that die Thüre so weit auf, daß es dem Knecht gar nicht viele Mühe machte, sie zu finden. —

Das war beim Lehrer gewesen. Diese Lehre hatte dem Hiesel weiter nichts gekostet und nichts genutzt, zum Lehrgeldzahlen kam er erst später.

Ein paar Wochen nach dieser Jause war die Hochzeit. Es ging dabei sehr lustig zu, die Leute ergötzten sich an der mit bauschigen Röcken, mit roten und gelben Bändern aufgedonnerten Alten, die in ihrem verdunsenen weinglühenden Gesichte neben dem Burschen dasaß, schier wie

eine Godel neben dem sittsamen Firmling. Sie wußte in allen Hochzeitsbräuchen Bescheid, war sie doch jetzt schon das dritte Mal dran. Ahnend, daß sie solche Ehrentage in Zukunft vielleicht nicht mehr häufig erleben dürfte, sonnte sie sich in ihrer bräutlichen Würde bis tief in die Nacht hinein, während dem Hiesel schon das Heimgehen im Kopfe lag, weil er sich sorgte um das liebe Vieh, das im Birkenbinderhäusel sich selbst überlassen war.

Und als sie endlich daheim waren, sagte das Weib zu ihm: „Du bist mir ein sauberer Ehegespons, daß es dir jetzt mehr nach den Kälbern geht, als nach deiner Liebsten! Da hat's mein erster anders gemacht, daß muß ich dir schon sagen!"

Sonst vertrauen es jungverheiratete Leute ihren früheren Kameraden an, wie glücklich sie sind. Der Hiesel sagte nichts. Und als ihn einmal einer fragte, wie es ihm gehe in seiner neuen Wirtschaft, da antwortete er: „Auf der besseren Seite nicht viel nutz." Nach einem halben Jahre sah man das Ehepaar nicht mehr miteinander in die Kirche gehen, ging er allein und ging sie allein. Nach einem Jahre hatte der Birkenbinder seine Schlafstelle im Heustadel, die Hausthür war nachtsüber zugesperrt, wie vor Räubern und Mördern, und die zwei Schwestern drinnen hockten im Dunkeln oft stundenlang beisammen und verabredeten es, wie sie diesen „zuwideren Menschen" behandeln wollten. Beiderseitigen Beifall fand der Plan, ihm für die Wirtschaft ihre Arbeit zu verweigern, hatte er doch das Häusel und die Wiesen und das Vieh geheiratet, jetzt sollte er nur allein damit fertig werden. Zwar meinte die Birkenbinderin, wenn er alle Arbeit allein verrichten müsse, so würde er bald alles als sein alleiniges Eigentum

ansehen, während doch sie, und nur allein sie ihm das Gütel zugebracht und „wenn's recht um und auf käme", immer noch sie die Eigentümerin sei. Bei solchen Erwägungen wurden die Schwestern gar erregt und die alte Magd sagte: „Ich weiß schon, was ich thu'. Zu Fleiß thu' ich's ihm!" Und als der Hiesel eines Morgens zur Frühsuppe in die Stube kam, hatte sie ihm heimlich Lichtöl in die Suppe geschüttet.

„Weiß der Kuckuck!" sagte er und schnupperte, „was heut die Suppen für einen merkwürdigen Geschmack hat! Ist die Milch ranzig, Alte?"

„Wenn dem Herrn Bauernknecht auch die Suppen nicht mehr recht ist," antwortete sein Weib, „so muß er sich ein andersmal halt von einer anderen kochen lassen, von einer Jungen. So eine wird's gewiß besser können, wie die alten Weiber . . . ."

Bis zu diesem Augenblicke hatte der Hiesel sich als unschuldig Verfolgter gefühlt, jetzt zum erstenmal stand ihm seine ganze Verworfenheit klar vor Augen. „Die alten Weiber!" Freilich, er hatte in der Nachbarschaft ein paarmal von seinen alten Weibern gesprochen. Das war ruchbar geworden bis zum Birkenbinderhäusel im Sunnhag. Aber nicht eine Spur Bußfertigkeit hatte der Sünder, im Gegenteil, in seinem Arm zuckte das diabolische Gelüste, die Suppenschüssel seiner besseren Hälfte an den Kopf zu schmeißen. Er that's aber nicht, und daß er's nicht that, war die Furcht vor dem Zorne der alten Weiber! — So tief war er herabgekommen. Er begnügte sich damit, die Schüssel auf das Fletz zu schleudern, daß Scherben und Milch hoch aufspritzten. Die Frauenzimmer waren sprachlos und schüttelten sehr betroffen ihre Köpfe, als wollten

sie sagen: Der arme Narr! Jetzt hat er gar kein bissel Verstand verloren!

Zur Mittagszeit, als er von der Weide heim zum Essen kam, that sein Weib ganz erstaunt. „Was willst denn du lauter da? Bei uns wird nimmer angeheizt. Wär schad um die Sachen, wenn dieser Rumpelschragen nicht einmal mehr eine ordentliche Milchsuppe zuwegbringt!“

Rumpelschragen! Sollte er nicht auch dieses treffliche Wort irgendwo gebraucht haben? — Er ging wieder auf die Weide und schaute am Rain und bei dem Steinhaufen nach, ob nicht etwa die Himbeeren schon reif wären. Am Abende, nachdem er Kühe, Kälber, Schweine und Schafe versorgt hatte, legte er sich müde auf sein Heu. Müde und hungerig. Einmal hat's Rahmstrudel gegeben im Sunnhag! Freilich, das war noch vor dem Sündenfall mit dem Birkenbinderhäusel. — Der Traum that in selbiger Nacht sein möglichstes, um zu trösten, aber er machte es nur noch schlimmer. Eine gute Bekannte führte er vor. Ein armes verlassenes Dirndl, das unter dem Hollerbusch der Kirchhofsmauer saß und zum Herzzerbrechen schluchzte, während der Hiesel drin in der Kirche das Birkenbindergütel heiratete.

Am nächsten Morgen, als der Birkenbinder in sein Häusel gehen wollte, war die Thür versperrt und das Häusel wie ausgestorben. Er ging in den Stall und molk sich eine Kuh, diese gab ihm kein Lichtöl in die Suppe. Am Vormittage mähte er Futter. Zu Mittag war das Häusel immer noch verschlossen und ausgestorben. Es war ein kühler, regnerischer Tag, alle Berge waren verhüllt von niederhängenden Wolken. Der Hiesel ging hinab zu einem Nachbarshof. Der Nachbar pflegte Leute, die gerade

zur Essenszeit zusprachen, mit zu Tische zu laden. Aber heute hatten sie schon abgegessen. Jetzt setzte er sich auf den Herd und schaute der Bäuerin zu, die flott und flink das Eßgeschirr scheuerte. Und da fragte sie plötzlich: „Na, Hiesel, was hat denn dir heut dein Weib Gutes gekocht?"

Kaum das Wort gesprochen, hub der arme Narr an laut zu gröhlen.

Die Bäuerin rief im ersten Schreck laut den himmlischen Vater an. Und was ihm denn fehle? Ob etwas geschehen sei? Ob etwa gar seinem Weib was widerfahren sei?

Der Hiesel preßte seine beiden Fäuste an die Augen und schüttelte unwillig den Kopf.

„Hast mit einem Vieh Unglück gehabt?"

„Ich wollt, 's wär schon all des Teufels!" knirschte der Hiesel.

„Ja, mein Gott, da bin ich mir nicht gescheit genug, was es mit dir ist!" sagte die Bäuerin schier verzagt. Das war aber Verstellung, sie ahnte es wohl, wo der Haken saß. Nach einer Weile brachte es der Hiesel heraus, daß er schon seit zwei Tagen nichts Warmes gegessen habe.

Jetzt erschrak die Nachbarin aber wirklich. „O, Tschappel!" rief sie aus, „was hast denn das nicht gleich gesagt!" Und hub eilends an, Milch- und Eierspeise zu kochen.

Nachdem er sich gesättigt hatte, wurde der Mann erklecklich mutiger. Gar trotzige Falten zog er über der Stirne. „Ich weiß aber, was ich thu!" sagte er zornig. „Und ich thu's! Von dieser — dieser" — es steht zu vermuten, das er „Bestie" sagen wollte, oder einen ähn-

lichen Kosenamen verfahrener Ehen, er sagte aber nur: „Von dieser — dieser Person werd ich mich nicht mehr lang martern lassen, ich nicht! Ich! Ich!“ Er ballte die Fäuste, „Ich geh durch! Das ganze Kramel laß ich liegen und stehen. Ich brauch die Hütten nicht. Ich geh wieder bauerndienen, steh mich zehnmal besser dabei. Und das thu' ich!“

Als er nachher wieder in die frische regnende Luft hinauskam, wurde der Entschluß wankend. Da hat er seine paar hundert Gulden hineingesteckt, ist ja alles zerlempert gewesen! Und jetzt soll er wie ein Bettelmann davongehen und ihr alles zurücklassen?

Bei einem zweiten Nachbar sprach er zu und dem wollte er alles anvertrauen.

„O mein lieber dummer Hiesel,“ sagte dieser Nachbar, „erspar dir den Atem, man weiß ja schon lang alles, wie es mit euch steht im Birkenbinderhäusel! Ich möcht nicht du sein, das muß ich schon sagen.“

„Verkaufen will ich das Gütel!“ rief der Hiesel.

„Das Gütel? Wieso? Was hat dir denn das Gütel gethan, das ist dir ja eh recht. Deine Alte solltest verkaufen. Die bringst aber nicht an. Nicht einmal beim Trödler. Auch nicht, wenn du draufzahlst. Da kannst schon machen, was du willst, die bleibt dir am Hals hängen, so lang du lebst! Solche Frauenzimmer sterben überhaupt nicht.“

„So weiß ich, was ich thu!“ sagte der arme Hiesel.

„Mein Gott, ich kann mir's denken,“ entgegnete der boshafte Mensch, „aufknüpfen wirst dich wollen. Das hilft aber auch nicht viel. Heißt's doch, daß christliche Eheleute,

wenn sie auseinandersterben, im Himmel wieder zusammenkommen."

Diesen Bauern hätte jetzt der Hiesel am liebsten niedergeschlagen. Zum Glück that er das nie oder höchst selten, was er wollte. Die einzige That seines Lebens war gewesen, als er da oben „zuwiheiratete" .... Jetzt fiel ihm manchmal auch ein, daß er gehört hätte, der Mensch solle nur aus Liebe heiraten und aus keinem andern Grund, sonst ginge es allemal schlecht aus. Auch einmal mühesam gelesen hatte er so etwas an einem regnerischen Sonntagnachmittag, hatte es aber nur so für eine Dichterweisheit gehalten. Und nun die schreckliche Wahrheit. Und gerade an ihm selbst! Kein Mensch auf der ganzen Welt ist so elend dran, als er, davon ist er fest überzeugt.

„Und das Zuwiderste," setzte der Nachbar noch bei, „das Zuwiderste an der ganzen Geschichte wär mir das Ausgelachtwerden!"

Der Hiesel ging weiter. Als die Nebel sich ein wenig hoben, sah er im Sunnhag sein Häusel stehen. Fast tröstend schaute es auf ihn herab. Über dem Schornstein war immer noch kein Rauch. Das liebe Vieh ist arm, wenn es sein gewohntes Futter nicht kriegt! Er muß doch wieder hinauf. Aber ein neuerlicher heftiger Regenguß jagte ihn in eine leerstehende Holzknechthütte. In der hatte er auch einmal etliche Wochen gewohnt. Es klebt sogar das Zeitungspapier noch im Fenster, das er damals in Ermanglung einer Glasscheibe angepappt hatte. In der Langweile hub er nun an, vom Fenster herab Zeitung zu lesen. Ein Mordprozeß. Ein Mensch hatte seine Frau abgefüttert und nachher durch eine ungeschickte Ausrede sich selbst verraten. — So dumm müßt einer halt nicht sein....

Als der Guß vorüber war, stieg er zwischen triefendem Jungwald bergan. Auffallend, so dachte er bei sich, ist's doch, daß die Thür immer versperrt ist und kein Rauch über dem Dach!

Wie, wenn ihnen etwas geschehen wäre, den beiden Schwestern! Daß sie nicht aufmachen, daß es so still ist im Häusel, wie ausgestorben! Fortgegangen können sie ja doch nicht sein, sie sind nirgends gesehen worden. Es können sie Räuber überfallen haben bei der Nacht! Warum er daran nicht gleich gedacht hatte? Es ist nicht anders und es ist heilig nicht anders, sie sind mausetot! — So leicht und flink waren ihm die Beine schon lange nicht mehr gewesen als jetzt, da er dem Gütel zueilte, seinem Gütel! Jetzt wirklich seinem Gütel, auf das er sich nun dieselbige anheiraten kann, die im Traum unter dem Hollerbusche gesessen! — Wenn sie gestorben ist, die Alte, das Begräbnis soll ihr nicht zu lumpig sein. Auch einen Grabstein soll sie haben — einen recht schweren.

Als er oben war und an der offenen Stallthür vorbeieilte, flog ein krustiger Melkstuhl heraus und klingend an seinen Kopf. Die Birkenbinderin war just beim Melken und äußerte sich nun dahin, daß dem sauberen Hiesel das noch gerade gefehlt hätte. Am hellen Werktag müßig herumzulungern, bei den Nachbarn schmarotzen und leutausrichten! Nun und dabei war der einfüßige Melkstuhl gesaust gekommen. — Der Mann taumelte an den Hausbrunnen hin, wusch sich Blut vom Kopfe und wankte dann in seine Heuhütte.

Als er am selben Abend nicht mehr vorkam und auch am nächsten Morgen nicht, huben die Schwestern untereinander an zu duscheln drinnen im Häusel. Wenn

der Melkstuhl ihn doch an einer unrechten Stelle getroffen hätte! Immer einer hält ja nichts aus. Ist ja soviel eine Letfeigen (Weichling), dieser Mensch! „Ich geh nicht hinaus!“ sagte die Birkenbinderin.

„Muß halt ich schauen gehen, was ihm fehlt!“ sprach die Schwester, nahm den Suppentopf und einen Löffel und ging in die Heuhütte. Nach kurzer Zeit kam sie wieder zurück und berichtete, daß er im Heu liege wie „abgestochen“ und daß er sich nicht rühre. Zur selben Stunde kam der Gemeindebote mit der Botschaft: „Die Deiche fangen wieder an! Der Birkenbinder soll eilends mit dem Krampen gehen. Von jedem Haus muß einer gehen, so lang's noch nicht zu spät ist wie vor drei Jahren, wo die Deiche ausgebrochen sind, das ganze Thal überschwemmt haben und die Knechte ertrunken sind. Der Birkenbinder soll geschwind mitkommen.“

„Er ist jetzt nicht da,“ sagte das Weib, „wenn er heimkommt, will ich ihm's schon sagen.“

„Nichts da, wenn er heimkommt! Das Wasser wartet nicht aufs wenn er heimkommt! So muß wer anderer gehen. Wo kein Mannsbild ist, muß ein Weibsbild gehen. Der Deichhauptmann ist höllisch streng, ich sag es euch! Wer nicht kommt, wird eingesperrt und bockfäustengespannt! Im Wirtshaus hockens all beisammen, sagt der Deichhauptmann, da haben sie Zeit, aber wo eine Gefahr ist, da drucken sie sich. Marsch auf, Bäuerin, mit dem Krampen!“

„Ja, mein Gott und Herr!“ jammerte sie, „da muß ich doch meinen Mann suchen gehen!“ Sie ging in den Heustadel. Im Halbdunkel sah sie ihn liegen an der Wand,

halb mit Heu zugedeckt. „Hiesel!“ flüsterte sie. Nichts. „Hiesel!“ rief sie lauter. Auch noch nichts. „Um des Himmelswillen, Hiesel, ist dir was?“ fragte sie hin, ganz weichmütig. Da bewegte sich der Kopf und knurrte ein wenig. „Wirst doch nicht krank sein, Hiesel?“ sprach sie gütig.

„Kopfweh,“ stöhnte er.

„Aber geh! Kopfweh! Aber na! Weißt, Mann, das macht der Heudunst. Mußt aufstehen, in der frischen Luft wird's schon besser werden.“

Wer ist denn das? Ist das wirklich seine Alte? Ist sie's wirklich? Da schau man her, wenn der Mensch Not leidet, da ist sie erst noch gut ....

„Mein liebes Weib,“ sagte er. „Weiß der Teuxel! sehen thu' ich nichts.“

„Sehen thust nichts? Natürlich, weil's finster ist im Stadel. Draußen scheint die Sonne, da wirst schon was sehen. Unten beim Wasser, weißt, wo die Leut heute arbeiten, da machst dir kalte Umschläge. Und jetzt geh und iß eine warme Suppen.“

Und als der Hiesel, ganz gerührt über so viel unerwartete Liebe, herausgetaumelt war, da sah sie es, sein Kopf war so groß wie ein Milchzuber, die Augen waren so verschwollen, daß sie nicht anders wie zwei verwachsene Narben aussahen zwischen den roten Wulsten. Als das Weib merkte, bei ihm wäre es heute nichts mit dem Krampen, da schlug der Wind rasch um und sie hub an mit breitem Mund zu zetern über solch eine Jammergestalt, Mannsbild genannt. „Stromert so ein Taugenichts die ganz Wochen in der Gegend um, Leut ausrichten. Und

nachher, wenn er einmal was leisten soll, da macht er sich krank! Ist das ein Mann? Das ist gar kein Mann! Das ist ein altes Spitalweib! Mööh! wie er schaut!" Und sie schnitt ihm ein Gesicht, das allerdings bei den vorhandenen Mitteln noch viel häßlicher ausfiel, als das verschwollene am Mannsbild. Mittlerweile kam der Gemeindediener noch einmal dahergestapft und da er die Unfähigkeit des Mannes augenscheinlich vor sich hatte, schleuderte er mit einiger Gewalt dem Weibe den Krampen zu, zerrte sie mit sich hinab in die Schluchten, wo die drohenden Deiche lagen und schon viele Leute arbeiteten, um den Dammbruch zu verhüten.

Der Hiesel saß am Tische, legte die gefalteten Hände vor sich hin und wackelte mit dem riesigen Kopfe.

Er erinnerte sich an die Deichbrüche vor drei Jahren, damals war er dabei gewesen. Zuerst brach der obere, dann mit schrecklicher Gewalt der andere, die Arbeiter versuchten, sich an die Berghänge zu retten, aber drei Knechte und eine alte Magd wurden mit fortgerissen und später weit draußen im verheerten Thale unter Schutt und Schlamm aufgefunden. Die Deiche waren zur Zeit des Regens oder der Lawinenbrüche der Schrecken der Gegend.

Den ganzen Tag saß der Hiesel so da und grübelte darüber nach, was denn eigentlich schlimmer sei, die brechenden Deiche oder die fliegenden Melkstühle. Gegen Abend wurde sein Kopf kleiner und die Augen gingen ein wenig auf. Er schaute zum Fensterlein hinaus, ob das Weib nicht etwa doch heimkomme. Als die alte Schwester am Herd das Abendfeuer machte, sagte zu ihr der Hiesel: „Schwägerin, ich weiß mir nicht mehr zu helfen.

So viel Angst! Thun wir einen Rosenkranz beten für mein Weib!"

Sie knieten an den Tisch hin und beteten laut den Rosenkranz, die Magd drauf hin, daß die Schwester glücklich heimkommen möge, der Hiesel darauf hin, daß — daß es anders werde. Aber plötzlich fiel es ihm ein: „Was sind das für Gedanken? Ein schlechter Kerl bist worden, Hiesel! Aber — kannst was dafür? Sie hat dich dazu gemacht. Wenn's noch lange so fortgeht, kannst noch viel schlechter werden. Heute bittest den Herrgott bloß um Befreiung, morgen ist's vielleicht schon so weit, daß du ihm dazu ein wenig Handlangerdienste leistest .... da ist's wohl gescheiter, du laufst bei Zeiten davon, so weit dich deine Füße tragen „und pfeifst auf dieses verfluchte und vermaledeite Birkenbinderhäusel!" Die letzteren Worte rief er laut mitten ins Gebet hinein, so daß die Schwägerin aufzuckte. Just noch wollte sie ihm einen Verweis geben ob seines gottlosen Betens, da kreischte sie hell: „Die Schwester!" Über die Wiese herauf kam die Birkenbinderin. Sie trug auf der Achsel den Krampen, sie hatte ein sehr rotes Gesicht, sie machte große Schritte, sie kam rasch näher. Der Hiesel erraffte vom Nagel Rock und Hut und eilte zur Thür hinaus.

Das war gewesen vor einem Jahr im Herbst. Seit jener Abendstunde ist der Hiesel nicht mehr gesehen worden im Birkenbinderhäusel. Auch nicht bei den Nachbarn. Draußen im Dorfe vor dem Schulhause, wo er einmal Holz gehackt hatte und hinausgeworfen worden war, soll er noch gestanden sein, spät abends im Mondenschein. Dann nichts mehr von ihm, bis auf den heutigen Tag.

Wenn man die Birkenbinderin fragt, wo denn ihr

Mann alleweil wäre, so zuckt sie die spitzen Achseln, zieht den zahnlosen Mund auseinander und sagt: „Was fragst mich? Ich geh den Lumpen nicht suchen."

Und also endet nach der besseren Singart das Lied vom „Zuwiheiraten", wenn einer das Gütel liebt und nicht das Weib.



O schönes Waidmannsleben!

Viele alte Märchen und neue Geschichten von Wildschützen sind erzählt worden. Von den unheimlichsten eine ist die folgende. Nicht etwa weil in ihr Rachelust, Mordgier, Suchkugeln oder andere Teufelsränke vorgehen, als vielmehr, weil sie durch einen folgerichtigen Vorgang zeigt, daß unter Umständen auch die Menschenliebe und Barmherzigkeit an den Abgrund des Verderbens führen kann.

In den Gebirgen von Holdenschlag, dessen Jagdreviere einem polnischen Grafen gehören, hatte der gräfliche Forstverwalter einen Revierjäger aufgenommen, einen jungen, hübschen, treuherzigen Menschen, der auf Grund dieser Anstellung auch sofort seine Herzliebste zur Eheliebsten machte und also, obschon armer Leute Kind, wohlbestallt einer schönen Zukunft entgegenlebte. Sein Name war Nikolaus Hallner. Ich erinnere mich noch recht gut der Zeit, da Nikolaus als blasses Bürschchen mit dem keimenden pechschwarzen Schnurrbärtlein dem Gymnasium entlaufen war, der vierten Klasse glaube ich, und zu den Förstern und Jagdbesitzern des Landes herum hausieren ging um eine Jagdgehilfenstelle. Dem Walde wollte er leben, dem Walde dichtete er Lieder. Das war ihm hinderlich — dichtende Jäger, das wäre so was! Als er sich den

Fehler abgewöhnt hatte, fand er bald auch die Stelle in den gräflichen Revieren. Nikolaus Hallner war und blieb aber ein grüblerischer Bursche, er war glücklich, er fühlte sein Glück, aber er traute ihm nicht. Seine Mutter hatte ihm nichts gesagt, sie war nur ernsthaft, ja oft traurig gewesen, wenn sie ihre Hand auf sein Haupt gelegt und ihm ins gute Auge geblickt. Aber andere hatten es ihm schon in der frühen Jugend erzählt, daß seine Taufpatin, eine alte, geheimnisvolle und kluge Frau, ihm kein glückliches Leben prophezeit hätte. Der kleine Nikolaus war nämlich geboren an einem Quatemberfreitag, während einer Sonnenfinsternis, und daß solches einen unguten Lebenslauf bedeutet, hatten schon vor alten Zeiten die Leute gewußt. Das also ging dem dummen Jungen nach, und wenn er darüber manchmal mit seinem frohen Weibe sprach, und daß es mit ihm plötzlich einmal eine schlimme Wendung nehmen könne, lachte sie und sagte: „Ich weiß nicht, daß du so ungereimt denken kannst, Nikolaus! Du bist ja gut, du thust ja stets das Rechte, wie soll es da eine schlimme Wendung nehmen?“

Darauf schwieg er und war doch immer nachdenklich.

Und nun ereignete es sich an einem Herbstabende, als er wie gewöhnlich in die Wälder hinaufging. „O schönes Waidmannsleben!“ sang er heute, denn der grüne Wald machte ihn hochgemut. Ein Kohlenbrenner, dem er begegnete, wunderte sich. Singende Jäger hatte er noch nicht gesehen.

„Du verscheuchst dir ja die Hirschen mit deinem schönen Gesang, und die Wildschützen!“ so sagte der Kohlenbrenner und verriet ihm, daß oben im Dickicht ein Wilderer umschleiche. Da ward der Jäger mäuschenstill.

In den Bäumen hing nasser Nebel, es begann zu dunkeln, da sah der Jäger einen aufgeschreckten Hirschen über den Schlag setzen, daß das dürre Reisig krachte. In demselben Augenblick fiel ein Schuß, aber der Hirsch fiel nicht, und dort unter dem alten Ahorn stand der Wilderer. Er war im Gesichte geschwärzt, er wollte fliehen, aber der Hallner hob gegen ihn das Rohr und spannte den Hahn. Der Wildschütz wußte wohl, daß selbst mit den flinkesten Beinen der Kugel nicht zu entkommen ist. Vor Schreck knickten ihm die Knie ein, das entladene Gewehr ließ er auf das Moos fallen. Der Hallner trat rasch hinzu, hob das Gewehr auf und sagte: „Schmied-Franzel, wo hast du diesen schönen Stutzen her? Magst ihn wohl wieder über die Achsel nehmen, wir zwei bleiben heute bei einander, du gehst voraus, ich hinten nach — wir gehen zum Pfleger!"

„Der Teufel soll's holen!" knurrte der andere. „Daß du mich jetzt derwischen mußt, und gleich derkennen. Ist denn kein Ruß mehr da?" Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, sie war sofort kohlschwarz.

„Dein Farbeln hilft dir freilich nicht," sagte Hallner, „unter dem bißel Ruß wird man doch einen alten Schulkameraden erkennen?"

„Gefreut mich wohl," versetzte nun der Wildschütz, „daß du's noch nicht vergessen hast. Wir sind alleweil gut gewesen miteinander, aber jetzt hast es halt weiter gebracht als ich und jetzt bist mir obenauf. Ich kann nichts leugnen und kann dir nicht auskommen. Wenn du anstatt meiner in so einem Malär thätest sitzen, aus alter Freundschaft ließe ich dich laufen, wie du mich laufen laßt."

„Ich dich laufen lassen?" entgegnete der Jäger. „Weißt,

mein lieber Franzel, ich will bei meinem Herrn das Brot nicht allein essen, ich will mir's auch verdienen."

„Unsereiner wär halt auch froh, wenn er ein Brot zu essen hätt. Ein Schock Kinder!"

„Was ist dir denn eingefallen!" sagte der Jäger, „daß du jetzt auf den Hirschen ausgehst! Bist ja sonst ein braver Mensch, hast dir beim Amboß alleweil deine Sachen verdient. Daß du das Arbeiten mit der Wilderei vertauscht hast!"

„Arbeiten!" lachte der Schütze heiser auf. „Wenn einer nicht darf! Wenn's verboten ist! Wenn sie einem die Glieder abschlagen! Du hast ja gehört, daß alles strikt. Alle Schmiede und Eisenarbeiter im ganzen Thal und in den Fabriken. Mein Herr hätt mir ja den doppelten Taglohn gegeben, wir haben jetzt viel in Akkord. Aber man darf ja nicht, haben ein Jurament darauf müssen ablegen, all in unserem Verein, daß wir in Monatsfrist keinen Hammer anrühren. Strikgelder sind uns versprochen worden, aus Engelland, aber nicht gekommen. Vier kleine Kinder, sie werden schon hundsmager und ganz grün im Gesicht. Mein Weib will schier wahnsinnig werden. Was willst denn machen, denk ich, und nimm den alten Stutzen, den ich vor paar Jahren für eine Geldschuld hab nehmen müssen. Probier ihn einmal! hab ich mir gedacht. Und bin herauf in den Wald. So ist's und nicht anders. Fluchen möcht ich! Schau, alter Kamerad, das Gewehr sollst dir behalten, aber mich laß aus, ich bitt dich gar schön. Es soll das erste und das letzte Mal gewesen sein heute. Nimmer, gewiß nimmer! Nur das mal laß mich laufen. Hast du nicht auch Weib und Kind? Ja? Na, dann weißt es."

Der Jäger schaute den Wildschützen an. Das Herz that ihm weh und er dachte nach. — Was ist jetzt recht? Soll ich den armen Teufel einführen, die ganze Familie zu Grunde richten? Oder soll ich eine dienstliche Untreue begehen? Was soll ich thun? Was ist recht? Eine kleine Dienstnachlässigkeit, weiter ist's ja nichts. Wer hat denn einen Schaden davon? Mein Graf? Der Hirsch ist ja nicht geschossen, der lauft noch um. Ich? Mir gehört doch der schöne Stutzen, dafür ist der Mann gestraft genug. — Ich verantworte es.

„Weißt du was, Franzel," sagte er dann, dieweilen er den Gewehrlauf zu Boden senkte, „ich will dich laufen lassen, das einemal, aber — du mußt mir versprechen, es niemandem zu sagen, du mußt es mir heilig versprechen. Kein Mensch darf wissen, was wir zwei dahier bei dem Lärchbaum für einen Handel gehabt haben. Wirst Mund halten, Franz?"

„Da müßt einer ja der größte Narr sein, wenn man so was wollt ausschwatzen!" sagte der andere.

„Und versprichst mir's, daß du nimmer ausgehen wirst mit der Bichsen? An deiner Stelle wollte ich doch lieber zum Hammer greifen, und wenn sie mir zehnmal die Glieder bläuen, alles lieber als ein Verbrecher werden. Schau, sei gescheit."

So redete er dem Schmied zu, dieser neigte nur immer mit dem Kopf: „Du hast wohl recht, Jäger, du meinst mir's gut. Das werd ich dir mein Lebtag nicht vergessen."

„Also geh in Gottesnamen!"

Dergestalt sind sie auseinandergekommen, der Jäger und der Wildschütz, an jenem Herbstabende. Der Schmied

hatte sich hernach beim Bache in der Schlucht gewaschen und war am anderen Tage wieder ein ehrlicher Mensch. Hallner hat in derselben Nacht nicht schlecht geschlafen. Zweimal erwachte er aber doch und da sagte er bei sich: So ist's recht gewesen.

Auch sonst sah es nicht danach aus beim Nikolaus Hallner, als ob der Quatemberfreitag mit seiner Sonnenfinsternis einen üblen Einfluß nehmen könnte. Er stieg vom Jagdgehilfen zum Jäger, sehr bald zum Oberjäger, er bezog das hübsche Jagdhaus in der oberen Ringau, welches ihm sein munteres Weibchen, sowie zwei frische Büblein und ein gelbhaariges Mägdlein bald beleben halfen. Er fühlte sich das ganze Jahr über als Herr, denn der sonst gestrenge Forstverwalter saß immer in der Kanzlei und ließ Wald Wald sein. Nur zur Jagdzeit, wenn der Graf vorhanden war, mußte sich Hallner etwas tief bücken, sich das barsche „du" von ihm gefallen lassen und hübsch demütig handküssen. Das ging bald vorüber, der Graf zog in seine Stadtpaläste und in den weiten Wäldern war wieder der Jäger Graf.

In der Notariatskanzlei zu Holdenschlag saß das Lohnschreiberlein Randl, ein Mann ohne Bart, man merkte nicht, war er jung oder schon ältlich. Dem that es heimlich gar nicht wohl, daß es dem Nikolaus Hallner so gut ging. Er hatte sich einst um das Mädel beworben, das nun Frau Oberjägerin war. Mancher wird sich's denken können, welche Gefühle Herr Randl also für den Oberjäger hegte. Saßen nun einmal etliche im Wirtshause beisammen, redeten über dies und das und auch über den Jäger Hallner. Saß auch der Randl da und warf so nebenhin allerhand grüngelbe Lichter auf den abwesenden

Jäger: Da sei es leicht emporkommen, wenn man seine einflußreichen Freunde habe; da sei es leicht, ein schönes Weib kriegen, wenn die Verführung spiele. Es sei aber schade ums Mädel, Jäger hätten ja kein Herz, sie hätten nur ein Herz für Hirsche und Rehe, aber für Menschen nicht. — Und als das Schreiberlein dermaßen Mißgunst sprudelte, da sagte der Schmied-Franzel, der auch dasaß, und zwar heute, an seinem Namenstage, schon beim zweiten Glase: „Das ist schon auch nicht wahr. Der Hallner hat wohl ein Herz für die Leut, der Hallner, das ist ein guter Mensch!“

„Ja, wer's glaubt!“ sagte der Randl.

„Ich brauch's nicht zu glauben, ich weiß es,“ gab der Schmied zurück, und in Herzenseifer setzte er leise bei: „Ich thäte heut kaum dasitzen, mein Lieber, wenn der Hallner nicht der Mensch wär, der auch für arme Leut ein Herz hat. Vor fünf Jahren oben in den Lärchen wie er mich erwischt hat mit der Bichsen! Wenn du mir versprichst, daß du es nimmer thust, hat er gesagt, so laß ich dich laufen. Das thut nicht jeder, mein Freund! die Jager sind Höllsjaggra. Aber der Hallner ist doch mehr Christenmensch als Jager und gegen den laß ich nichts aufkommen, hörst!“

Der Randl hörte es freilich, sagte aber nichts darauf als: „So, so! Laufen lassen hat er dich! Laufen lassen thut er die Wildschützen, der Herr Oberjäger! So, so!“

Der Schmied trank sein Glás aus und stand auf. An der Thür kehrte er noch einmal um und sagte zum Randl: „Was ich dir gesagt hab, vorher, vom Hallner, es bleibt unter uns, gelt?“

„Natürlich, versteht sich!“ darauf der andere.

Etliche Tage später sah man den Schreiber Randl gegen das Schloß hinaufgehen, welches auf dem kahlen Steinbühel steht, hinter dem Teiche. Dem Herrn gräflichen Forstverwalter fragte er nach. Der saß in seiner Kanzlei, war aber nicht bei gutem Humor. Die Holzkohlen sinken im Preis, die Waldknechte wollen mehr Lohn. Die Holzdiebe mehren sich, auch die Wildschützen! In der Schonzeit ist eine Rehgeiß niedergebrannt worden, und solch ein unerhörter Frevel soll einen nicht wild machen? „Was wünschen Sie, Randl?“

„Herr Verwalter, verzeihen schon,“ sagte der Angeredete und stand recht demütig da. „Ich kann diese Wirtschaft nicht mehr mit ansehen, ich kann nicht. Der Herr Verwalter geben sich alle Mühe, das Gut zu heben, die Forstzustände zu bessern, das Jagdrevier, welches immer eines der besten gewesen, reich, erträglich zu machen. Und andere arbeiten Ihnen entgegen, versehen gewissenlos ihren Dienst und bringen alles zu Schaden. Ich kann's nicht mehr ansehen.“

Der Forstverwalter schaute den Randl scharf an: „Was kümmert das Sie?“

„Mein Gott, nein, Herr Verwalter, aber ich kann's nicht mehr mit ansehen. Schon in den Wirtshäusern spricht man davon.“

„Wissen Sie etwas? So reden Sie!“

„Nicht, daß ich jemanden verschwärzen wollt, durchaus nicht, Herr Verwalter. Ich sag nur immer, alles was recht ist. Auf Ihren Oberjäger sollten Sie aufpassen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich will nichts gesagt haben, Herr Verwalter. Ich möchte niemanden ins Unglück bringen, Gott nein! Jeder

Mensch soll auf sich selber schauen. Ich habe nur gemeint. Ist ja weiter nichts Schlechtes zu sagen, über den Hallner. Jeder Mensch schaut zuerst auf sich selber."

Sprang der Forstverwalter jetzt auf und rief: „Was soll das Herumreden! Was wissen Sie vom Hallner?"

„Mein Gott, wissen! Mit den Wildschützen hält er's. Laufen läßt er sie!"

„Der Hallner? Das ist nicht wahr!"

„So was sagt man nicht, Herr Verwalter, wenn man nicht beweisen kann. Wann es gefällig ist, will ich sie bringen, meine Zeugen."

„Ich fordere es, Randl, ich lasse meine Leute nicht verdächtigen, merken Sie sich das!"

So der Verwalter. Jener ging hin. Der Schmied-Franz wollte von allem nichts wahr haben, er habe nichts gesagt, er habe einen Rausch gehabt und wisse nicht, was dummes Zeug er geschwätzt. Andere aber wußten es schon recht gut und so hat der Schreiber Randl seine Zeugen erbracht.

Einen Tag später wurde der Oberjäger ins Schloß gerufen.

„Wir haben halbjährige Kündigungszeit, nicht wahr Hallner?" so redete ihn der Forstverwalter an.

„Kündigungszeit? Ich glaube, ein halbes Jahr, ich weiß es nicht einmal," antwortete der Oberjäger arglos.

„Somit können Sie sich eine andere Stelle suchen vom November ab. Bei uns sind Sie entlassen."

Hallner glaubte schlecht verstanden zu haben, der Verwalter mußte es wiederholen. Da schaute der Jäger verwundert drein. Endlich fragte er, fast tonlos that er's, nach dem Grunde der Kündigung.

„Ich bitte Sie, den wissen Sie ja,“ sagte der Verwalter, „mir war es lange unerklärlich, weshalb in unseren Revieren das Wildererwesen so überhand nimmt.“

„Das nimmt nicht überhand, Herr Verwalter. Nie hat es in dieser Gegend weniger Wildschützen gegeben, als jetzt, das wird mir jeder bestätigen können. Sie selbst haben es noch im vorigen Herbst gesagt.“

„Nie weniger Wildschützen! Selber werden sie sich nicht anzeigen!“ lachte der Verwalter. „Wenn man sie ohne weiteres laufen läßt, wird freilich keiner zu Protokoll kommen.“

Hallner schwieg ein wenig, dann sagte er kleinlaut und stotternd: „Jetzt fällt's mir wohl ein. Des Schmiedes wegen ist's. Herr Verwalter, ich leugne es nicht. Vor einigen Jahren. Ich war noch Neuling. Oben in den Lärchen. Ein armer Teufel. Er hatte nichts geschossen, ich habe ihm das Gewehr weggenommen, es hängt heute noch im Jagdhause. Ich habe unrecht gethan, daß ich ihn nicht einführte, aber der Schelm hat mich zu sehr gedauert. Ein Holdenschlager Schmied war's. Im Strike durfte er nicht arbeiten, seine Genossen hatten ihm mit Gewalt gedroht, wenn er arbeite. Und eine große Familie daheim, hungernde Kinder, Herr Verwalter. So arme Leute!“

„Pah, Millionär wird der Wildschütz selten sein. Sie können ins Kloster gehen und ein barmherziger Bruder werden. Zum Jäger taugen Sie nicht. Danken Sie es Ihrer sonstigen Unbescholtenheit, daß ich Ihnen nicht den Prozeß mache, ob Ihrer Pflichtvergessenheit. Thut mir leid, daß Sie so tief gesunken sind, Hallner, habe Sie immer für einen verläßlichen Mann gehalten. Der halbjährige

Gehalt geht Ihnen heute noch zu. Ist gut, wir zwei sind fertig."

Wie traurig ist er hinübergegangen gegen das Jagdhaus in der Ringau! — Herzlos, herzlos! dachte er bei sich. Es handelt sich um Rehe und Hirsche, es handelt sich um hoher Herren Jagdvergnügen, da giebt's kein Erbarmen mit armen Menschen . . . .

Seinem Weibe sagte er noch nichts von der Entlassung, aber eilends schrieb er an den Grafen, legte ihm die ganze Thatsache offen dar und bat um Gnade, für alle Zukunft größte Gewissenhaftigkeit versprechend.

Bei einer Begegnung auf der Gasse rief der Verwalter dem Schreiber Randl zu: „Sie haben mir einen Dienst geleistet, Randl. Schade, daß Sie mit der Flinte nicht umgehen können."

„Ich mit der Flinte nicht, Herr Verwalter? Wer weiß es!"

„Kommen Sie einmal zu mir aufs Schloß."

Es verstrichen die Wochen. Dem Weibe des Hallner fiel es auf, daß ihr Mann nicht mehr mit dem Gewehre ausging. Er wartete noch immer auf einen gnädigen Bescheid vom Grafen. Der kam aber nicht und der Forstverwalter ließ ihm sagen, wenn er binnen acht Tagen das Jagdhaus nicht räume, so würde er etwas Unangenehmes erleben. Da hat er seinem Weibe von der Sonnenfinsternis am Quatembertage gesprochen, unter der er zum Unglück geboren worden, und hat ihr alles mitgeteilt. Sie fand zu seiner Beruhigung das Unglück nicht so groß. „Die Jägerei ist ohnehin ein windiges Handwerk. Du bist stark, im Holdenschlager Eisenwerk nehmen sie, wie man hört, wieder Arbeiter auf. Mach dir nichts daraus,

wir nehmen eine Wohnung im Dorfe, da sind wir mit den Kindern auch näher der Schule. Ich kann nähen. Und die Geburtstags-Sonnenfinsternis macht uns noch lange nichts."

Sie zogen ins Dorf. Für ein glücklich liebend Paar war die Hütte, die sie fanden, freilich groß genug, aber durch das schlechte Dach sickerte der Regen auf das Stroh der Kinderbettlein.

Als Hallner in der neubezogenen Kammer über dem Tische an der Wand das Crucifix befestigte, hielt er damit plötzlich inne, blickte eine Weile auf das Kreuz und murmelte dann: „Ich kann's nicht verstehen."

„Was kannst du nicht verstehen, Nikolaus?" fragte ihn sein Weib, welches auf der Bank einen Kinderschuh flickte.

„Daß es so arg soll gefehlt gewesen sein, damals. In einem solchen Falle wäre es Christenpflicht, hatte ich gemeint. Und nun diese harte Buß."

„Hart ist sie wohl," sagte das Weib, „aber auf der Welt geht's halt manchmal so."

„Sag mir's noch einmal, Katharina, habe ich wirklich recht gethan, damals, daß ich den Schmied ziehen ließ? Sag mir's alle Tage vor, ich werde immer einmal schier kleinmütig."

„Vor Gott hast du recht gethan, es kann nicht anders sein. Die harte Buß wendet sich zum Guten, wirst es schon sehen."

So sprach sie, die hochgemute Trösterin, und da ward er wohl getröstet. Bald bekam er Arbeit im Eisenwerk, aber nur für halbe Nachtschichten, denn die Bestellungen hatten nachgelassen. Nähen konnte das Weib freilich, aber

nicht lange, so begann sie zu kränkeln, weil ihr nach der frischen Waldluft die dumpfe Kammer nicht wohlbekam.

Eines Abends, als die Kinder schon schliefen, der Nikolaus aber im Eisenwerke war, trat der Schreiber Randl ein. Er war sehr artig, nahm sie bei der Hand, schaute sie besorgt an und meinte, ihr Aussehen wäre nicht das beste. Aber sie möchte nicht verzagt sein, sie hätte einen alten Freund, der ihrer nicht vergessen könne. Er verdiene sich jetzt mehr als früher, er sei Jäger geworden, wenn auch nicht Oberjäger, aber die Bäume wüchsen von unten hinauf. — Sie sagte nichts darauf, als daß sie ihn schon hinaus auf die Gasse bitten müsse, weil sie die Thüre zusperre. Das könne sie ja auch, wenn er drinnen bleibe, war seine Meinung. Da rief sie durch das Fenster zu einer Nachbarin hinüber, ob sie heute nicht kommen wolle mit ihrem Spinnrad, es wäre just ein rechter Abend zum Plaudern.

Daraus sah nun der Randl sonnenklar, daß seine freundschaftlichen Anerbieten nicht gewürdigt würden, er drehte sich einmal sachte um sich selber, und ging dann langsam davon.

Das war eine der letzten Nächte, in welchen der Nikolaus im Eisenwerke arbeitete. Bald darauf wurde er mit mehreren anderen Arbeitern, die auch erst vor kurzem eingetreten waren, entlassen. Auch das wollte er seinem Weibe wieder nicht sagen. Er ging so herum in der Gegend, scheinbar ganz behaglich schlenderte er wie Einer, der sich gut geschehen lassen kann und nichts zu arbeiten braucht. Er ging gegen Abend wie gewöhnlich hinaus gegen die Eisenhämmer, aber er bog bald wegsab in den Wald und als der Mond aufstieg, holte er aus einer

Felsenkluft hinter Büschen seine Flinte hervor. — O schönes Waidmannsleben! . . . .

Oder sollte er seine Familie verderben lassen? Ihm war's ein Leichtes, auf altbekannten Schlichen einen Rehbock zu erlegen. Es geschah einmal, er zerlegte das Wild, trug das Fleisch stückweise heim. Sein Weib schaute ihm angstvoll ins Gesicht, das verdroß ihn baß, er sagte unwirsch, so viel Umgang mit Jägern würde er wohl noch haben dürfen, um ein Stück Wildbret zu erstehen.

Nach drei Wochen ging er ein zweitesmal aus in der Nacht. Es war ein nebeliges Herbstwetter, an den Bäumen fielen Tropfen nieder von Ast zu Ast. Kein Vogel, kein Lüftchen, so still, daß man die Hirsche hätte können äsen hören auf dem Grasanger, jenseits der Schlucht. Nikolaus Hallner ging langsam zwischen den Lärchen hinan. Unter einem alten Lärchenstamm, auf dessen rissiger Rinde alle Geschicke der Waldbewohner eingemeißelt zu sein schienen, blieb er stehen und hielt sein Gewehr bereit. Nach Mitternacht ging der Mond auf. Alles Wesen schien zu ruhen, nur die Äsenden kamen herauf, man hörte ihre trägen Tritte. Zwischen das Gestämme durch spähte des Schützen scharfes Auge. Er legte das Gewehr an, ein Blitz, und das Tier stürzte zusammen. Ein zweiter Blitz aus dem nahen Dickicht, der Nikolaus that einen dumpfen Schrei, machte ein paar Sprünge und taumelte hin . . . .

Am frühen Morgen, ein Sonntag war's, haben ihn Kirchengänger gefunden. Er lebte noch, er preßte die Hand zur Faust gekrampft an die Rippen der rechten Seite. Die Wunde dort, er hatte sie mit dem weichen Filze seines Hutes verstopfen wollen, aber das Blut träufelte stetig auf das Moos und der Arm sank kraftlos hin. Dann

kamen noch mehr Leute zusammen, darunter auch der Schmied Franz. Der hub zu schreien an, als er den Hallner liegen sah in seinem Blut. Denn er wußte vieles und er ahnte alles: „Zuerst abgedankt. Jetzt erschossen! Verdorben, weil er Barmherzigkeit gehabt hat! Hätt er denn kein Christ sein sollen? Und ich kann dir nicht helfen! Kann denn niemand helfen? Kann's denn sein, daß dieser gute Mensch hier versterben soll? O schrecklicher Gott!"

Der Sterbende tastete nach der Hand des Schmiedes, mit verglastem Aug' starrte er ihn an und hauchte ein Wort, das nicht mehr verstanden worden ist . . . .

Als sie ihn an dem Abend des nächsten Tages in die Grube senkten, ist nichts geläutet worden und nichts gebetet. Sein Weib ist drei Schritte vom Grabe gestanden und hat mit einem blassen, harten, thränenlosen Gesichte gegen Himmel geschaut. Der war umzogen von lehmgrauen Wolken, die niederhingen auf die Berge. Das Weib starrte fragend hin. Der Himmel schwieg. — Als die Grube zugeschüttet war, wollte eine alte Frau das übliche Holzkreuz stecken auf den Hügel. Die Witwe trat hin, nahm ihr das Kreuz aus der Hand und trug es mit sich. Als sie über den Steg des Baches ging, warf sie es ins Wasser.



Das Kreuz an der Stiegel.

Mancher Mensch weiß nicht, was er alles im Kopfe hat. Es steht in irgend einem Winkel ein Trühelein mit Großvaters oder Urgroßvaters Hausrat. Es ist, als ob wir das Gehirn des Großvaters in unserem Kopfe hätten, nur daß es sorgfältig gewaschen und ausgebügelt worden. Trotzdem ist hie und da ein ganz blasses Mal, ein ganz feines Fältchen zurückgeblieben von den Eindrücken längst vergangener Zeiten. Es ist wunderlich beschaffen mit dem Inhalte eines Menschenhauptes.

Weiß ich ein Geschichtlein zu erzählen, welches hiehergehört. Wahr wird's wohl sein, denn wie könnte ich's aus dem Kopfe herausschreiben, wenn's nicht drinnen wäre!

In den ersten Jahren meines Lebens bin ich natürlich viel auf dem grünen Anger, wo die Maßliebchen stehen, herumgesprungen oder habe zu den Fenstern des Vaterhauses hinausgeguckt. Die starrenden Fichtenbäume und die weiten Berge, die ringsum standen, habe ich zwar nicht gesehen, wohl aber die Meisen und die Finken, die auf den Wipfeln waren und die weißen Kühe und die schwarzen Schafe, die an den Hängen herumstiegen. Dann habe ich auch noch gesehen eine alte graubemooste Thorsäule, die

drüben am Angerthor stand, durch das der Weg ins Thal hinausführte. Diese Thorsäule stand etwas schief, war schon so verwittert, daß der Kopf nur mehr in stumpfen Splittern aufragte. Wenn ich sie sah, mußte ich immer an die Ahnel (meines Vaters Mutter) denken oder an einen heißen Sommernachmittag mit aufsteigenden Wetterwolken. Warum gerade diese Vorstellungen damit verbunden waren, weiß ich nicht. Dann sah ich am oberen Rande des Angers, neben dem Zaun das Bildstöckel, wir nannten es „das Kreuz", weil im Holzkästlein an der Säule das Bild des gekreuzigten Heilandes war. Letzteres eine bunte Glasmalerei: auf kanarigelbem Grunde das rote Kreuz, an beiden Seiten oben Rosen und am unteren Rande die Stadt Jerusalem. Für mich hatte dieses Bildnis schon auch deshalb einen geheimnisvollen Reiz, weil mein Kinderleiblein nicht hinaufragte, um es ordentlich betrachten zu können; und als ich nach und nach so hoch emporgewachsen war, daß meine Nase über die untere Kante des Holzkästleins ging, da war das Bild in Scherben, das rückwärtige Holz starrte hervor, nur in den Rahmenecken stak noch manches Stück Glas mit einem Kreuzarm oder einem roten Zwiebelturm der Jerusalemstadt.

Und endlich sah ich in jenen fernen Tagen ein zweites, großes Kreuzbild. Dasselbe stand am unteren Zaunrande des Hausangers, neben der „Stiegel", wo man vermittelst eines durchgezogenen Brettes über den Zaun steigen konnte, wenn man das unweit stehende schwere und widerspenstige Thor nicht aufmachen wollte. Jeder, der des Steiges kam und über die Stiegel stieg, schlug vor dem großen Holzkreuz ein kleines Kreuz über sein Gesicht, wie es der Brauch ist bei mir daheim. Vom Stubenfenster aus war das Kreuz

sehr gut zu sehen, das unten, etwa zehn Klafter vom Hause entfernt, an der Zaunstiegel stand. Es war so hoch wie etwa zwei Männer übereinander, hatte ein zweiflügeliges Bretterdach und rückwärts eine Verschalung, die bis zur Mitte der Säule herabging und die mich ihrer Form halber immer an den „Meßrock“ eines Priesters erinnerte. Oft bin ich vor dieser Bildsäule gestanden. Auf dem Kreuze war ein fast lebensgroßer weißer Christus, über dessen Haupt die nach einer Seite ausgezackte Tafel mit der Inschrift I. N. R. I., und an dessen Fuß ein schwerer roter Eisennagel, der an einem Kettlein hing. Der Christus hatte das Haupt nach der rechten Seite gesenkt, er schloß halb die Augen und seine Gesichtszüge mit den dickhingemalten Augenbrauen, mit dem schwarzen Kinnbart, der sich kipfelförmig über die Mundwinkel hinaufschlang, erinnerten mich an meinen Taufpaten Patritz Königshofer, der im Graben unten sein Haus hatte und auch so ähnlich aussah.

Das Kreuz hatte vor sich eine Betbank und stand so, daß es dem Hause fast abgewendet war und sich gegen den Thorweg hin kehrte; vom Stubenfenster aus sah man nur die hervorstehenden Knie des Heilandes. —

Dieses Kreuz nun vor unserem Hause hatte ich in meiner Kindheit gerne angeschaut. Gewöhnlich stand es im silbernen Schimmer der Morgensonne, auf dem Anger ringsum der Tau und die Blümlein, und voller Vogelsang war die Welt.

Etwa im elften oder zwölften Lebensjahre mochte es gewesen sein, daß ich meinen Vater fragte, warum er denn das große Kreuz habe niederreißen lassen, das unten an der Zaunstiegel gestanden. Der Vater antwortete, er wisse nicht, was für ein Kreuz ich meine, wenn nicht das Bildstöckl, welches

hinter dem Hause am oberen Angerzaun stehe. Das sehe man ja, sagte ich, aber jenes Kreuz thäte ich meinen, welches vor dem Hause am unteren Angerzaun gestanden mit dem großen geschnitzten Christus und mit dem eisernen Nagel am Kettlein! Der Vater schüttelte das Haupt — was ich denn da zusammenrede, am unteren Angerzaun sei sein Lebtag nie ein Kreuz gestanden. Hierauf nahm ich ihn an der Hand, führte ihn hinab zur Stiegel und zeigte neben dem Zaune genau den Platz, wo das Kreuz gewesen ist. Jetzt wuchs wildes Gekräute dort, auch Distelwerk darunter. Mein Vater wiederholte, daß seines Gedenkens an dieser Stelle niemals eine Kreuzsäule gestanden, ja daß auch sein Vater von einer solchen nie gesprochen hätte. Darauf gab ich mich zufrieden und dachte: So wird's halt gewesen sein, als ich das früheremal auf der Welt gewesen bin.

Aus dem Kopfe ist's mir aber nicht gegangen. So oft ich als Ochsenführer, als Hirt oder sonst wie an der Stelle vorbeikam, dachte ich ans Kreuz, und heute noch sehe ich es in allen seinen Einzelheiten so klar und deutlich vor mir, wie man in der Erinnerung nur etwas sehen kann. Mein Vaterhaus, die Bäume davor, der Brunnentrog, die heute dort noch sind, sie stehen nicht lebhafter vor mir als das Kreuz an der Stiegel, das gar nie vorhanden gewesen sein soll. — Damals hatte ich dann das innere Gesicht allmählich aus den Augen verloren. Ich wuchs auf wie ein Tannling, dem Begehren, dem Streiten des Lebens zu. Rößlein giebt es zum Reiten und Dirnlein zum Necken, da hat der Knab nicht Zeit, ans Kreuz zu denken. Zudem war ein ganz anderes Kreuz aufgestanden. Wir hatten abgehaust, und eines Tages mußten der alternde Vater

und die kranke Mutter fort aus dem Heimatshause. Die Werkzeuge, die Axt und das Spinnrad wurden zusammengepackt, die alten Kästen wurden aus ihren Winkeln gerückt, wo sie länger als ein Jahrhundert gestanden, um sie nun auf den Karren zu laden und ins Ausgedinghäusel hinabzuführen. Und als wir so den großen braunen Kasten mit den altväterischen Gesimsverzierungen von der Wand rückten und dabei hinten ein Geflocke von Spinnweben aufdeckten, da bemerkte der Vater zwei Brettlein, die zwischen Wand und Kasten aneinandergelehnt waren. Wir thaten sie auseinander und da fand sich, daß auf der Innenseite des einen mit Kohlen etwas geschrieben stand. Die Buchstaben waren unbeholfen, aber sorgfältig gezogen und als ich den Staub weggeblasen, stand da deutlich zu lesen: „Das Geld ist beim unteren Kreuz vergraben."

„Was für ein Geld?" war der erste Ausruf des Vaters. Niemand wußte etwas davon. Sollte das Brettel aus alten Zeiten stammen? Vom Ahnen ging immer die Mähr, daß er reich gewesen, soll ja nach seinem Tode auch einmal altes Silbergeld gefunden worden sein. Aber nicht beim unteren Kreuz. Wo ist denn das? Es giebt kein unteres Kreuz! „Geld vergraben! Von wem! Für wen? Der Ähndl Ignaz (des Vaters Vater) hat gar nicht schreiben können. Das wird ein anderer gewesen sein, ein Leutfopper." So meinte mein Vater und wollte das Brettlein wieder in den Winkel werfen. Ich nahm es ihm aus der Hand und war der festen Meinung, daß die hölzerne Urkunde etwas zu bedeuten haben müsse. Beim unteren Kreuz sei gewiß ein Schatz vergraben und das untere Kreuz sei gewiß dort gestanden, wo ich es in Kindeszeiten so oft gesehen.

Den alten Kasten ließen wir stehen querüber in der Kammer, wie wir ihn eben zum Aufladen gerückt hatten; die Ochsen, die schon draußen am Karren standen, ließ der Vater wieder ausspannen. — Geld vergraben! Wenn wir es fänden! Wenn wir damit die Schulden bezahlen und nachher wieder auf unserm lieben alten Hofe bleiben könnten! Ganz heiß wurde uns unter dem Brustfleck. — Ich nahm den Spaten vom Karren und sagte zum Vater, er solle desgleichen thun und mit mir kommen. So langte er nach der Schaufel und wir gingen über den Anger hinab gegen die Zaunstiegel.

„Wie wirst denn du das Kreuz finden — wo nie eins gestanden ist?" murmelte mein Vater.

Ich hub an, neben der Stiegel das Gestrüppe wegzuhauen und in den Boden zu graben. Die Erde war schwarz, ich stieß auf moderiges Holz. „Da schaut her," sagte ich zum Vater, „der Kreuzstock ist noch da. Man kennt's, es ist rotes Lärchenholz."

Er schüttelte den Kopf. Es war thatsächlich der Rest einer eingetriebenen viereckigen Säule.

„Jetzt werden wir auch den Schatz bald haben," sagte ich, spuckte in die Hände und grub emsig weiter. Der Vater schaufelte mit großer Rüstigkeit die Erde seitab. Die Mutter schwankte auf ihrem Stocke vom Hause zur Stiegel herab und wieder zurück, und wieder herab und sah, wie das Loch immer breiter und tiefer wurde. „Schwitzen thut ihr," sprach sie dann, „soviel schwitzen thut ihr."

Vom Nachbarsweg herüber humpelte unter seinem Rückkorbe ein alter abgehauster Bauer, der Zirl genannt. Im Korbe hatte er sein Bett, mit dem ging er von Haus zu Haus, und sammelte milde Gaben. Und wo es Abend

wurde, dort blieb er, richtete in der Scheune oder im Holzschuppen sein Bett auf und schlief darin wie ein König. Aber wie einer, der im Reiche Frieden hat. Diesem Alten schwankte die Mutter jetzt entgegen und fragte ihn, ob er heute seinen Hunger noch im Magen habe, denn das war sonst des alten Zirls Sprüchlein: er habe noch den gestrigen Hunger im Magen. Diesmal war der Alte verblüfft über die Frage und sagte mit einiger Bösartigkeit: „Was fragst meinem Hunger nach, Waldbäuerin, wenn du ihn doch nicht füttern kannst. Hast ja selber nichts. Gehst ja selber just vom Haus wie die Dirn vom Tanz. Jetzt können wir miteinander gehen."

Ein hoffnungsreiches Herz ist stark, daher entgegnete ihm die Mutter ganz gelassen: „So schlimm wird's etwa doch nicht sein, wenn's Gottes Willen ist. Vielleicht kann ich auch deinem Weib wieder einmal ein Bröckel schicken. Wie geht's ihr denn?"

„Dank dir Gott, sie hat alleweil guten Appetit."

„Gesegne Gott, sie wird schon was kriegen."

„Aber Bäuerin, ich höre doch, daß ihr absiedelt."

„Muß sich erst weisen. Es kommt immer einmal eine Veränderung. Ein Eiersüppel, wenn du magst!"

„Ein Eiersüppel mag ich schon," meinte der Alte. „Jeßtl, Jeßtl, wenn ich nur meinen Dodel bei mir hätt', der thut auch gerne Eiersüppeln essen."

„Thust ihn halt ein andersmal mitbringen, deinen Buben," sagte meine Mutter. Denn der Bub war ein armes Taubstummerl. Und so hatte sie die ganze Zirl-familie zu sich ins Haus geladen, bevor sie wußte, ob wir selber drinnen bleiben werden.

Mittlerweile waren wir mit unserem Schatzgraben

ziemlich tief gekommen. Nun lehnte ich den Spaten an den Zaun und ging ins Haus, um noch einmal genau zu lesen, was auf dem Brettel stand. „Das Geld ist beim unteren Kreuz vergraben.“ — Es mußte doch stimmen. Ich ging wieder hinab, um weiter zu arbeiten. Da rief mir der Vater schon entgegen: „Du geh her! Geschwind geh her! Da drinnen, schau einmal!“

Er zeigte in das Loch. Da drinnen war, noch halb mit Erde bedeckt, etwas, wie die bauchige Wand eines eisernen Topfes. Rasch faßte ich den Spaten, Gott, wie ist das Arbeiten lustig, wenn man den Topf schon sieht! Endlich war das Ding bloßgelegt. Es war ein großer Eisentopf, aber der Rost hatte stellenweise Löcher hinein gefressen. Darinnen war nichts als Erde und der schlappige Fetzen eines härenen Stoffes, der auseinanderfiel, als wir ihn anfaßten.

Lange haben wir noch herumgewühlt in der Erde, haben den Topf herausgehoben, ihn beguckt von allen Seiten. Dann hat mich der Vater mit länglichem Gesicht angeschaut und ganz leise gesagt: „Die Ochsen können wir wieder einspannen.“

Als die Mutter von dem Ausgang unserer Schatzgräberei gehört, sprach sie zum alten Zirl: „Nur sauber ausessen, das Eiersüppel. Wird wohl eh das letztemal sein, daß ich dir was kann zukommen lassen.“

Dann machte sich der Alte mit vieler Umständlichkeit auf den Weg. Er kann zum Aufladen seines Bettelkorbes eine halbe Stunde brauchen, wer sagt ihm was dagegen? Er ist sein eigener Herr. Als der Zirl dann zur Stiegel hinabkam und die Grube sah, blieb er stehen, schaute eine Weile hinein und rief mit seiner kreischenden Stimme zum

Karren herauf, wo wir gerade den Kasten festbanden: „Was willst denn da einsetzen, Waldbauer? Leicht wieder ein Kreuz?"

Gingen wir etliche Schritte gegen ihn hinab.

„Du redest auch von einem Kreuz?" fragte ihn der Vater.

„Ja," sagte der Alte, „weil da einmal ein Kreuz gestanden ist. Eh vor Zeiten einmal. Hab's selber sehen liegen, wie es der Wettersturm hat umgeworfen. Du wirst selm noch nicht auf der Welt gewesen sein, Lenzel."

Wir sind abgesiedelt, vom großen Bauernhof ins kümmerliche Häusel. Über das vergrabene Geld haben wir noch Mutmaßungen angestellt, aber diese waren so wenig erträglich, als früher das Graben gewesen. So ließen wir es endlich auch sein. Länger hat uns das Kreuz beschäftigt, das noch vor der Geburt meines Vaters umgefallen war und das ich in meiner Kindheit im Morgensonnenscheine so oft habe stehen gesehen.

Wie soll ich das nach unserem grobkörnigen Erkennen anders sagen, als daß das Kreuz mit allen seinen Einzelheiten zufällig im Gehirn drinnen noch gesteckt ist, daß ich von meinem Großvater geerbt habe. — Und wenn es sich mit diesem Kreuze an der Zaunstiegel so verhält, dann kann ich nicht gutstehen für anderes, was ich gesehen, gehört und erfahren. Es mag manches in unserem Kopfe sein, was nicht wir, sondern die Ahnen hineingethan haben.



Am Waldbrunnen.

Das alte Waldhaus auf dem Berge füllt in meinem Kopfe mehr Raum aus, als die übrige Welt. Es gehört aber auch der ganze Berg dazu, mit allem was drum und dran ist. Ich versichere euch, es war eine ganze Welt, und nicht eine von den schlechtesten. Es lebten in ihr keine Philosophen, die sie schlecht machten. Das Haus stand sehr hoch oben, fast am Rande des Himmels, und täglich, sobald die Sonne aufging, beschien sie den Berg von oben bis unten. Ich habe seither keinen goldenen Berg mehr gesehen. Die Mutter hatte ein braungebundenes Gebetbuch mit Goldschnitt. Wie dieser, so leuchtete unser Berg empor mitten im dunklen Waldlande. Das Haus stand auf flacher Hochmatt, vor demselben herab lag steil das erste Riegelfeld, dann kam ein Holzzaun mit etlichen Steinhaufen, weiter herab lag das zweite Riegelfeld, das war noch steiler, böschte sich untenhin aber in einen Rain aus. Unterhalb des Raines begann der Wald, der abwärts ging und immer abwärts bis ins enge, schattige Wiesenthal.

Gott, wie oft bin ich gesessen auf diesem Raine! Ich habe dort gewacht im Sommer, daß die Kühe nicht aus

dem Walde heraufstiegen in das Kornfeld, ich habe dort gewacht im Herbste, daß die auf dem Stoppelfeld weidenden Schafe sich nicht verliefen in den Wald hinab. Ich habe dort gewacht im Frühjahre, wenn der Weidknecht mit der Jungmagd Brennholz hackte, daß die beiden nicht aneinandergerieten, denn sie waren sich — wie ich aus Andeutungen meines Vaters zu entnehmen glaubte — spinnefeind. Manchmal war es wohl, daß mich der Knecht fortschicken wollte: „Du Bub, du hast schön Zeit, geh hol mir meine Tabakspfeifen vom Haus herab!“ Oder die Jungmagd: „Du Bübel, geh zum Steinhaufen hinauf, dort kannst es sehen, ob der Rauchfang dampft und es schon bald Mittag wird. Wir sind schon hungerig. Geh, Bübel, nachher bist brav!“

Ich aber ging nicht, sondern hockte fest und treu auf der Wacht am Rain.

Meine Zeit habe ich mir dabei vertrieben mit Sammeln der Tannenzapfen, die von den hohen Bäumen herabgefallen waren, oder mit Hirschenschnitzen aus Baumrinden, wie ein anderer meiner Jugendstandesgenossen, der jetzt weltberühmte Meister Defregger. Der Weidknecht Franzel war kein übles Bürschel, aber dieses mein Hirschenschnitzen mußte ihm höllisch zuwider sein. Eines Tages, als er mit der Jungmagd wieder unterhalb am Raine beim Waldbrunnen einen Fichtenbaum in Blöcke zerschnitt, dabei durstig wurde, mit seiner Hutkrempe aus dem Brunnen Wasser schöpfte und das Dirndl fragte, ob es auch trinken wolle, legte dieses die Säge ins Moos und antwortete: „Ja, du Franzel, mir ist es gleich recht, das Trinken, mir ist eh so viel warm, weißt.“ Er bog die mit Wasser gefüllte Hutkrempe zu einem Schnabel und hielt ihn dem Dirndl

an die roten Lippen. Und als sie dann ein wenig so nebeneinander dastanden, rief der Knecht plötzlich zu mir herauf an den Rain: „Rotzbub, fauler! Hast denn du keine Arbeit, den ganzen Herrgottstag, daß du auf dem Rain herumkugelst, dieweil die Kühe auf dem oberen Feld das Korn fressen!"

Die Kühe auf dem oberen Feld das Korn! Mir ging die Kunde durch Mark und Bein, denn es oblag mir, auch das obere Feld, auf dem junges Korn grünte, vor feindlichen Überfällen zu bewachen. Ich lief eilends hinan zu dem Steinhaufen, über den Zaun, über den Riegel. Da lag weit und still das grüne Feld, aber keine Kuh war darin zu sehen, nur ein Lerchenpaar flog munter darüber hin und her und dann einander lustig verfolgend hoch auf in den blauen Himmel. Beruhigt ging ich wieder hinab zum Rain. Die beiden Holzschneiders-Leute mußten sich auch selbst umgesehen haben nach Kühen und Kornfeld, sie waren nicht da. Erst nach einer Weile kam die Jungmagd zwischen den Lärchen herüber und sagte ganz laut: „Wenn auf den Halterbuben kein Verlaß ist, so muß unsereins selber nachschauen gehen. Na, Franzl, wo bist denn?" Jetzt kam von den Lärchen auch der Knecht her. „Hast auch du dich nach den Kühen umgeschaut?" fragte sie ihm hell entgegen. „Ich habe mich nach den Kühen umgeschaut," antwortete der Franzel und dann gingen sie langsam wieder ans Holzschneiden.

Der Waldbrunnen stand in einem Kreise von ruppigen Tannen und Fichten auf moorigem Angerlein, wo im Erdreich die Fußlöcher der Kühe waren, die hierher kamen, um zu trinken. Der Brunnen rann fast armdick unter einem buschigen Hange zwischen grünbemoosten Steinen aus der Erde und wurde durch ein Holzrinnlein in den

langen Trog geleitet, der aus einem Baumstamm gehöhlt und dessen eine Kopf schier in das sumpfige Erdreich versunken und vermuhrt war. Der Trog war mit Flechten und Moosen bewachsen, so daß das glasklare Wasser drinnen wie in einem weichen grünen Sammtbette lag. Unter dem Troge rann das Wasser in einem schmalen sandigen Bächlein zwischen Germen, Wildlattich und Waldkresse davon. Dieser Platz und dieser Brunnen waren immer, auch in den sonnigsten Sommertagen, in einer kühlen feuchten Dämmerung und das kalte reine Wasser war bekannt weit und breit, so daß jeder, dessen Weg in der Nähe vorbeiführte, zum Brunnen herabstieg und trank, entweder frei aus dem Troge, wie unsere Rinder, oder aus dem Hutschnabel, wie der Weidknecht und die Jungdirn, oder aus der hohlen Hand, wie unsere klugen Vorfahren, so lange sie noch keinen Krug erfunden hatten.

Beim Waldhause oben war wohl auch ein Brunnen, er stand mitten im Hofe, hatte einen schönen großen Trog und einen zierlichen Ständer darüber; in den Ständer waren drei kronenartige Ringe hineingeschnitzt, auf der Spitze war ein wohlgeformter Knauf; der Brunnen hatte alles, nur kein Wasser. Allerdings bloß zeitweise. Im Frühjahre, wenn der Schnee schmolz, im Sommer, wenn die Regenzeit war, gab es Wasser genug aus dem Rohre, aber wenn Dürre war, da tröpfelte es nur und brauchte mehrere Stunden, bis der grünglasierte Krug voll wurde. Im Winter fror das Wasser ganz ein. Da nahm der Vater wohl manchmal das Brunneisen, einen viele Klafter langen Draht, warf es an einem Ende ins Herdfeuer, und wenn es glühte, that er's auseinander und stach damit ins Brunnenrohr, so tief es ging. So trieb er's oft den

ganzen Vormittag. Manchmal brachte diese Arbeit Wasser, manchmal nicht. Die Haustiere aber mußten im Winter täglich dreimal aus dem Stall zur Tränke geführt werden, durch tiefen Schnee hinab bis zum immer eisfreien Waldbrunnen. Das war die Arbeit des kleinen Buben — meine Arbeit. Bei diesem „Wassern" habe ich mancherlei Schmerzen gehabt, offene und heimliche. Es fror mich in den Zehen, es fror mich in den Fingern, es fror mich in den Ohren und in der Nase. Aber die Kühe und die Stiere und die Kälber beeilten sich gar nicht, sie standen der Reihe nach am Troge, so viele ihrer auf einmal dort Platz hatten und schlürften mit Behagen das kalte Wasser, ein Winterdurst, den ich gar nicht begreifen konnte. Hatten sie getrunken, so hing manchmal, wenn wir wieder über den kalten Riegel hinaufkamen, von den Schnauzen ein Eiszäpflein hinab, was aber gar nicht hinderte, daß unterwegs die munteren Stierlein schalkten mit den Kalben und dabei trotz meiner Winke mit der Gerte nicht vom Flecke wollten. Mein innerer Schmerz bestand in der Furcht vor den Geistern. Denn an den Winterabenden war es beim „Wassern" zumeist schon kohlrabenfinster. Pfiff in den Bäumen der Wind, so war es unheimlich, und rührte sich kein Zweiglein, kein Lufthauch, so war es noch unheimlicher. Überall lugte etwas hervor, zwischen den Stämmen, aus den Büschen, manchmal sogar ein funkelndes Äuglein unter dem Baumtroge. Wenn der kalte blasse Mond zwischen den schwarzen Wipfeln herniederblickte auf den finsteren Anger, da war es schauerlich zum Vergehen. Die heiße Angst vor den Geistern hatte nur ein Gutes, sie jagte mir das Blut tüchtig durch die Glieder und schützte mich vor dem Erfrieren. Wie viele verfrorene Zehen

hätte ich heute noch, wenn die Geister am Waldbrunnen nicht gewesen wären! Man weiß nun wenigstens, woher die Unverfrorenheit kommt. — Und so wie ich mit den Tieren, gingen andere mit den Wasserbutten zum Waldbrunnen hinab, um den Hausbedarf zu holen. Einmal hatte der Knecht so eine gefüllte „Wasserbutten" im Vorgelaß des Hauses stehen lassen, in der Nacht darauf gab es einen Knall und am nächsten Morgen lagen die Taufeln des Gefäßes auf der Erde und das gute Waldbrunnwasser stand in Gestalt der Butten da, es war zu einem Eisklumpen geworden. Daraus erhellt, daß es in unserem Hause auf dem Berge manchmal kälter war, als unten beim Waldbrunnen, dessen Trogspiegel nie eine Eiskruste aufwies.

Einmal hatte ich am Waldbrunnen ein großes Herzleid. Im Herbste war's, ich hatte unten im Wiesenthal aus dem Fresenbach ein Forellchen gestohlen. Es war ohnehin selten genug, daß es mir gelang, mit den Händen so ein Schwänzlein unter einem Stein oder Rasen hervorzufangen. Nun hielt ich das Tier im Wasser fest, daß es einstweilen noch trinken konnte, und dachte nach, wie man das schöne Fischlein lebendig hinaufbringen könnte zum Haus auf dem Berge, um es dort im Hofbrunnen zu hegen und zu pflegen zu meiner und der jungen Geschwister Ergötzung. Es muß nur Wasser haben unterwegs, sonst braucht es nichts. Und Wasser hat es doch, wenn ich dem Wässerlein entlang anwärts gehe, das da durch den Wald herabrinnt. Man hält es unterwegs manchmal hinein und läßt es wie in einem Wirtshause trinken. So geschah's. Ich lief mit der in der Hand schwänzelnden Forelle den Berg hinan und hielt sie von Zeit zu Zeit in ein Wasser-

tümplein, damit sie sich den Durst löschen konnte. Anfangs machte sie darin noch das hufeisenförmige Maul auf und zu und bewegte die Ohren, wofür ich die Kiemen hielt. Ich lief dann wieder was das Zeug hielt, aber der Berg ist hoch und allmählich wurde das Schwänzeln matter, krampfhafter, und wenn ich das Tier ins Wasser hielt, wollte es nicht mehr saufen. Ich versuchte ein anderes Mittel, das Buben bei ohnmächtigen Fischen anzuwenden pflegten, ich blies ihm ins offene Maul Atem hinein. Das schien ihm aber gleichgültig zu sein. Endlich kam ich zum Waldbrunnen. Das ist ein tiefes, klares, frisches Wasser, das wird ihm schon taugen, da wird es sich bald erholen. Nur um ein geringes weniger atemlos als der Fisch angekommen warf ich ihn sofort ins Wasser. Er tauchte langsam in die Tiefe, legte sich dort seitlings auf den grünen Sammt hin, daß der weiße Bauch mit den roten Sternlein obenauf war, that Augen und Maul auf und bewegte sich nicht. Am Ende ist er tot? Dann wird er in diesem guten Wasser gewiß wieder lebendig, wenn man ihm nur Anregung dazu giebt. Ich griff vorsichtig hinein, richtete den Fisch auf, wie Fische stehen, kitzelte ihm die Flossen, schob ihn ein wenig voran, ja machte ihm mit dem Finger das Maul auf und zu, wobei sich richtig die „Ohren“ bewegten. Aber als ich das liebe Fischlein wieder ausließ, um zu sehen, ob es auf eigenen Flossen stehen könne, legte es sich neuerdings auf die Seite und war wieder tot.

Ich stand vor dem Troge, schaute ins Wasser und fing an sehr traurig zu werden. Dann riß ich ein herzförmiges Lattichblatt vom Stengel, legte das kalte weiche Leichlein drauf und trug es vollends hinan zum Waldhause. Dort hat die Mutter den Fisch ausgeweidet, gewaschen,

mit Salz bestreut und in die Glut des Herdes geworfen. Und siehe, in der lichtguldenen Holzkohlenglut ward die Forelle wie lebendig, wenigstens begann sie mählich den Schwanz zu heben und sich zu ringeln. Den Ring aber nahm die Mutter mit der Feuerzange heraus, dann blies sie die Asche weg und legte ihn auf den Teller. Und hernach habe ich aus lauter Traurigkeit um das Fischlein dasselbe aufgegessen bis auf das zartbegrätete Rückgrat und auf den Kopf, aus welchem mich die runden verkalkten Äuglein ganz verliebt anblickten.

Am Waldbrunnen aber, wo all diese Ereignisse sich zugetragen, stand dann einmal die Jungmagd Theresel und wusch sich. Sie wusch die Hände, das Gesicht; die dunklen Flecklein und Sommersprossen gingen nicht mehr weg; sie wusch sich die Augen — die blieben rot und trüb, und dann setzte sie sich auf den Trogrand und hub an zu weinen.

Freilich hatte er sie heiraten wollen, der Franzel, sie war mit ihm schon zweimal ausgerufen worden von der Kanzel. Anstatt des dritten Ausrufes am Sonntage vor der Hochzeit verkündete der Pfarrer das folgende: „Gestern nachmittags um fünf Uhr ist im Ländholz der beim Waldbauern bedienstete Knecht Franz Zeilhofer beim Graßschnatten verunglückt in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre. Lasset uns für seine arme Seele ein Vaterunser und ein Ave-Maria beten.“ Der Franz lag dieweilen in der Vorlauben unseres Hauses schlank und blaß auf dem Brett. Die Jungmagd stand bei ihm und strählte mit einem Kamm sein weiches nußbraunes Haar quer über die Stirn herab und steckte ihm ein Rosmarinsträußlein zwischen die über der Brust ineinander gelegten wachsweißen Finger. — Morgen war ja der Hochzeitstag . . .

Und wie hat sie sich zugetragen, die Geschichte seines frühen Todes? Der Ländbauer im Thale hatte meinen Vater gebeten: „Gelt, Nachbar, du bist so gut und borgest einen Knecht, daß er mir Graß (Reisig) von den Fichten schnaidtelt, ich bin schon alt und kann nit mehr hinauf und meine Weibsleute wollen nit hinauf. Und im Stall brauch ich schon die Streu."

Sagte mein Vater zum Weidknecht: „Franzel, du bist ein flinker Steiger. Kannst dir für deinen kommenden Ehestand ein Vergeltsgott erwerben, wenn du am Samstagfeierabend dem alten Ländhofer ein paar Graßbäume schnaidtelst."

„'sselb will ich schon thun." antwortete der Franzel, der immer ein williger Mensch war und der hoch auf dem Fichtenwipfel eins zu jauchzen gedachte, so lange er noch Junggeselle thäte sein auf der Welt im sonnigen Abendschein. Und als der Feierabend kam, ging er hinab in das Ländholz, schnallte die doppelzackigen Steigeisen an die Füße und stieg an. Und als er hoch auf einem schlanken Fichtenbaume war und munter die langen Äste abhackte, daß sie rauschend niederfielen aufs zarte Heidekraut, da kam der Nachbar Kniepler mit einem Beil daher und schrie hinauf: „Wer hat dir's geschafft, in meinem Wald Graß zu schnaidteln?"

„Das ist dem Ländhofer sein Wald!" rief der Franzel herab.

„Du Lügenmaul, du verdammtes!" darauf der Kniepler, „dort drunten ist die Grenze und dieser Baum gehört mein. Wirst herabsteigen?"

„Na," antwortete der Franzel, schnaidtelte weiter und begann zu pfeifen.

„Wart, ich will dir herabhelfen, du Froschkeule, du! Ich komm dir hinauf!"

„Komm nur herauf," sagte der Franzel, „auf diesem Wipfel haben zwei Vögel Platz," und pfiff wieder.

Da hat den Kniepler, der ein wilder, halbverrückter Mensch war, die Wut gepackt. Hinauf stieg er nicht, weil er sich nicht getraute, aber etwas anderes begann er. „Wart nur!" keuchte er und hub an, den Fichtenstamm zu behacken mit dem Beil. „Wart nur, dir will ich das Herabsteigen ersparen. Hängen wirst nit bleiben in der Luft, das weiß ich."

Bei jedem Hiebe, den er dem Stamm versetzte mit dem scharfen Stahl, ging ein leises Zittern hinan den Schaft. Ein Kreuzschnabelpaar, das zuhöchst im Wipfel genistet hatte, flatterte auf und umkreiste kreischend die Krone. — Der Narr wird doch den Baum nicht fällen wollen, mag der Franzel sich gedacht haben. Und als er sah, daß der Kniepler ernst machte, begann er sich auf seinem Wipfel zu schaukeln, so daß der Bogen immer größer wurde, den der schlanke federige Baum durch die Lüfte schnitt. Der Franzel hatte die Absicht, durch das Schaukeln einen Wipfel der nebenstehenden Bäume zu erreichen, sich auf denselben hinüber zu schwingen, wie es die Eichkätzlein machen. Aber die Entfernung bis zum nächsten Wipfel war immer noch zu groß. Es währte eine Stunde und länger, der Kniepler hieb eifrig los, die Späne flogen, der Stamm hatte bereits eine riesige Scharte. Das hohle Dröhnen im Stamme zeigte dem Franzel oben wohl an, daß das Beil schon an den Kern kam. Da wurde er still und dachte vielleicht nach, was jetzt zu thun sei, ob er um Gnade bitten solle oder das Äußerste abwarten. Für ersteres

war's vielleicht auch schon zu spät, denn im Schafte begann es zu knistern. Aber es ist doch nicht zu glauben, daß der Kniepler einem ans Leben geht wegen der paar Äste da! Das ist ein wilder Mensch! Und jetzt haut er den Baum um! Jesus Maria und Josef, verlaßt mich nit! — Schaukeln that er nicht mehr, der Franzel, aber sachte, ganz sachte fing der Baum mit ihm an, sich nach einer Seite zu neigen, zuerst stoßweise, ruckweise, dann ein schmetterndes Schnalzen und ein Hinsausen durch die Luft . . .

Wild schwirren die Vögel um den fallenden Stamm. Dieser streift eine alte Lärche, der Franzel hascht hin, erfangt sich am Lärchenast, aber die Steigeisen des Burschen sind tief ins Fichtenholz gehackt, so daß der Franzel einen Augenblick an beiden Bäumen hängt. Da bricht der Lärchenast und nieder mit dem krachenden Baum stürzt der Franzel. Mit dumpfem Schall schlägt sein Körper auf den steinigen Boden, wo er regungslos liegen bleibt.

Am späten Abend, als es schon dunkelte, kam der Kniepler langsam an unser Haus herangeschlichen und brachte in weinerlicher Art die Nachricht vor, unser Weidknecht sei beim Graßschnaidteln im Ländholz vom Baume gefallen, er habe ihn dort gefunden. Wir gingen gleich mit Laternen hinab, da waren schon Leute dort; sie zeigten auf den Toten, auf den umgehauenen Baum und fragten den Kniepler eindringlich, wie das habe geschehen können?!

„So!“ begehrte der Bauer überlaut auf, „glaubt's etwan, ich hätt' die Fichten umgehackt?“ So hatte er sich zum guten Teil schon in jener Nacht verraten. Das Geständnis legte er am zweiten Tage ab, vor dem Crucifix im Gerichtssaal zu Leoben.

Und den Franzel haben sie auf einem großen Reisigaste, den er selbst vom Baume gehackt, heraufgetragen durch den Wald. Keine Wunde war zu finden an seinem Körper, nur aus dem Munde war Blut gekommen. Als die Männer zum Waldbrunnen kamen, setzten sie dort die Bahre auf das feuchte Moos und wuschen ihm mit einem weißen Tuche die Blutkrusten von Gesicht und Hals, so daß das kalkweiße Gesicht mit dem dunklen Schnurrbärtlein und den schwarzen Augenbrauen völlig schön anzusehen war.

Und so ist der Franzel gestorben. An diesem Brunnen hat einst sein Blut geblüht und an diesem Brunnen ist es abgewaschen worden.

— — — — — — — — — — — —

Als nach solchen Geschichten mehr als vierzig Jahre vergangen waren, da ist aus der Ferne ein ältlicher Mann gekommen und hat gerastet am Waldbrunnen. Vieles hatte sich in der Gegend geändert, Haus um Haus war zur Erde gesunken und die Leute in sie hinein. Nur diese alten knorrigen Tannen und Lärchen standen noch so wie einst und die Germen und Wildfarren wucherten auf moorigem Boden. Der Brunnentrog war noch immer nicht ganz vermodert, nur hatte er sich noch enger in den Boden eingeschmiegt, noch dichter in den grünen Mantel des Mooses gehüllt, wie es uralte Greise thun, wenn es sie fröstelt. Die Quelle aber rann so aus dem Gestein wie ehedem, in ewiger Jugendfrische. — Der Mann saß auf dem Rande des Troges und sein Denken versank in vergangene Zeiten. In jene wundersamen Zeiten, als dort beim Feldrande ein barfüßiger Knabe saß zur Wacht am Rain, als derselbe Knabe schauernd vor Kälte und Geistern

die Rinder zur Tränke trieb in kalten Winterabenden, als er am Brunnen das Fischlein laben wollte an jenem geruhsamen Sommertage, als eine verlassene Magd sich die roten Augen wusch und als ein junger Leichnam auf dem grünen Baumast ausgestreckt lag am Waldbrunnen . . .

Nach langem Träumen erhob er sich, fuhr mit der Hand über die Stirn und murmelte: O Menschenleben! O Menschenleben!



Der Federlschneider.

Am Frauentage im Advent, noch in dunkler Morgenstunde gingen sie in die Kirche zum Engelamt, der Toni, der Seppel, der Festl, der Hansel, die Jula, die alte Kundel und der Schneider. Der Federlschneider genannt, weil er immer wie auf Federn ging und hüpfte, weil er federleicht in den Lüften schwebte und eigentlich nie zur Erde fiel, auch wenn er im Rangeln und Ringen hingeschleudert wurde. Gleich einem losgelösten Federlein schwamm er in allen vier Winden dahin und hängen blieb er nur am Faden seiner Werkstatt und manchmal an den Haarflechten eines rundwangigen Dirndls. Also dieser Federlschneider war auch dabei.

Als sie auf dem eisigen Steg über die Fresen gingen, that die alte Kundel einen schrecklichen Schrei und pletsch, lag sie auch schon im Wasser. Sofort wollten die Burschen heldenmütig in den Bach springen, um das arme Weiblein zu retten, aber der Toni sagte, das Wasser sei zu kalt, man könne sich leicht eine schwere Krankheit holen. Der Seppel meinte, der Fluß sei zu tief, man sinke gewißlich unter. Der Festl meinte, wenn weiter hin das Eis nicht wäre, aus welchem der unterhalb hineingeratene Christen-

mensch nicht hervorkönne, so würde er es sehr gerne wagen, die Ertrinkende zu retten. Und der Hansel glaubte, es sei ohnehin schon zu spät. Der Federlschneider sagte: „Na wart, Alte, dich will ich bald haben!“ lief das Ufer entlang bis zur Stelle, wo das Weiblein wie eine dunkle Kugel dahinrann, dort stürzte er sich ins Wasser und bald hatte er seine Beute im Trockenen. Beleuchtet wurde der Hergang vom untergehenden Mond. Der Toni und der Seppel und der Festl und der Hansel trugen die alte Kundel in die warme Stube des Müllers und spielten sich bescheiden als die Retter aus. Nur die Jula wollte wahrhaben, daß es der Schneider gewesen sei!

„Ha, der Federlschneider!“ lachten sie, „für den ist's freilich keine Kunst, ins Wasser zu hüpfen, der kann nicht untergehen, den tragt der Wind allemal wieder in die Höhe.“ Dieweilen schwepperte der pudelnasse Schneider mit den Zähnen, bis ihn die Müllerin ins Ehebett legte. Für ihn war's aber keins, und so schlummerte er ein.

Drei Wochen später war beim Stockerwirt ein Fest. Auf der Kanzel war es bekannt gemacht worden: „Am Unschuldigen-Kindertag solle die Gemeinde Gott und einem Menschen zu Ehr auch einmal eine weltliche Lustbarkeit abhalten. Die Leute möchten zusammenkommen am Nachmittage beim Stockerwirt, dort würde gesungen, gegeigt und geblasen werden und der Bezirksvorsteher von Vorau würde sich einfinden, um dem braven Justus Alland die von einem Wohlthäter gestiftete Rettungsmedaille an die Brust zu heften. „Dem Justus Alland? Wer ist denn der?“ fragten die Leute einander. „Jesseles, das ist ja der Federlschneider! Der die alte Kundel aus dem Bach gefischt hat. So, der kriegt einen Stern auf die Brust?

Wie der Kaiser Josef einen hat gehabt, wenn er den Mantel auseinandergeschlagen hat! Na, was sie mit so einem Schneider für Geschichten machen! Hätt' unsereins das bissel Weibsbild herausgezogen, da thät gewiß kein Hund weiter einen Beller machen, deswegen!" Aber ein anderer gab das Wort aus: „Dabei wollen wir doch sein, wenn der Schneider gefoppt wird!" Und so ist am Unschuldigen-Kindertag ein großer Zusammenlauf gewesen beim Stockerwirt am Alpsteig.

Auch von unserem Hause war alles dort, selbst Vater und Mutter, die sonst nie ins Wirtshaus gingen, denn der Vater hatte kein Geld und die Mutter keinen Durst, und bei solchen Zuständen ist's daheim kurzweiliger, als im Wirtshaus. Aber diesmal, so meinte mein Vater, diesmal müsse die Tapferkeit estimiert werden. Wenn man schon den Soldaten ein Ehrenfest giebt, die vom Leutumbringen heimgekommen, so wird man einem Lebensretter auch was Rechtschaffenes anthun dürfen. Dazu fügte es sich, daß der Schneider Justus für die nächste Woche bei uns auf die Ster geladen war, da sollte er nicht sagen dürfen, der Waldbauer, dem er das Gewand mache, hätte sich bei seinem Ehrentag nicht blicken lassen. Wir hatten an demselben Tage Besuch erwartet. Der Jager-Schwager vom Pusterwald hatte Post schicken lassen, er wolle um die Weihnachtsfeiertage zu uns kommen, um einmal meiner Mutter ihr kleines Kinderwerk anzuschauen und vielleicht auch das Schneiderfest mitzubegehen. Der Jager-Schwager kam aber nicht an demselbigen Tage. Die Mutter ging erst gegen Abend zum Stockerwirt, nachdem sie die Haustiere und uns Kinder abgefüttert hatte und Anordnung getroffen, wie wir das Nachtgebet sprechen,

dann das Licht auslöschen und hübsch ins Bett gehen sollten. Ich war damals schon so groß, daß man zwei Wickelkinder aus mir hätte machen können, wurde daher aufgestellt zum Verwalter über meine drei jüngeren Geschwister. Das gab mir für den Abend unermeßliche Vorteile. Ich durfte nach Herzenslust auf dem Kopfe stehen, was sonst verboten war, seitdem damals mit den Füßen in der Luft ein Fenster in Scherben geschlagen worden war. Ich durfte unbedenklich der dreijährigen Schwester Plonerl einen Husarenschnurrbart unter das Naselein malen und ich durfte die Lebkuchen aufessen, die uns drei Tage vorher das Christkind in alle Hosen- und Rocksäcke gesteckt hatte, während wir geschlafen in der heiligen Nacht. Aber siehe, mein Leser, der Ehrgeiz! Nun stellte ich die Verwalterswürde höher als die persönlichen Neigungen und blieb durchaus anständig. Ich machte meinen Geschwistern sogar den Vorschlag, für diesen Abend auch die schönen und guten Lebkuchen zu schonen, denn sobald der süße Kuchen mit den weißen Mandeln verzehrt sei, hätten die Weihnachten ein Ende. Wir hatten samt und sonders aber die Weihnachten sehr lieb, da sang die Mutter Krippenlieder, da räucherte der Vater mit Weihrauch die Stuben und Ställe ein, da erzählte der Knecht Markus die schauerlichsten Geistergeschichten, da sprach, wie es hieß, sogar das liebe Vieh im Stall zuweilen unter sich in menschlicher Rede. Zu solchen Herrlichkeiten und Geheimnissen gehörte entschieden der Lebkuchen, der sollte über Neujahr hinaus bis zu Heiligendreikönig dauern. Und darum predigte ich jetzt Entsagung. Meine Geschwister zeigten sich einverstanden, aber nicht leichten Herzens, und die kleine Plonerl hub schon an, den lebzeltenen Reiter mit den weißen Zucker-

striemen abzulecken, woraus ich die Entwickelung eines intimen Verhältnisses befürchten zu müssen glaubte. Mit nachgerade väterlichem Ernst nahm ich ihr den Reiter aus der Hand und die Kuchen wurden alle in ihre Schüsselchen und Körbchen gelegt und auf den Kasten gestellt.

Hernach forderte ich meine Untergebenen auf, hübsch vor dem Tische niederzuknien und ihre Abendgebetlein zu beten, ich that desgleichen und kam mir dabei ungeheuer großartig vor. Bald darauf losch ich vorschriftsmäßig das Licht aus und wir krochen in unsere Bettchen.

Meine Geschwister waren bald daheim beim himmlischen Vater und seinem Christkinde, ich hatte die Augen noch eine Weile offen und betrachtete das blasse Schneelicht, das zu den Fensterchen hereinschimmerte. Dachte auch an den tapferen Schneider, der sein Kreuzlein oder Sternlein oder was weiß ich, schon an der Brust haben werde, zum Andenken, daß er gleichsam einen Menschen wieder erschaffen hat, der schon des Todes gewesen. Allerdings war diese Schöpfung ein altes runzeliges Weiblein, während Gott lauter kleine herzige Kinder erschafft. Aber für den Federlschneider ist schon das viel!

Es knarrte die Hausthür. Mein Schrecken war nicht sehr groß, weil ich dachte, daß Vater und Mutter hereintreten würden. Es waren aber nicht die bekannten sicheren Schritte, was jetzt langsam durch das Vorgelaß fiffelte, sich manchmal dumpf polternd an den Flachstruhen und Krautkübeln stieß, und es war nicht die Hand des Vaters, die jetzt tastend die Klinke der Stubenthür fand. Langsam ging diese auf, aber in der Dunkelheit konnte ich nicht sehen, wer da hereinkam. Es war ein unheimlicher Jemand, der jetzt neben dem Uhrkasten wie lauernd stehen blieb.

Dann pochte er mit einem Stock auf den Boden und nun hub eine schauerlich fremde Stimme an zu knurren: „Ist denn da keine Menschenseel daheim? Oder ist das alte Waldbauernhaus einmal ausgestorben?“ Dann lauerte er wieder. Endlich hub er an, mit Stahl und Stein Feuer zu schlagen und beim Blitzen der Funken sah ich ein großes glutrotes Gesicht mit weit auseinander gezogenem Mund und fletschenden Zähnen. Eine Erscheinung, wie ich sie noch mein Lebtag nicht gesehen hatte. Mein erster Gedanke war: Menschenfresser. Die Hammerschläge meines Herzleins hüpften bis in die Schläfe hinauf; zu sterben war ich allenfalls entschlossen, denn ich hatte damals schon von dem Gerüchte gehört, daß alle Menschen sterben müßten; aber aufgefressen zu werden! Das war mir äußerst peinlich. Plötzlich hatte er Licht gemacht und nun stand das Ungetüm in seiner ganzen Wesenheit da. Es war beiläufig so groß wie ein Mensch, hatte auch Füße, die in Wadenstrümpfen und Bundschuhen staken, hatte Hände, deren eine den Stock und deren andere ein Bündel trug. Den Kopf bedeckte ein breitkrempiger hoher Spitzhut mit mächtigem Federstoß.

„Hasasa!“ rief der Fremde jetzt, als er sich in die Runde drehte, „da liegen sie ja herum die Kindlein, die unschuldigen, die lieben, die dummen!“

Die unschuldigen Kinder sucht er! Am Ende ist's der böse König Herodes. Und es war ja gerade Unschuldig-Kindertag. In der kurzen Lederhose zur Linken stak richtig ein langes Messer.

„Hörst, junge Brut, wo hast denn du deine Vater und Mutter?“ fragte der Schreckliche und kam nahe an

mein Bett heran. Ich wollte Bescheid geben, brachte aber aus Angst keinen Ton hervor.

„Was schaust denn so g'schreckt?“ sagte er lachend. „Fürchten? Tschapperl. Beim Stockerwirt, na freilich. Ich mag aber nimmer nachgehen, mir sind die Läufeln höllisch steif geworden vom Pusterwald her! Aber Hunger wie ein Wolf, hörst, Buberl?“

Nun hatte ich keine Angst mehr. Es ist der Jager-Schwager und kein anderer.

Er setzte sich an den Tisch, zündete mit seiner Lunte das Kerzenstümpflein an und begann sachte umherzuspähen.

„Ist denn gar nichts übrig geblieben vom Nachtmahl?“ fragte er laut, „habt ihr denn alles aufgegessen, ihr Siebenfraße! Und an den alten Vettern gar nicht gedacht? Seit Herrgottsfrüh keinen warmen Löffel im Magen. Und keinen kalten auch nicht. Werd'ts doch ein Stück Brot in der Lad haben!“

Während er die Tischlade aufzog, um nachzusehen, schlüpfte ich ins Höslein und in der Hose stak der Mut. Ich ging hinaus in die Küche, suchte nach Milch, nach Speck oder nach einem Rest von Heidensterz, den wir zu Mittag auf den Tisch bekommen hatten. Nichts. Der Mann bemühte sich mit mir, gab mir gute Worte, nannte mich ein sauberes, gescheites Bübel — aber wir fanden trotzdem nichts als drei Eier im Kasten, die er sofort mit den Zähnen aufschlug und austrank wie Wasser. Die Kerze in der Hand beleuchtete seine That. „Aber was wird deine Mutter sagen, wenn sie morgen sieht, daß der Eiermarder ist dagewesen?“ So fragte er und schaute mich gar nachdenklich an. Setzte aber gleich bei: „Weißt

du nicht, kleines Vetterlein, hat deine Mutter noch andere Eier? Oder Hühner? Heute verspeise ich sie mitsamt den Federn — meiner Seel!"

Es wurde mir wieder unheimlicher. — Wenn sie nur endlich heimkommen thäten vom Stockerwirt. Der Schneider wird sein Kreuzel ja haben, was thun sie denn noch? Lustbarkeit treiben, dieweilen daheim der schreckliche Jager-Schwager eingefallen ist und alles verzehrt, die Eier, die Hühner, die Kälber, die Kinder.

„Hopferl!" schrie der Mensch gählings auf. „Da giebt's ja was!" Er hatte unsere Lebkuchen entdeckt auf dem Kasten. „Das ist gescheit," sagte er und nahm ein Schüsselchen auf den Tisch herab. „Seid's wohl recht brav, Kinder, daß ihr für den Jager-Schwager auch was übrig gelassen habt." — Ein großes Herz mit lieblicher Zier — ich hätte einen halben Tag lang mit Andacht daran genascht — der Gewaltthätige steckte es mit einem male in den Mund. — „Das süße Zeug . . .!" murmelte er unwirsch, „aber in der Not frißt der — Jager Lebkuchen." Dann kam ein schönes achteckiges Stück mit Mandeln an die Reihe, dann kam der Plonerl ihr Roß und Reiter dran, und endlich zwei lebkuchene Wickelkinder mit weißgestreiften Fatschen und schwarzen Honigaugen. Jedes Stück ward verschlungen mit einem einzigen Schluck, meine und meiner ahnungslos schlummernden Geschwister teuere Weihnachtshabe sah ich rettungslos zu Grunde gehen. Als das eine Schüsselchen geleert war, nahm er das zweite vom Kasten. „Schau, du, da ist ja noch was!" rief er freudig und aß zuletzt auch den Inhalt des Körbleins auf.

Und als alles dahin war, wischte er sich mit einem blauen Sacktuche den Mund und die Finger ab und sagte:

„So, der erste Hunger wär zur Not gestillt. Jetzt wird ein Schluck gut thun. Wo habt denn ihr euern Schnaps? Sag, Kind Gottes, hat dein Vater keinen Branntwein im Haus? Nicht? Nicht einmal einen Schnaps? Na hörst du, das ist eine saubere Wirtschaft! Da wird's freilich alleweil kleine Kinder geben, weil sie nicht groß und stark werden können. Ohne Schnaps! Ja, sag mir doch, Zwerg, wovon lebt ihr denn eigentlich?"

Offen gestanden, das wußte ich selbst nicht. Wir arbeiteten, wir aßen, wir schliefen — und starben nicht. Wir lebten sogar recht frisch und munter, mit Ausnahme zu dieser Stunde, wo der unerhörte Hunger des Jager-Schwagers unsere Existenz mit einemmale zu vernichten drohte. Nachdem lange vergeblich auf die Heimkehr der Eltern gewartet worden war und auch die Kerze schon geendet hatte, so daß wir im Dunkeln saßen, fing der Jager-Schwager an, über die Sittenlosigkeit dieses Hauses aufzubegehren. „Da sieht man's! Wär ein Schnaps im Haus, so brauchten sie nicht ins Wirtshaus zu gehen!" Nachher kam die Frage der Liegerstatt. Ich schlug die Strohkammer vor. Da wäre es ihm zu kalt. Den Kuhstall. Da wäre es ihm zu dunstig. Die Ofenbank. Da wäre es ihm zu hart. Den Herd, da fürchtete er die Schwabenkäfer. Wie glücklich, als zuletzt Vater und Mutter doch nach Hause kamen. Der Vater nannte den fremden Mann Schwager, die Mutter nannte ihn Bruder und beide fanden es sehr brav, daß er gekommen sei, uns einmal heimzusuchen. Im blauen Bündel hatte er nichts zum Essen mitgebracht, wohl aber etwas zum Kochen, nämlich Kienholz, wie es damals von den Köchinnen als Zunder ver-verwendet wurde. Kienholz brachte er sinnig der Schwester

zum Weihnachtsgeschenk. Ob sie es noch an demselben Abend benützt, ob der Jager noch etwas zu essen bekommen hatte, oder welche Liegerstatt ihm eingeräumt worden war, das weiß ich nicht mehr, denn mit meiner Würde habe ich auch die Sorgen zurückgegeben.

Das Ehrenfest des Schneiders beim Stockerwirt war mißlungen. Begonnen hatte es auf die erfreulichste Weise: viele Leute, prächtige Blechmusik, verzuckertes Getränke; der Herr Pfarrer von Kathrein war vorhanden und rauchte seine lange Pfeife, was allemal ein Zeichen seiner besonderen Toleranz war. Wenn der Pfarrer die lange Pfeife schmauchte, da durfte getanzt werden, da durften die Bursche Schnaderhüpfeln singen, ihre Dirndeln unter den Achseln anfassen und hoch in die Luft heben. Der Pfarrer bastelte an der Pfeife um und that, als merke er nichts. Einer der Lustigsten war der Federlschneider, der flog heute thatsächlich mehr, als er ging oder saß. Trinken that er nichts als ein Glas Apfelmost. Wein war ihm unheimlich, Wein war der einzige Gegner, der ihn entschieden zu Boden brachte. Aber das gelang nicht oft, starke Getränke haßte er wie höllisches Feuer. Es war ihm so auch hübsch warm. Tanzen, das war seine Passion und kaum berührte er dabei mit den Zehenspitzen den Boden. Dazu konnte er zierlich pfeifen, machte allerlei Vögelein nach, so daß es war wie mitten im Mai. Die schlanken Burschen vergleichbar mit blühenden Lärchstämmen, die Dirnlein mit Rosenstöcken. — Als der Abend dunkelte, kam der Wagen des Bezirksvorstehers angefahren, das machte den Schneider stutzen. Er hatte geglaubt, das wäre nichts als eine gewöhnliche Tanzunterhaltung. Denn man hatte ihm gesagt, seine Dekorierung wäre verschoben worden auf ein anderesmal.

Er hatte nämlich verlauten lassen: „Wenn sie mit ihm Geschichten machen wollten, da müßten sie ihn wohl erst mit den Gendarmen ins Wirtshaus holen!“

Und als nun die Lichter angezündet waren, die Lustbarkeit etwas gedämpfter wurde und der Bezirksvorsteher an seinem weißgedeckten Tische eine feierliche Würde hervorthat, da war der Federlschneider nicht zu finden. War nicht oben und war nicht unten, nicht drinnen und nicht draußen. Sein Hut war auch weg, und wie ein Schreckhauch ging's durch das ganze Haus: „Der Schneider ist durchgegangen!“ — Sie haben angefangen, ihn zu suchen, zu suchen im Stockerhause und seiner Umgebung, bei den Nachbarhäusern, im Almbauernhof, wo er sein Wohnzimmer hatte. Aber der Federlschneider, der konnte so zierlich pfeifen... das haben sie gemerkt, aber leider nicht gehört. Die Leute blieben beisammen bis spät in die Nacht, in der Erwartung, daß man endlich doch des Flüchtlings habhaft werden würde, um ihm sein Recht anzuthun. Am schlimmsten war der Gemeindevorstand dran, der dicke, ehrenwerte Thom-Eggel. Der hatte eine große Rede im Leib und die ging ihm im Kopf herum wie ein Rad.

Wenn der Schneider nicht zustande gebracht wurde, so mußte der würdige Mann mitsamt seiner Rede ins Bett und es war kein Absehen, wann er sich ihrer entledigen konnte.

Als denn der Schneider nicht eingebracht wurde, hat der Bezirksvorsteher dem Pfarrer ein zartes Paketlein übergeben: Wenn der Schneider einmal die Gnade haben würde, vorhanden zu sein, dann möchten es Seine Hochwürden ihm anhängen. — Die Leute haben sich hernach allmählich verzogen, und so sind auch mein Vater und

meine Mutter nach Hause gekommen, ärgerlich darüber, ihre fünf Groschen für Wein und zwei Semmeln umsonst ausgegeben zu haben.

Am nächsten Morgen kam frühzeitig jemand zu uns ins Waldbauernhaus und wer war es? Der Federlschneider. Er hatte sein Werkzeug bei sich, er ließ sich Loden vorlegen, nahm dem Vater und mir das Hosenmaß und begann am großen Stubentische ruhig zu arbeiten, als ob weiter nichts wäre. Er war im Werktagsgewande, das als solches weit netter und adretter stand, als anderer Sonntagsgewand. Er war ein durchaus niedliches und überaus bewegsames Herrlein, schon ziemlich in jenem Alter, wo der Mensch nicht mehr das Haar von vorne nach rückwärts kämmt, um eine hohe Stirne zu gewinnen, sondern von hinten nach vorn, um einer ungeziemend hoch werdenden Stirn möglichst zu steuern. Im übrigen war er glatt rasiert und kaute an einem Fadenstümpfchen, dessen äußeres Ende munter auf- und niederschlug, während er auf den braunen Loden mit der Kreide allerlei Striche und Halbkreise zog als eine Wegmarkierung für die nachfolgende Schere.

Beim Mittagsessen nahmen der Schneider und der Jager-Schwager die Ehrenplätze ein. Und während letzterer bei den Knödeln und Geselchten das am Abende zuvor Vermißte reichlich einzubringen suchte, sagte mein Vater plötzlich ganz vorwurfshart: „Na, der Schneider hat uns gestern sauber sitzen lassen beim Stockerwirt.“

„Uh, na freilich,“ entgegnete der Angeredete, „ich werd just der Narr sein und mich eine Weil ansingen lassen.“

„Der Schneider hätt' halt sein Ehrenzeichen bekommen."

„Mir ist auch so schön warm," antwortete dieser und aß gar emsig mit der Gabel Krautfasern.

„Mit der Gabel heißt's nichts," unterbrach der Jager-Schwager, den Schneider belehrend, „mit dem Löffel muß man in die Schüssel fahren, sonst zahlt sich's nicht aus. So macht man's! Und er erhärtete seinen Unterricht mit einem praktischen Beispiel.

Mein Vater aber fuhr fort: „Da meint ihm's der Kaiser so gut, daß er ein Ehrenkreuzel schickt, und der Herr Bezirksvorsteher fahrt so weit her und die Leut laufen zusammen und alles für die Katz!"

Jetzt hätte aber ein anderer die Gabel weggelegt und hätt' in schönem Ernste folgendes gesagt: „Meine lieben Herren! Wenn ihr glaubt, daß ich die alte Kundel aus dem Wasser gezogen habe, damit ich auf die Brust das Kreuzel krieg, so irrt ihr sehr! Ich hab's gethan aus Menschenpflicht, ohne Gedanken auf Lohn oder Ehr, und ich will mich für meine selbstverständliche That nicht feiern lassen, dieweil manch anderer mit größeren Verdiensten unbedankt seiner Wege gehen muß. Lasset mich meine bescheidenen Werke der Nächstenliebe im Verborgenen vollbringen und mich jenen schönen Lohn genießen, der im eigenen Gewissen liegt!"

Solche Rede hätte er ganz gut auch vor dem Bezirksvorsteher halten können, nachdem das güldene Ehrenzeichen schon am Rockflügel gehangen wäre, die Leute hätten vor Rührung geweint und dann ausgerufen: „Dieser kleine Schneider hat ein großes Herz. Vivat!" Und am Ende wäre es gar noch in die Zeitung gekommen.

Aber unser Federlschneider hat die schöne Rede dort nicht gehalten und hier nicht. Er hat nichts gethan als Kraut gegessen mit der Gabel.

Da schleuderte der Jager-Schwager gäh seinen großen Löffel weg, hieb seine Hand schwer auf die zarte Achsel des Schneiders und brüllte: „Mensch, du gefallst mir! Und paß auf, was ich dir jetzt sag: Ich bin der Forstjäger vom Pusterwald und du sollst von mir was bekommen! Gieb acht! Was du von mir kriegst, das wird ein bissel was besseres sein, als ein Kreuzel oder ein Sterndel oder ein Münzel, oder was weiß ich für Tandelmandel. Nicht umsonst sollst du ins kalte Wasser geflogen sein. Du kriegst was von mir!“

Es war ein geradezu erhebender Augenblick. Und die Mutter sagte auch ein Wort: „Wenn ein Mensch so demütig ist, da verdient er erst recht was schönes.“

Der Jager-Schwager nickte noch wiederholt mit dem Kopf, sagte aber nichts mehr als: „Schneider, du kriegst was von mir!“

Und um Heiligendreikönig kam vom Pusterwald her der Bote gegangen. Er fragte dem Schneidermeister Justus nach, er trug im inneren Sack seines Mantels einen schweren Gegenstand. Als er denselben niederließ im Almbauernhof vor dem Schneider auf dem Tisch, da war's noch wie eine verhüllte Kunststatue; als aber das blaue Tuch abgenommen ward, da stand ein bauchiger Schnapsplutzer da: „Den schickt der Forstjäger aus dem Pusterwald!“

Der Federlschneider soll ein langes Gesicht gezogen und dann nachgedacht haben, ob er nicht irgendwo auf

der Welt einen grimmigen Feind hätte. Er fand aber keinen, dem er den Plutzer hätte versetzen mögen. Hingegen hieß es, daß die alte Kundel sich gar nicht mehr erwärmen könne seit jenem kalten Bad in der Fresen. Dem alten Weiblein schickte der Schneider den Branntwein: „Immer einmal ein kleines Schlüpferl!"



Als ich Schullehrer gewesen.

Ob es wahr sei, daß ich einmal Schullehrer gewesen? wurde ich vor einiger Zeit brieflich befragt. Denn in irgendeiner Gesellschaft des Reiches hatte man sich mit meiner Wenigkeit für und wider befaßt und da hätte jemand die von den übrigen bestrittene Behauptung aufgestellt, der Waldbauernbub sei einmal Schulmeister gewesen.

Ob das richtig sei?

So viel ich weiß, nein.

Das heißt —. Ganz kann ich es nicht ableugnen, und bei näherer Gewissenserforschung komme ich drauf, daß jener Jemand recht hatte. Ich war doch einmal Schulmeister gewesen, und was für einer!

Als im Jahre 1857 der alte Michel Patterer verstorben war, drohte in Alpel die Kunst des A-B-C wieder verloren zu gehen, sowie den Deutschen einst die Glasmalerei und die Kunst, Knödel zu braten verloren gegangen war. Das mußte vermieden werden. Ich fühlte mich als Hüter der Wissenschaft und hatte Lust, in die Ehren und Würden des alten Lehrers zu treten, erstens, um der schweren Feldarbeit zu entgehen, zweitens um — Spielgenossen bei mir zu versammeln. Es war, wie man sieht, ein vielfach begründetes Streben.

Meine Eltern waren unschwer zu überzeugen, daß es auch den jüngeren ihres Stammes — Mädlein wie Knaben — vorteilhaft sein würde, wenn sie christliche Bücher, Zuschriften des Amtmannes und die Papierflügeln auf den Medizinflaschen lesen konnten. Täglich auf zwei Stunden wurden mir meine Geschwister freigegeben, daß ich sie im Lesen, Schreiben und Rechnen unterwiese. Der Leuttisch in der Stube war zur Zeit von Nähterinnen besetzt. So richtete ich mir als Schulzimmer den Stubenwinkel ein, der zwischen dem breiten Elternbette und dem Ofen war. Ein Brett von der Bettstatt bis zur Ofenbank war der Tisch. Zu beiden Seiten einige Holzblöcke waren die Stühle. Das abgebrochene Stück einer Kastenleiste war das Lineal, eine Fibel und eine Schiefertafel sollten von Hand zu Hand gehen, und sonst bedurfte man nichts. Alles übrige mußte sich im Kopfe vorfinden. Meine Schuljugend befriedigte mich aber nicht recht. Der Bruder Jakob bestritt mir die Namen einzelner Buchstaben, und die Schwestern waren dumme Dinger, die immer lachten.

Ich sann nach, wieso beim alten Patterer eine größere Ordnung war. Natürlich, weil er mehr Schüler hatte. — So ging ich in die Nachbarschaft und warb Schüler. Ich thäte es ganz umsonst, ja, wenn meine Mutter Topfenstritzel backe, so bekämen sie auch davon.

Einige Nachbarn hatten mir sofort ihre Kinder probeweise zugesagt. Der alte Höfel-Zenz, er saß immer auf dem Herd seines Hauses, der nahm mich zwischen die Knie, faßte mich an beiden Ohren an, aber ganz leicht, und fragte nach meinem Alter.

„Dreizehn vorbei!“

„Sappermosthosen! — Na, die Altersschwäche wird

noch nicht plagen. Sag, Peterl, was willst du denn werden?"

Glotze ich ihm ins Runzelgesicht. Werden? Ich war's ja schon!

„Schulmeister, natürlich!"

„Ah ja so. Richtig, richtig, Schulmeister."

„Auweh!" schrie ich auf, denn er war mir auf die Zehe getreten.

„W—a—s?!" fragte er ellenlang gedehnt. „Du schreist auweh, wenn dir einer mit den Tuchpatschen ein bissel auf die Zehen tritt. Und willst Schulmeister werden? Oh, mein kleiner Mensch, auf einem Schulmeister wird noch ganz anders herumgetreten!

Dieser thörichten Rede legte ich kein Gewicht bei. Wer wird denn auf einem Schulmeister herumtreten!

„Na, geh nur, ich werde meinen Buben, den Klasel, schon schicken. Aber raufen, wenn's mir thut's!"

Als ich auf dem Heimweg über die Weide ging, wo sein Bub die Schafe hütete, winkte ich ihm wiederholt mit der Hand: „Grüß Gott, Klasel!" und schritt mit langsamen, großen Schritten fürbaß. — Strenge, das nahm ich mir vor, strenge wollte ich nicht sein. Wußte ich doch selbst am besten, daß der alte Patterer nur mit Güte bei mir was ausgerichtet hat. Einst, als er mir des Käfers im Tintenfasse wegen die Ohrfeige versetzt hatte, blieb ich nachher einfach wochenlang weg, bis er endlich gütlich und bittlich an mich herankam und mir ein Lebzeltenherz versprach, wenn ich wieder in die Schule käme. — Lebzeltenherzen hatte ich nicht zu vergeben, so durfte ich natürlich auch keine Ohrfeigen austeilen, und das umsoweniger, als meine Schüler fast alle stärker waren als ich.

Aus diesem Grunde geschah es auch, daß schon in der zweiten Lehrstunde, die wie die erste sehr feierlich begonnen hatte zwischen Bett und Ofen, ein Nachbarsbub den Vorschlag machte, wir sollten jetzt in den Schachen hinausgehen und „Esel über den Bock springen“ spielen, hingegen am nächsten Tage um eine Stunde länger Fibel lesen. Nun dachte ich, wer nicht stark ist, der muß klug sein. Vergeben will ich mir nichts.

„Esel über den Bock springen? Ich kann euch das nicht erlauben, Kinder, denn es ist Schulzeit. Aber ich will es auch nicht verbieten. Wir werden jetzt diese Seite fertig lesen und dann werde ich abstimmen lassen.“

„Wer für den Schachen nicht ja sagt, der wird gehaut!“ rief der Nachbarsbub. Alle stimmten für den Schachen. Auch meine kleine Schwester Plonele, die sonst immer Wissensdrang heuchelte, hub ihr Bratzlein auf: „In den Schachen, in den Schachen!“

Einige Zeit früher, als ich des „Hasenöls“ wegen in Bruck gewesen war, hatte ich Schulknaben gesehen, die im Garten der Reihe nach über einen mit Leder überzogenen Holzbock sprangen und der Lehrer kommandierte sie dazu wie Soldaten. „Turnen“ hieß man das, eine Leibesübung, die nach neuem Brauch auch zur Schule gehörte. Als meine Schuljugend nun einstimmig für den Schachen war, erhub ich meine Stimme und rief strenge: „Schachen hin, Schachen her! Jetzt ist Turnstunde. Jetzt gehen wir Bockspringen. Marsch!“ — So hatte ich den Anschein meiner Herrlichkeit gewahrt und kann sich's auch mein Leser merken: „Willst du, daß dir die Leute stets gehorchen, so befiehl ihnen gerade das, was sie selber thun wollen. Da die Knaben keine hölzernen Turnböcke hatten, so gaben

sich die Mädel dazu her, indem sie tief gebückt auf Füßen und Händen dastanden und die Jungen über sich springen ließen. Ich war natürlich der Turnmeister, hütete mich aber wohl, auch nur einen Sprung zu machen, um nicht etwa die Meinung zu zerstören, daß ich der beste Springer sei. Das hinderte sie keineswegs, sich im Schachen in wilder Knabenlust auszutoben.

Um meine Zöglinge nächstens doch wieder zu den Schulbüchern zurückzulocken, stellte ich ihnen bei der Prüfung am Schlusse des Monates Prämien in Aussicht. Die A-B-C-Schützen waren noch die ehrgeizigsten, sie wußten in wenigen Tagen die Namen der vierundzwanzig kleinen Burschen, die seit vierhundert Jahren größere Reiche erobert hatten, als alle Heere der Welt zusammen. Das Zifferrechnen wollte gar nicht gehen, hingegen waren die Finger an der Hand die denkbar bequemste Rechenmaschine. Die Schreibaufgaben wurden häufig illustriert. Zumeist ein Kopf mit langen Ohren und langer Nase. Ich hatte nie den Mut, die Künstler zu fragen, wer das sein sollte. „R!“ rief die kleine Schwester, die auf dem Ofenmäuerlein saß und ihren Finger gar so harmlos an den genannten Buchstaben legte.

Ich war zur Zeit im Besitze eines alten Pulverhornes, wie es einst die Jäger an grüner Schnur seitlings getragen hatten, ferner hatte ich vom verstorbenen Oheim, der „Uhrendoktor“ gewesen, ein paar in Bein gefaßte Brillen inne und endlich war ich Eigentümer einer mausgrauen Pelzhaube, an der man rechts und links Tuchlappen über die Ohren herabbinden konnte. Diese Schätze stiftete ich als Ehrengaben für jeden besten Schüler im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Prüfung kam heran. Den alten

Höfel-Zenz, den ich ein wenig als Gönner meiner Schule betrachtete, lud ich ein, der sollte den Schulinspektor abgeben. Ich hatte ihm in der Stube nächst dem „Schulzimmer" den Großvaterstuhl hergerichtet. Er kam, setzte sich hinein, behielt aber den breitkrempigen Hut auf dem Kopf und die Pfeife im Mund, was mich so irre machte, daß alle feierliche Stimmung zum Kuckuck ging. Unter den Schülern war leidliche Zucht, ich ließ lesen, schreiben und rechnen, und zwar das Urelementare im A-B-C, und die ewige Wahrheit, daß zweimal zwei gleich vier ist. Bei einigen ging es recht notig, aber sie brachten es ziemlich richtig vor, ein paar aber ratschten ihre Wissenschaft mit großer Zungengeläufigkeit herab, an der nur die Kleinigkeit auszustellen gewesen wäre, daß fast alles unrichtig und falsch war. Natürlich nickte ich stets zufrieden mit dem Kopf und hütete mich, auch nur einen Fehler auszubessern. Darob ließ freilich auch der alte Höfel-Zenz sein Köpflein bewundernd wackeln, jetzt that er auch den Stinktiegel vom Gesicht, spuckte über das Ehebett hin in den Stubenwinkel und sagte: „Deuxels Fratzen seid's, daß' schon lesen und rechnen könnt's, wie der Herr Verwalter! Hätt mir's nit erwartet von dem Rotzbuben, daß er schon so brav schulhalten kunnt! Wie der Pfarrer thun's lesen, daß nur gleich alles scheppert, die Schlingel, die verschwammelten! So ein kleberer Nixi da, dem die Windeln schier noch beim Hösel heraushängen! Und schon so schulhalten können! Wirst halt einer werden müssen, bist eh sonst zu nix."

Auf solche Anerkennung blickten meine Schüler auf mich her voller Hochachtung und Geringschätzigkeit zugleich, ganz im Geist der Rede des verehrlichen Inspektors. Und dann wurde die Preisverteilung vorgenommen. Meine

Schwester erhielt das Pulverhorn, der Klasel die Brillen, der Grabenhupfer Franzel für sein fixes Rechnen die Pelzhaube. Nun mochte der gute Rechner auf etwas Besseres gerechnet haben, als auf eine schäbige Pudelhaube, er schmiß sie dem Höfel-Zenz an die Beine, worauf dieser ihn mit zwei Fingern beim Ohrläppchen nahm und es wie eine Schraube drehte: „Werden wir halt einmal ein bissel uhraufziehen, vielleicht, daß nachher im Köpfel doch der Verstand anhebt. Aften wollen wir das Pelzkappel schon noch aufsetzen.“

Der Klasel war übrigens mit seinen Brillen auch nicht zufrieden, wollte das Pulverhorn haben. Ans Schießen dachte er, allerdings nicht ermessend, daß zum Horn auch noch Pulver und zum Pulver das Gewehr gehört. Darauf kam er erst, als das Horn durch Tausch für die Brillen sein Eigentum geworden war, und also einen Schock unerfüllbarer Wünsche in ihm geboren hatte. Meine Schwester wollte die Brillen sofort an das Nasel stecken, blieben aber auf dem kleinen Ding nicht stehen; und als sie doch ein wenig durchguckte, konnte sie durch diese guten Gläser sehen, wie es ist, wenn man nichts sieht, wenn man die Augen aufmacht in den helllichten Tag, und nichts sieht, als nebelige Sachen, die alle ineinander rinnen.

So hatte ich mit meinen Prämienstiftungen schon das Richtige getroffen, jedes war unzufrieden mit der seinigen, und die mehreren, die nichts bekommen hatten, waren es noch am meisten.

In den Vakanzen, während des Herumarbeitens im Heu und Korn, legte ich mir manchmal die Frage vor, ob für nächstes Jahr meine Schule nicht einen andern Geist bekommen sollte? Eine Schulreform, die sich aber

in erster Linie auf den Schullehrer selbst beziehen sollte. Vor allem mußte er älter werden, und das wurde er bis zum nächsten Winter. Dann mußte er gescheiter werden, und das wurde er nicht. Denn als der Winter kam, machte er mit Kreide an der Hausthür bekannt, daß das neue Schuljahr beginne.

Die Nachbarn thaten diesmal aber nichts desgleichen, nur einer warf es mir so im Vorbeigehen über die Achsel zu, er schicke seinen Buben nicht mehr. Das sei ein kindisches Wesen und es käme nichts dabei heraus. Der Knabe des Höfel-Zenz, der Klasel, sandte mir ein zierlich zusammengefalztes Brieflein, in welchem nichts Geringeres stand, als der folgende Bericht:

„I g nima, kan e scha lesen un schreim a.“

Nun also! Das war doch ein Erfolg. Und was für einer! Mit so wenigen Buchstaben so viel zu sagen! — Übrigens war das aber auch die einzige schriftstellerische Leistung des Klasel. Später ist er Eseltreiber geworden. Nun, da kam er mit seinen Konsonanten ja reichlich aus. Dem Esel war er noch über.



Als wir unschuldiges Blut vergossen haben.

Blutvoll, blutvoll waren sie, die Leute des Waldlandes. Aber die Feldzüge nach Italien oder nach Böhmen oder anderswohin liebten sie nicht. Die Kriege machten sie sich selber nach Bedarf in den Samstagnächten auf der Gasse, oder Sonntags im Wirtshaus. Da konnten sie Krieg erklären und Frieden schließen, wann sie wollten. Waren etliche Löcher geschlagen, aus denen das überschüssige Blut entweichen konnte, so wurde der Frieden geschlossen und Männer, die sich früher geschlagen und gestochen hatten, gingen nun mit verbundenen Köpfen gemütlich miteinander heim.

Das galt aber nur von den Männern, von den jungen und reckenhaften. Die anderen, die durchaus friedliebenden, die nichts schlagen konnten, als die Bäume, und nichts stechen, als die Schweine — die mußten sich bei Blutüberfülle anders behelfen — sie gingen zum Bader. Der Schröpf und der Aderlaß, das waren dazumal neben Lebensessenz und Rosenbuschbalsam die Universalmittel gegen alle Krankheiten. Die Vollblütigen, auch wenn sie gesund waren, gingen alljährlich zum Aderlaß, um sich zu sichern

vor dem Schlagtreffen. Die Blassen und Bleichsüchtigen gingen auch zum Aderlaß, weil man glaubte, daß denen das Blut in den inneren Organen gestockt sei und man es durch einigen Ablauf flüssig machen müsse. Ein rüstiger Jägersmann hatte mir einmal vertraut, es wäre viel leichter brav bleiben, wenn der Mensch öfters zum Aderlaß ginge. Ob man noch heute im Walde solche Blutzeugen der Bravheit finden kann? Die heutigen Waldburschen nehmen eher Eisentropfen zu sich, damit ihnen das Blut nicht zu wenig wird. Wohin sie's vorher verschwenden, das weiß ich nicht.

Der erste Anlaß zum Aderlaß war gewöhnlich eine „hitzige Krankheit" in der Jugend. Und es ging der Glaube, daß, wer einmal angefangen, nicht mehr aufhören dürfe. Versäume er den rechtzeitigen Aderlaß, so komme irgend eine schwere Krankheit über ihn oder gar kurzerhand der Schlagfluß. Waren sie dann gesund oder krank, vollblütig oder blutarm, sie gingen alljährlich zum Aderlaß. Der Bader meinte, schaden thäte es nie, Blut wachse nach wie Klee auf der Wiese, daran junger allemal frischer und süßer sei, als alter, abgeblühter. Diese Kleewissenschaft mußte den Bauern einleuchten. Noch lieber als die Männer gingen die Weiber, was mich erst nachträglich besonders wundert. Sie gingen zum Aderlaß als Mädchen wie als Mutter, ja noch als Greisin glaubten sie, daß junges Blut nachwachsen würde, wenn das alte heraußen wäre.

Wenn die Jahreszeit seit dem letzten Aderlaß um war, dann meldeten sich auch thatsächlich gleich Beschwerden. Kopfschmerz, Gliederschwere, Abgeschlagenheit, Schwindel. Besonders, wenn letzterer sich einstellte, war es höchste Zeit, zum Bader zu laufen, um dem Schlaganfall zuvorzukommen.

Bei vielen macht sich das Bedürfnis fühlbar im Frühjahr, wenn die Knospen sprangen.

So war es auch bei meiner Mutter. Um den Mai herum war allemal die Rede vom Bader. Sie säume schon zu lang, es wäre höchste Zeit; des Morgens, wenn sie aufstehe, tanze die ganze Stube um sie herum. — Da ging sie denn endlich in Begleitung einer Magd oder des Vaters den stundenlangen Weg nach Langenwang zum Bader. Begleitung war deshalb nötig, weil auf dem Heimweg manchmal Ohnmachtsanfälle drohten. Und einmal, als wieder der Tag kam, stand es so, daß mir, weil sonst niemand vorhanden war, die Aufgabe zufiel, die Mutter zu begleiten. Ich war zur Zeit ein junger Mann von nicht ganz sieben Jahren, und wie es in meiner Erinnerung ist, so will ich's erzählen.

Des Morgens im Sonnenschein davon und in die weite Welt hinaus, als die mir damals das Mürzthal galt, das war eine große Freude. Daß die Mutter in ihrem Armkörbchen so viele Tücher und Binden mit hatte, fiel mir nicht auf. Erst später, als die Schluchten dunkel geworden waren und die weltfernen Gegenden wieder licht, als auf der Landstraße lauter fremde Leute zogen, bettelnde Handwerksburschen, fluchende Fuhrleute, schreiende Zigeuner, wurde mir unheimlich in der Ahnung, daß in dieser schrecklichen Fremde der lieben Mutter, die so still und gütig neben mir herging, heute was geschehen würde.

So kamen wir nach Langenwang zum Bader. Vor seinem Hause stand ein blühender Kirschbaum, unter demselben liefen Kinder herum, schrien und lachten in den Baum hinauf, und oben im flaumigen Geäst kletterte der Bader auf und nieder. Er hatte ein altes bartstoppeliges

Gesicht und eine graue gestrickte Wolljacke an und er stellte einem buttergelben Falter nach, der in und um den Baum munter hin- und herflatterte, als wollte er den Alten necken. Wir standen unten, meine Mutter hüstelte, daß der Bader uns gewahren möchte, er lugte auch zwischen den Ästen einmal herab, ohne sich in seiner Schmetterlingsjagd weiter stören zu lassen. Vor dem Hause auf der Bank saß ein borstiger Mensch, der wartete und wartete, und endlich schrie er hinauf: „Na, Bader, werst noch nit bald so gnädig sein und herabsteigen? ’s ist not, mein Weib hat das Nervenfieber!“

Antwortete oben der Bader: „So, das Nervenfieber hat s’? Na, wenn du’s eh kennst, was gehst denn noch zum Arzt? Jetzt habe ich keine Zeit. Siehst es denn nit, daß die Kinder den Falter haben wollen?“ und fächelte mit seinem Hut in die Luft hinaus, um den Gelben zu fangen.

Sagte hierauf der Borstige: „Wenn du selber nit so viel Vertrau hast auf deine Medizin, daß dir das gelbe Vieh wichtiger ist, nachher — behüt dich Gott!“ Und ging mit seinen krummen Knien heftig davon.

Mir war dieser borstige Mann sehr zuwider vorgekommen. Wo der Bader eh so ein lieber Mensch ist und den Kindern Falter fängt! Nein, der gute Mann! der thut meiner Mutter nicht weh.

Als dem Schmetterling der Spaß zu langweilig wurde, flog er hoch im Zickzack gegen den blauen Himmel und der Bader stieg schnaufend vom Baum und jagte die Kinder auseinander. Als er das Anliegen der Mutter vernahm, wies er uns hinein in die Stube, dort sollten wir warten. — Ganz verwunderlich bald kam eine Frau in weißer

Haube und brachte eine große grünglasierte Schüssel. Ich erschrak ein wenig, ohne recht zu wissen, warum. Meine Mutter packte das Verbandzeug aus, und als der Bader erschien, entblößte sie den Arm. Der Mann betastete und beguckte die großen bläulichen Adern und sagte: „Waldbäuerin, es ist wieder einmal die höchste Zeit. Nit einen Tag mehr kunnt ich dir sicher versprechen, alle Augenblick kann's geschehen sein. Wenn 's Blut ins Hirn steigt, bist fertig." Jetzt that er aber selber mit den Vorbereitungen so langweilig um, daß ich die größte Angst bekam, es stiege derweil ins Hirn. Endlich zog er aus dem Sack das Schnappmesser, aber in demselben Augenblick stürzte die weißhaubige Frau zur Thür herein: Vom Stall wären die Ferkeln ausgekommen und liefen im ganzen Dorf umher. Da that der Bader einen erklecklichen Fluch, schmiß das Schnappmesser auf den Tisch und ging Ferkel fangen.

Das ganze Jahr ist mir nicht so lang vorgekommen, als die Zeit, da wir jetzt warten mußten. Unverwandt blickte ich die Mutter an, die ergeben da saß und sich manchmal mit dem roten Handtüchel übers Gesicht fuhr. Als die Ferkeln wieder im Stalle geborgen waren, saß sie, gottlob, immer noch aufrecht da. „Jetzt werden wir's bald haben!" sagte der Bader, und kurze Zeit darauf schlug das Schnappmesser in die Ader des linken Armes. Und jetzt war ein schwarzer Springbrunnen da, der in die Schüssel plätscherte, wie daheim der Wasserquell in den Trog. Mir war gar behaglich im Ansehen dieses Brunnens, denn mit demselben ergossen sich ja alle möglichen Krankheiten, namentlich die Gefahr des „Gehirnschlages" in die Schüssel. Als aber diese mehr als zur Hälfte voll war, und der Strahl immer noch rann, da wurde mir bange.

Der Bader hielt meiner Mutter eine Essigflasche unter die Nase. Und endlich legte er den Verband an. Die Schuldigkeit war ein Zwanziger, das Blut wurde draußen auf den grünen Rasen ausgegossen und meine Mutter wankte blaß und erschöpft wegshin. Ins Wirtshaus gingen wir, und da war es gut. Braten, Semmelschnitten mit Zucker und Zimmt in Wein gebeizt und noch ein Glas Wein extra. Blutmachende Mittel hatte der Bader verordnet. Die dicke Wirtin saß neben uns am Tische, legte ihre Arme gekreuzt über den Busen, war sehr mitleidig und erzählte Geschichten, wie Aderlässe den Tod gebracht hätten.

Nach dem Essen war der Mutter ums Rasten, und am Nachmittage gingen wir den Heimweg an. Auf der weißen Straße und an den kahlen Bergböschungen der Jllach war es noch heiß. Im Trabachgraben am Waldhang und neben dem schäumenden Wasser wurde uns frischer, und ich kleiner Schlingel kam mir wichtig und bedeutsam wie ein Großer vor, als Begleiter und Beschützer der Mutter so einherzusteigen! Für alle Fälle hatte ich meine Vorschriften, die der Vater mir eingeschärft. Aber sie schienen überflüssig zu sein. Es kam der steinige Waldsteig bergan, die alten Bäume deckten uns mit ihren Astwüchsen ein, wie ein grünes Gewölbe, und mancher Windbruchstamm lag knorrig und spießig über dem Wege, so daß wir mühevoll drunter durchkriechen oder darüber klettern mußten. In dieser Wildnis stolperte die Mutter, fiel zu Boden und stieß ihren Arm an einen Stein. Sie erhob sich sehr schnell und brummte ein wenig, aber nicht über den schlechten Weg, sondern über ihre Ungeschicklichkeit. Da könnte man sich sogar wehthun, meinte sie. Daß sie sich wehe gethan hatte, verschwieg sie. Nach einem Weil-

chen, als wir zum Anger kamen, der mitten im hohen Walde liegt und wo der Fußsteig an die Straße stößt, setzte sich die Mutter, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf den Rasen. Ein in Essig getränktes Tuch, das sie mit hatte, that sie fast hastig hervor, fuhr sich damit über die Stirn, an den Mund, dann sagte sie zu mir: „Ein klein Randel schlafen laß mich. Sieben Vaterunser sollst beten, nachher wecke mich wieder auf."

Sie lehnte sich zurück aufs Moos und schlief. Etwas zu schnell mochte ich das Vaterunser siebenmal hergesagt haben, sie hatte noch nicht ausgeschlafen. Mir fiel der Ausspruch des Vetters Jakob ein: „Im Schlafen wachst beim Menschen das Blut am geschwindesten." Auf dem Anger standen allerhand rote, blaue und weiße Blümlein, die brockte ich zu einem Strauß und legte ihn der Mutter heimlich auf die Brust. Wenn sie sich dann beim Erwachen darüber wundern würde, wollte ich sagen: „Ja, Mutter, dieweil Ihr geschlafen habt, sind die Blumen aus der Brust hervorgewachsen." — Daneben, im Walde drüben, schrie eine Amsel, und da dachte ich an jenes Märchen, in welchem ein Vogel den im Walde verirrten Kindern zurief: „Eilet, eilet, es kommen Räuber!" Rasch versuchte ich, die Mutter zu wecken, zupfte sie am Kleid, berührte sie am Haupt. Sie schlief, im Gesicht blaß wie das Essigtuch, mit dem das Antlitz halb gedeckt war. Zwischen den Binden des Armes rieselte das Blut hervor und sickerte in raschen Tröpflein auf das Gras. Ich hatte für alle Fälle Vorschriften gehabt, die waren vergessen, ich wußte nichts und nichts. — Wenn's so war, wie mir's heute vorschwebt, so begann ich nun über den Anger hin und her zu laufen und in den Wald hineinzurufen um Hilfe. Im Walde

knisterte es, ein Hirsch setzte zwischen den Stämmen dahin, mit hochgehobenen Geweihen, plötzlich wendete er sich, sprang heran, an mir vorbei in den Anger und mit gespanntestem Satz über meine Mutter dahin. Fast der Boden hat gedröhnt, sie ist nicht aufgewacht. Das Tier war zurückgescheucht worden von einem klappernden Scheiterkarren, der die Straße herankam. Den Fuhrmann, der oben saß und ein Liedel pfiff, rief ich an: „Komm mir zu Hilf, ich weiß nit, was es mit meiner Mutter ist. Sie will nit mehr aufwachen!“

„Recht hat sie,“ antwortete der Fuhrmann, hieb auf das Roß ein und fuhr weiter. Ein scheckiges Hündlein hatte er mit, das umkreiste bellend den Karren, dann lief es zu mir, sprang mich an, schnupperte am Lager meiner Mutter herum, begann an ihrem Arm das Blut zu lecken und an ihrer Stirn die Tropfen. Auch dem Tiere schrie ich zu: „Hilf mir, du lieber Hund!“ Der aber lief keifend dem Fuhrmann nach, gleichsam: Schämst dich denn nit, Christof! So davon zu fahren! Geh doch erst sehen, was ihr ist! — Und das ist auch wahr, mochte sich der Christof gedacht haben, es muß richtig was geben, weil der Hund so thut. Will doch umkehren und sehen, was ist. So wendete er das Fuhrwerk, fuhr wieder herbei, hing das Roß an einen Baum an und ging herab zu dem Anger. Als er sie sah, und das Blut, und die Waldbäuerin erkannte, murmelte er: „So steht's! Na, dann muß man sie heimführen.“ Trug sie wie ein Kind auf den Armen zum Karren, wo er sie neben der Straße niederließ. Während er die Scheiter ablud, begann sie zu sich zu kommen. Ihr erster suchender Blick war nach mir. Auf mein Hinsinken an ihre Brust und lautes Weinen sagte

sie leise: „Hab ich denn so lange geschlafen? Aber jetzt ist mir schon besser. Du, mich däucht, es sind die Binden ledig geworden. Bluten, das thät nit gut sein.“ Und band sich selbst die Fatschen fest, das eine Ende mit den Zähnen haltend, das andere mit der rechten Hand um den linken Arm windend.

„So, mein Bübel,“ sprach sie wohlgemut, „und jetzt rucken wir in Gottesnamen wieder an.“

„Was?“ lachte der Christof, „jetzt, wo ich die Scheiter hab abgeworfen, will die Waldbäuerin auf den Füßen heimgehen? Wo ihr just totenschlecht ist gewest! Gewiß beim Bader gewest! Gewiß auf dem Aderlaß! Unschuldiges Blut vergießen! Dummheiten!“

Weiter, däucht mich, hat er nichts gesagt, hat meine Mutter auf den Karren gelegt, hat mich auch dazugethan, das scheckige Hündlein ist selber hinaufgehüpft und hat sich niedergelegt zu der Mutter ihren Füßen. Der Christof — er hat ein blaues Jackel angehabt und eine Zipfelmütze auf, ich sehe ihn heute noch — ist zu Fuß gegangen, hat das Roß geführt und hat uns zur Abenddämmerung glücklich heimgebracht ins Waldhaus.



Das Schläfchen auf dem Semmering.

Das Mittagsmahl war vorüber. Den Rest der Milchsuppe hatte der Kettenhund bekommen, der dankbar mit dem Schweife wedelnd die Schüssel so blank leckte, daß die roten und blauen Blumen, sowie die Zahl des Geburtsjahres der geräumigen Thonschüssel klar zum Vorscheine kam. Der Hund beleckte, gleichsam zum Danke, dann auch noch die Blumen und die Jahreszahl, und gut war's. Den Rest der Schmalznocken hatte die Bäuerin dem alten Zottentrager (Lumpensammler) verehrt, der auf der Ofenbank saß bei seinem großmächtigen Bündel, in welchem alle alten Fetzen von Alpel beisammen waren und der Papiermühle harrten. Der Zottentrager nahm weder die „Zotten" umsonst, noch die Schmalznocken, er that ein Täschlein auseinander und bot der Bäuerin zur Gegengabe drei Ellen blaue Schürzenbänder und ein paar englische Nadeln. Der Großknecht nannte ihn trotzdem einen Lumpenkerl.

Als wir vom Tische aufstanden, um wohlgesättigt wieder dem Tagwerke nachzugehen, steckte der Großknecht Rochus einen Ballen Tabak in den Mund. Trotzdem vermochte er noch zu reden und zum Hausvater das Wort zu

sagen: „Bauer, brauchst du heute das Bendel?“ Bendel, das ist nämlich der geringschätzige Ausdruck für einen nichtigen kleinen Buben, der den Leuten unter den Beinen umherschlupft, wenn er beim Vieh nichts zu thun hat. Das Wort Bendel mußte auf mich passen, weil der Zieselhofbauer, bei dem ich damals als Schafhirt angestellt war, auf mich herabschaute und die Achseln zuckte. Er brauche mich nicht. Die Schafe seien ja in der eingezäunten Halde.

„Wenn du ihn nicht brauchst, so brauch ich ihn,“ sagte der Knecht. „Wenn ich morgen ins Österreichische hinaus soll mit dem Leab, so muß das Vieh heut ein paar Stunden umgetrieben werden auf dem Anger.“

Der Leab, das war durchaus kein „Vieh“, wie der Knecht in seiner Grobmauligkeit sagte, sondern das war unser falbes Öchslein, der Liebling des Hauses. Es mußte besonders brav sein, denn es wurde besser gehalten, als die anderen Rinder, es bekam Heu statt Stroh und Salzrübenbräu statt Spreufutter. Warum die Bevorzugung? Weil der Leab eben ein lieber Kerl war und so schön jodeln konnte. Wenn er satt war und vor dem Stalle stand, so begann er zu lauten, die Töne, die er in kurzen Zwischenräumen ausstieß, waren wie heller Juchschrei, der drüben im Wald klingend widerhallte. Die anderen konnten es bei weitem nicht so. Ich wußte damals noch gar vieles nicht, unter anderem auch, warum der Leab so schön jauchzte. War es, weil es gar so lustig ist auf dieser Welt, wenn man nicht an den Pflug muß und so guten Salzrübenbräu kriegt, oder war es, weil er Genossen und Genossinnen herbeirufen wollte von den Weiden, oder war es, weil der Wald sein Jauchzen so munter beantwortete. Kurz, es machte sich alles so fein und nett mit dem Leab, und

das war nicht bloße Höflichkeit, wenn es hieß, daß er sehr gut aussehe. Mit diesem lieben Öchslein nun sollte der Knecht Rochus am nächsten Tage ins Österreicherland reisen, über den Semmering hinüber. Man sprach gar von Wien, wo der Leab, wie es hieß, sein Glück machen sollte.

„Sodl, jetzt komm einmal, Bendel, nichtiges!" Also hat der Knecht mich geworben. „Jetzt führ den Leab aus dem Stall auf den Anger und treib ihn ein paar Stündlein langsam herum. Na, hast mich verstanden?"

Nun war das vom Leab eine besondere Gefälligkeit. Wenn ich ein gesunder starker Ochs bin, wie der Leab, so lasse ich mich nicht von einem siebenjährigen Jungen, den sie noch obendrein das Bendel heißen, mir nichts dir nichts auf dem Anger umhertreiben. Entweder ich gebe ihm einen Deuter mit dem Hinterbein, daß er mich in Ruh lassen soll, oder ich tauche ihn mit dem gehörnten Kopf zu Boden. Mein Leab aber erkannte mir die Oberhoheit zu, oder es war ihm nicht der Mühe wert, einem winzigen Knirps sich zu widersetzen; er ließ sich gutmütig treiben. Etwas schwerfällig trottete er auf dem Rasen dahin, ich trappelte barfuß hinter ihm drein und wenn er stehen bleiben wollte, um sich zu lecken oder eine Schnauze voll Gras zu sich zu nehmen, so versetzte ich ihm mit der Gerte einen leichten Streich an den Schenkel, daß er weiter ging. So hatte es der Knecht angeordnet. Ich wußte nicht, was das Herumtrotten heute zu bedeuten hatte und mein Leab wußte es wahrscheinlich auch nicht. Der Mensch, wenn er etwas nicht weiß, macht sich Sorgen darob, der Ochs nicht, trotzdem kam letzterer genau so weit als ich — etwa fünfzigmal um den Anger herum.

Am Abend, als wir müde und mit steifen Beinen in

den Stall gingen, habe ich's erst erfahren, weshalb die Rundreise verhängt worden war. Der Leab mußte sich für seine bevorstehende Fußpartie ins Österreicherland eingehen, weil er das Marschieren nicht gewohnt war. Bei mir stand die Sache nicht viel anders, denn auch ich war auserlesen, die Reise mitzuthun.

Am nächsten Frühmorgen hatten wir, der große Knecht Rochus und der kleine Bendel, unser Halbfeiertagsgewand angelegt, ich auch mein neues Paar Schuhe, dann aßen wir Sterz und Milch, und der Leab bekam noch einmal seinen Salzrübenbrei. Während er mit Behagen sein Frühstück verzehrte, ahnungslos, daß es das letzte war in der Heimat, striegelte ihm der Ziegelhofbauer noch die Haare glatt und betastete mit Wohlgefallen den rundlichen Leib.

„Unter hundertsechzig treibst ihn wieder heim," sagte er dann zum Knecht. Das war mir nicht ganz verständlich, der Rochus aber nickte seinen Kopf. „Geh nur her, Öchsel!" sprach er und legte dem Genannten den Strick um die Hörner. Ich stand hinten mit der Gerte. Als wir so zu dreien durch das Hofthor hinaus davonzogen, brüllten die anderen Rinder des Stalles, und der Leab stieß ein paarmal sein helles Jauchzen aus. War ihm wirklich so wohl ums Herz, weil es jetzt in die helle Fremde ging, oder hatte der Arme nur einen einzigen Laut für Freud und Leid? Die Hausleute schauten uns nach, bis der Weg sich verlor im Schachen.

Anfangs ging's etwas rostig, es waren uns die Beine noch steif von der gestrigen Angerwanderung, aber schon über dem Alpsteige wurden wir gelenkiger, und im Mürzthale trabten wir zu acht Füßen ganz rüstig fürbaß.

„Sodl," sagte der Knecht, „bis die Sonne abi geht, müssen wir z'Gloggnitz sein. Heimfahren können wir morgen auf dem Dampfwagen, ist sicherer mit dem Geld."

Und kam es jetzt auf, was der Rochus im Sinn hatte. Den Leab wollte er verkaufen. Zu Gloggnitz an einen Viehhändler, der ihn dann nach Wien führen würde. — Nein, das konnte dem Knecht nicht ernst sein. Verkaufen, den Leab! Derselbe Knecht hatte früher einmal am Feierabend eine Geschichte erzählt, wie ein Mann seinen Bruder an den Juden verkauft hatte .... Und stimmte denn das mit dem, was meine Mutter daheim oftmals gesagt hatte, nämlich, daß auch das liebe Vieh unserem Herrgott gehöre, und daß Ochs und Esel die ersten gewesen, die beim Christkind Wache gehalten? —

Weil die Straße so breit und glatt vor uns da lag und das Öchslein so willig fürbaß ging, so konnten wir plaudern. Daheim plaudert kein Knecht mit dem Schafbuben, am wenigsten der ruppige Großknecht mit dem Bendel, aber in der Fremde schließen die Menschen sich nahe aneinander, selbst wenn ein Ochs dazwischen ist.

„Was wird er denn nachher machen, der Leab, z'Wien?" fragte ich.

„Der wird totgeschlagen," antwortete der Knecht. Ich lachte überlaut, weil ich das grobe Wort für einen feinen Witz hielt.

„Übermorgen um die Stund hängt er schon an den Hinterbeinen beim Fleischhacker," setzte der Knecht bei. Mir ward plötzlich bange, ich schaute dem Leab ins Gesicht, das glotzte harmlos drein; er hatte nichts verstanden, gottlob. — Fleischhacker! Ich hatte den Namen übrigens schon gehört. Als daheim die Mutter einmal schwer krank

gewesen war, hatte der Arzt ein Pfund Suppenfleisch verordnet, zum Kraftmachen. Das war auch beim Fleischhacker geholt worden.

„Hi, Leab!“ sagte der Rochus und zog am Strick.

Dann fuhr er fort, wunderlich zu sprechen: „Das beste Fleisch geht allemal nach Wien. Wenn unsereiner auf der Kirchweih beim Fleischhacker im Dorfe ein Stückel kauft, kriegt man ein wiedenzähes Luder.“ — Was er nur da redet!

Als wir beim jungen Lärchenwald am Anfang des Semmeringberges waren, wußte ich alles. Es war ganz unerhört. — Zurückführen nach Alpel konnte ich den armen, armen Leab nicht, ich hätte mit dem Knecht darum bis auf den Tod raufen müssen. Der Knecht Rochus hatte eben vom Bauern den Auftrag, den Leab in Gloggnitz dem Fleischhacker zu überantworten! Dann sollte das gute Ochsl zur Schlachtbank geführt, dort mit einer großen Hacke niedergeschlagen und hernach mit einem langen Messer erstochen werden. Alsdann sollten ihm die schönen schwarzen Hörnlein vom Haupte geschlagen und die Haut herabgezogen werden. Dann sollten ihm die Eingeweide herausgerissen und das Fleisch in tausend Stücklein zerschnitten werden. Und diese Stücke würden gekocht, gebraten, von den Wienern verzehrt, so wie der Wolf das Schaf frißt, und die Katze die Maus! — Mir ward blau vor den Augen, ich taumelte hin an den Rain. Der Rochus steckte mir einen Bissen Brot in den Mund.

Später, wieder zu mir gekommen, schaute ich den Leab an. Der biß einen Grasschopf ab und kaute ihn mit aller Behaglichkeit hinab. Er weiß von nichts. Er hat's

gehört, aber nicht verstanden. O, argloses Gottesgeschöpf! — Ich hub an, laut zu brüllen.

Der Rochus lachte und gab mir zu bedenken, daß ich selbst schon Ochsenfleisch gegessen hätte! Ich selbst? Das war noch schöner! — Ja! Am Leihkauftag, wie uns der Bauer beim Wirt Braten mit Salat gezahlt. Das sei so etwas gewesen. — Mir wurde übel. Braten hatte ich freilich gegessen, er war sogar sehr gut gewesen, aber daß das ein Stück Tierleib sollte gewesen sein! Daß es ein Stück von einem Ochsen sollte gewesen sein, der vorher gerade so warm gelebt, und vielleicht so hell gejauchzt hatte, wie der Leab! — Und daß die Menschen so etwas thun!

Als mir das erstemal die Gewißheit ward, daß alle Menschen sterben müssen, auch ich — da war mir nicht so abscheulich weh ums Herz, als an diesem Tage, wie ich erfahren, daß der Mensch das Tier ißt, mit welchem er vorher so zutraulich beisammen gelebt hat.

„Was ist denn das?" fragte der Rochus und stupfte mit dem Stock auf meinen Fuß. „Ist das nicht ein Schuh?"

„Das ist mein Feiertagsschuh," gab ich artig zurück.

„Gelt, und mit dem gehst du in die Kirche und betest fleißig. Sag mir schön, hast du die Scheckige noch gekannt, die unser Bauer im vorigen Jahr für ein Kalb umgetauscht hat?"

„Die scheckige Kuh, die mit dem Melkstuhl geschlagen worden ist von der Stallmagd, weil sie keine Milch geben hat wollen?"

„Richtig. Und geben hat sie keine wollen, weil sie keine mehr im Euter hat gehabt, und deswegen hat sie

unser Bauer fortgetauscht. Was meinst, Schafhalterbub, wo wird sie sein jetzt, die scheckige Kuh?“

Riet ich: „Auf der Fischbacher Alm.“

Sagte er: „O Tschapperl, auf der Fischbacher Alm! Wo du jetzt in ihrer Haut steckst!“ Und tippte wieder auf meine Schuhe. — Mich machten diese Offenbarungen ganz verwirrt. Inwendig Ochsenfleisch, auswendig Kuhhaut! Und so einer will Kind Gottes sein?! —

Auf der Semmeringhöhe, wo die grünen Matten waren, wollte unser Leab auf einmal nicht weiter, sondern setzte sich nieder.

„Das ist gar nicht so dumm!“ meinte der Rochus und setzte sich auch in den Schatten einer Lärche, denn es war heiß geworden. Ich hockte ebenfalls hin und lugte heimlich auf das Öchslein. Das that gemütlich wiederkauen, der Knecht that's auch an seinem Tabak, und dabei kratzte er das Tier zärtlich hinter den Ohren. Der Leab war dessen froh und streckte traulich den großen Kopf so zurecht, daß der Rochus gut krauen konnte. Und jetzt dachte ich: Wie doch der Mensch so falsch sein kann! — Ich meinte damit den Knecht und mich und alle, die ein Haustier so lieb haben, daß sie dasselbe endlich zur Schlachtbank führen und aufzehren. Endlich hatte der Leab sein schweres Haupt auf den Rasen hingelegt und machte die großen runden Augen zu. Der Rochus lehnte sich an den Baumstamm und duselte auch ein. Jetzt schliefen sie beide — aber den Schlaf des Gerechten sicherlich nur einer. Der Knecht hatte den Strick noch schlafend um die Hand gewunden, mit dem er das ahnungslose Schlachtopfer hielt. Ich war voller Betrübnis.

Kam des Weges her, den wir gekommen, ein großes

graues Bündel, unter demselben gebückt der alte Zottentrager, der tags zuvor in unserem Hause gewesen. Der stand still, streckte seinen langen braunen Hals nach mir vor und fragte flüsternd: „Was hat's denn, Bübel?"

Schluchzend stand ich auf und vertraute dem weltfremden Menschen meinen Schmerz.

„Das Öchsl thut mir so viel derbarmen, weil es zum Fleischhacker muß."

„So, so! zum Fleischhacker!" flüsterte der Alte und verzog sein runzeliges Gesicht zu einer schrecklich lächerlichen Larve. Aber ich konnte nicht lachen, mußte immer noch heftiger weinen aus Erbarmnis, weil der liebe gute Leab so arglos und unschuldig schlummerte.

„Ist das nit dem Zieselhofer von Alpel sein Knecht?" fragte dann leise der Zottentrager, auf den Rochus deutend. „Ist schon gut. Der hat mich gestern mit einem Lumpenkerl angemurmelt. Lumpenkerl, der bin ich, gewiß auch noch, daß ich's bin. Weil ich ein Kerl bin, der Lumpen tragt. Aber anmurmeln laß ich mich nit so. Gesagt ist's! Heute wird er die Lumpen nit verachten, wenn sie ihm der Viehhandler als nagelneue Hunderter auf die Hand thut. Aber wart, altes Murmeltier, so gut sollst es nit haben! Gesagt ist's! Dem kleinen Edelmann da thut eh der Ochs leid. Mir auch. Schlaf süß, du holdseliger Bauernknecht, du kotzengrober! Der Ochs soll in den grünen Wald gehen, und nit zum Fleischhacker. Gesagt ist's und —" mit dem Taschenmesser schnitt er den Strick durch — „gethan ist's."

Das alles war im Flüsterton herausgestoßen, nun rüttelte er den Ochsen bei den Hörnern: „Steh eilends auf, Herr Ochs, und fliehe!"

Der Leab glotzte ob solcher Belästigung etwas verblüfft umher, dann stand er schlotterig auf, zuerst mit den Hinter-, dann auch mit den Vorderfüßen und ließ sich vom Zottentrager in den Wald führen. Der alte Spitzbube zischelte mir noch zu: „Du schlafst auch, Jüngling, und weißt von nichts.“ Dann rückte er sein Bündel wieder auf und huschte davon.

Ein junger Mensch ist bald verführt, wenn er verführt sein will. Ich streckte mich auf den Rasen, drückte meine Augen zu und wartete, bis der Knecht Rochus die seinen aufmachte. — Das wird ein schreckliches Erwachen werden! Ich bangte davor und war höllisch neugierig d'rauf. Ich blinzelte zwischen den Augenwimpern wohl doch ein wenig auf ihn hin. Er schlief so arglos, wie früher der Leab. Jetzt that mir der Knecht leid, wie früher der Ochs. Fest um die Hand gewickelt hielt er den abgeschnittenen Strick. Jetzt zuckte er ein wenig mit derselben Hand, als wollte er das Tier an sich ziehen. Das gab keinen Widerstand. Er riß die Augen auf, warf den Kopf, sprang empor: „Der Ochs!“ Ein wahrhaftes Angstgebrüll: „Bub, wo ist der Ochs!“

Ich that, als wäre ich eben auch erst erwacht, streckte die Arme aus, gähnte und sagte mit der ganzen Niederträchtigkeit eines Zottentragers: „Hast du den Leab schon verkauft?“

„Gestohlen! Geraubt! Weggeraubt!“ schrie der Knecht und schoß umher wie ein scharf losgelassener Kreisel. Die Faust, um welche der Strick noch geschlungen war, streckte er gegen Himmel, und an mir vorüberrasend, schien es einen Augenblick, als wollte er sie auf mich niedersausen lassen. Mir war nicht zum Lachen, und die Freude an dem geretteten

Leab löste sich in eine schreckliche Angst vor dem schnaubenden Großknecht. Seine Fäuste lösten sich bald in flache Hände auf, mit denen er sich jammernd den Kopf hielt. Das viele Geld! Auf Jahre hinaus der Dienstlohn weg, auf viele Jahre hinaus! Der Bauer werde ihm nichts schenken. Vielmehr strafen werde er ihn für die Fahrlässigkeit. Auf fremden Straßen einzuschlafen! Es sei auch zu pflichtvergessen! Zu pflichtvergessen! „Mein Bübel!“ rief er mir zu, in seiner Verzweiflung zärtlicher als je, „lauf du zurück auf der Straßen, wo wir hergekommen, vielleicht derwischest du den Dieb! Ich werde auf die Österreicherseiten hinaus. Weit kann er ja noch nicht sein. O, mein liebes Geld, mein liebes Geld!“

So wollten wir uns aufmachen zur Verfolgung des Wichtes, der uns den Leab gestohlen, da hub es im nächsten Dickicht an in hellen Stößen zu lauten . . . .

O, Ochs, du jauchzest dich in den Tod hinein! — Drei Stunden später hat zu Gloggnitz der Händler den Leab übernommen und ihn dem großen Mastviehtransport einverleibt, der nach Wien ging.



Als wir den Albert besuchten.

Es waren uns drei Burschen und drei Dirnlein, und so stiegen wir scherzend hinan gegen das Almhaus auf dem Zerbeck. Einer der Burschen war Student, der demnächst die Priesterweihe empfangen sollte. Ein katholischer Priester — also war eines der Dirnlein ohne Herzensgespan. Diese Einsame hieß Agatha, und gerade sie war die feinste und die unbefangenste. Sie hatte weite, weiße Hemdärmeln, aber ihre Zähnlein schimmerten schier noch lichter. Sie hatte ein rosenrotes Seidentuch breit über den welligen Busen gezogen, aber ihre runden Lippen blühten fast noch frischer. Sie hatte ein vergißmeinnichtblaues Schürzlein umgebunden, aber ihre lachenden Äuglein blauten noch tiefer. Dem einen jungen Bauerntölpel wurde ganz rauschig zu Mut, wenn er mit der Agatha unterwegs fingerhäkelte oder den Arm um ihren Nacken legte. Die anderen Dirnlein sahen es nicht gern, wenn wir mit unseren plumpen Armen der Agatha schönes Seidentuch zerknitterten. Wir maßten uns auch weiter kein Recht an auf die kleine Frische, sie gehörte so halb und halb dem Wirtssohne im Almhause oben und wir mußten unser Glück schon anderwärts versuchen. Mir war nicht viel

drum, ich dachte lieber an den schlanken Albert. So oft ich früher diesen Burschen mit dem falben Schnurrbärtlein und den zarten Bartflocken unter den Ohren gesehen, hatte ich an den jungen Kaiser Franz Josef denken müssen, mit dem er nachher den Feldzug nach Italien mitgemacht. Am letzten Abend vor seinem Abmarsch ins Welschland war der Albert dabei betreten worden, wie er sein Schnurrbärtlein der Agatha an die Lippen rieb und wie sie mit den weißen Zähnlein ihn keck am Barte festhielt. Gern wäre damals der junge Soldat an dem feurigen Dirndel hängen geblieben, aber der alte Radetzky glaubte, ohne den Albert die Welschen nicht bändigen zu können, und so mußte er fort. Seither hatten die anderen Burschen gelegentlich zwar mit der frischen Agatha mancherlei Kurzweil getrieben, doch aber die engeren Rechte des Kaiserjägers nicht geschmälert. Wir hatten — auf das in den Bart beißen anspielend — sie hernach viel damit geneckt, daß sie damals mit dem Salat allein zufrieden sein mußte; im übrigen einem Soldaten den Schatz abwendig zu machen, während er im Felde stand, war bei den Burschen in Alpel nicht der Brauch.

Die Heimkehr nach dem Feldzug war eine traurige gewesen. In Welschland drin hatten die Österreicher das Feld des Ruhmes nicht gefunden, wohl aber war die Abteilung des Albert in die Sümpfe des Mincio versprengt worden, wo der verwundete Alpensohn sechsundzwanzig Stunden lang hilflos im Moraste stecken blieb. Auf einem Karren, mit dem später der Grillbauer zur Eisenbahn Bretter geführt, hatte er den Burschen heimgebracht. Er war wie ein Totengerippe, um das eine gelbliche Haut gespannt ist, und sein erstes Wort, als er den Jugendgenossen daheim

die kalte Hand hinhielt, war: „O Freunde, uns ist recht geschehen!“

Und der arme Bursch war so ganz und gar unschuldig an den abscheulichen Welthändeln, an denen sich im Namen der Nation die Nationen verbluten . . . .

Die Agatha habe ich damals nicht dürfen anschauen, es war zum Weinen. Sie hat's nicht wollen scheinen lassen, ist überlaut lustig gewesen wie sonst, aber dabei völlig abgewelkt. Ein paarmal hatte sie ihn besucht im Almhause, da hatte ihr aber seine Mutter zu verstehen gegeben, daß man die Suppe nicht vor dem Tischgebete ißt. Von dem Dirndl war es zwar so nicht gemeint gewesen, aber verstanden hatte sie es doch. Seine Mutter hatte ja tröstend beigesetzt: Bis der Albert wieder gesund sein werde, sollten sie halt in Gottesnamen Ernst machen.

Und im Herbst, als kein Windrauschen und kein Vogelsang mehr war, als der stille wolkenlose Himmel leuchtete über den blauenden Felsen und gilbenden Wäldern, da hörte man, der Albert sei auf den Beinen und seine Wangen würden stellenweise schon wieder blühend. Er sitze häufig vor dem Haus im Sonnenschein, blicke in das Thal hinab und verlange nach Jugendgenossen.

Daher hatten wir gute Kameraden uns an diesem Sonntagsnachmittag zusammengethan und gesagt: Jetzt gehen wir den Albert heimsuchen. Der Student, der Bornfranzel und ich. Der Student war ein halb demütig, halb verschmitzt auslugendes Bürschlein. Der Franzel war ein stämmiger Bengel mit hervorstehenden Augen und Backenknochen, ein herlebiges Blut. Ich war ein dummer Junge. Die drei Dirnlein brauchten zu diesem Gange nicht erst besonders gebeten zu werden. Das eine dieser

Dirnlein ist schon beschrieben, das andere wartete, beschrieben zu werden, und das dritte ist unbeschreiblich. Die Hane, welche sich an mich machte, wollte nämlich manchmal ein wenig angedichtet sein. Und ich habe dazumal manch eine angedichtet, solange sie in irgend einer Ferne war; kam sie in die Nähe, so verging mir alles Dichten und ich sann auf Flucht. — Die Hilda, die der Bornfranzel mit Aufmerksamkeiten überhäufte, das war die Unbeschreibliche. Sie verbarg, wenn etwas Anzügliches gesagt wurde, ihr Gesicht in den Ellbogen, oder verhüllte es mit der Schürze. Sie schämte sich immer, ging stets einige Schritte hinter oder vor uns, aber doch immer so nahe, daß sie alles hören konnte. Dem jungen Theologen, der gar sittsam war, gefiel es sehr gut, wenn die Hilda ihr Schürzlein schämig zum Gesichte hob, auch er mischte sich nicht in die Unterhaltung, die nur dem Übermute halbwüchsiger und sehr weltlich gesinnter Burschen angemessen war. Es mochte damals nicht ganz die übermütige Lustigkeit gewesen sein, in der wir sonst manchmal zum Almwirtshause hinaufgestiegen waren. Es lag so eine verdächtige Gewitterschwüle über der kleinen Gesellschaft, die heute miteinander mehr flüsterte als schrie und jauchzte. Wenn ein Verständiger unsere Pulsschläge untersucht hätte: Der meine ging langweilig, bei den anderen dürfte es bisweilen ein bedenkliches Zucken und Hüpfen gegeben haben. Bei einem der Genossen zeigte es sich fast sicher, daß er Fiebervorstellungen hatte und an anderes dachte, als an Waldwipfel und Berggipfel, oder als an den Albert, der krank gewesen war und nun anhub, gesund zu werden.

So kamen wir zum Almhause auf dem Bergpaß des Zerbeck, wo man in zwei Thäler hinabsieht. Aus dem

einen hallte das taktmäßige Geknatter der landesüblichen Herbstpeitschen herauf, aus dem anderen wehte fernes Glockengeläute. Wir setzten uns vor dem Wirtshause an den Tisch, der unter einem Hollerstrauche stand. Über unseren Häuptern hingen die roten Trauben.

„He, Wirtin! Almwirtin!“

Auf diesen Ruf kam eine alte Magd aus dem Hause getorkelt: „Was wollts denn? Die Wirtin ist heut hinab nach Fischbach gegangen.“

„Wo ist denn der Albert?“

„Der Albert,“ antwortete die Magd zögernd, „— der ist auch fort.“

„Gut ist's!“ rief der Bornfranzel, „wenn der schon fortgehen kann, nachher ist's gut, und auf das hin, Regerl, bringst mir jetzt eine Halbe Wein!“

„Und mir ein Seidel!“ setzte ich bei, denn bei mir bestand nicht die Absicht, ein Dirndel mittrinken zu lassen, außer es wäre die Agatha gewesen, die der erklärte Schatz des Albert war.

Aber die Agatha bestellte ein Krügel Milch; der Studiosus bestellte nichts, weil ihm die Wirtinnen auch so was vorzusetzen pflegten. Die Magd brachte uns das Verlangte. Die Hane, die sich vorher an mich geschlossen hatte, stützte jetzt ihren rundlichen Ellbogen auf die Achsel des Studenten, guckte ihm mit vorgeneigtem Haupt schelmisch ins Gesicht und sagte überlaut: „Eine filzige Gesellschaft das! Uns zweien lassen sie gar nichts auftischen. Jetzt bestellen wir uns zusammen eine Maß Glühwein, magst?“

Der Theologe lächelte bloß verbindlich, denn er hielt die Aufforderung für einen Spaß. Da hieb ihm der

Bornfranzel die Hand aufs Knie und sagte: „Bist ein Narr, Matthias!“

Der Student schaute mit einem wehmütigen Lächeln drein. Narr wäre er just keiner, aber — blöde ist er. Anschicken kann er sich's nicht. Der Glühwein hätte ihm vielleicht geholfen, doch die Magd erklärte, einen Glühwein könne sie nicht machen, und das wäre kein Tag zum Glühweintrinken.

Jetzt war aber die Sitzbank zu kurz, und weil die Hilda Gefahr lief, stehen bleiben zu müssen, so zog der Franzel sie nieder auf sein Knie. Das Dirndel mochte bedenken, daß eine zwar nicht stehen, doch aber gern sitzen bleibt, wenn sie sich vorzeitig einem Burschen aufs Knie setzt, sie entwand sich also dem Arme des Bornfranzels, schmiegte sich hinter die Bank hinüber und verhüllte ihr Rundgesichtlein mit der Schürze. Einer von uns schlug ein Schelmenliedel an, die anderen stimmten bei. Die alte Magd stellte einen Korb mit Brot auf den Tisch und sagte: „Thuts lieber beten, als wie so singen! Hörts nit läuten?“

„Hi, wegen dem da!“ lachte der Franzel, „am Sonntag läuten sie den ganzen Tag!“ und er brachte neuerdings seine vierzeiligen „Herzjucker“ vor. Die Agatha und die Hane kicherten neckisch, die Hilda that mit dem Ellbogen einen Stoß in die Luft und wendete sich unwillig ab. Das verdroß den Franzel, er blinzelte nach der Hane herüber, die mir mein locker gewordenes Halstuch festband. Dieses Mädel war ohne Weinbegastung mit mir zuthunlicher, als das seine mit und trotz derselben, er stieß daher mit meinem Glase an und sprach: „Kamerad, weißt, was ich möcht? Ich möcht mit dir Dirndel tauschen.“

„Es gilt, Franzel!" rief ich und hob mein Glas, denn sofort überblickte ich den gegenseitigen Vorteil. Meine Hane war ankletterisch, das gefiel ihm. Seine Hilda war spröde, das gefiel mir. Aber es trat das Unerwartete ein. Die Hilda sagte gelassen: „Der ist mir auch lieber" und setzte sich rasch an meine rechte Seite. Und die Hane sagte: „Wer aufs Dirndeltauschen ausgeht, den mag ich nicht," und blieb an meiner linken Seite sitzen. Ich wollte gar keine haben und hatte nun zwei. Da ward ich hochmütig und spitzte nach beiden Seiten meine Ellbogen aus. Der Bornfranzel, der Student, sie waren ja viel netter als ich, sie wären dankbar gewesen für eine Gunst, die mir zur Zeit noch ziemlich gleichgiltig gewesen. Es giebt eben Zeiten im Leben der Dirnlein, wo sie lieber neben einem Knaben sitzen, als neben einem Burschen.

Es ging gegen den Abend, und über die Bergrücken krochen die Herbstnebel heran. Die zwei Dirnlein drängten zum Heimweg, die Agatha jedoch war der Meinung, man müsse den Albert erwarten; sei er in den Wald gegangen, so müsse er doch bald zurückkehren. Der Franzel meinte dasselbe. Die alte Magd wurde befragt, wohin er denn gegangen sei, der eben erst Genesene; sie gab zur Antwort, die Wirtin könne nicht mehr lange ausbleiben. Als es schon zu dunkeln begann, machten sich die Dirnlein im Hof beim Vieh zu schaffen; die Hilda streichelte den Kettenhund, huschte dann gegen ein Hinterpförtlein des Hauses, wo sie verschwand.

Der Bornfranzel fand, daß einem bei dem langen Sitzen die Glieder steif würden, er stand also auch auf, spreitete die Füße und schlenkerte die Arme aus. Dann stand er noch so ein wenig herum am Hollerbaum, an der

Hausecke, und ich flüsterte dem Studenten zu: „Paß einmal auf, er steht nicht mehr lange herum, er wird bald verschwunden sein.“

„Wenn das Weintrauben wären!“ sagte der Student, und wir betrachteten scheinbar sehr angelegentlich die roten Hollerbeeren, dieweilen wir insgeheim den Franzel beobachteten, der sich sachte an das Hinterpförtchen des Hauses stahl und hineinhuschte.

Natürlich meinte der Student sogleich, man müsse sehen, daß der Franzel drin in der Dunkelheit nicht irgendwo hinabfalle, weshalb er ein Streichholz in Brand steckte und zum besagten Pförtlein hineinleuchten wollte. Da kam der Franzel schon heraus. Ganz verstört torkelte er über die Schwelle, warf noch einen Blick hinter sich und fuhr mit der Faust über sein Gesicht. Dann blieb er vor uns stehen, that einen tiefen Atemzug und murmelte: „Jetzt bin ich aber erschrocken.“

Wir zwei anderen schmunzelten uns zu. Dem kecken Burschen war wahrscheinlich was Unliebsames widerfahren.

„Jetzt weiß ich's,“ rief der Franzel dann mit einem hohlen Lachen. „Jetzt weiß ich's schon, wo der Albert ist. — Da drinnen, da in der Kammer. Mausetot.“

So etwas läßt man sich nicht gesagt sein, man muß es allemal selber sehen. Wir gingen hinein. Er lag auf einem langen Brette aufgebahrt, zu Häupten zwei Lichter und ein Sprengwassergefäß. Über den schlanken Leib war ein Leintuch gehüllt, auf dem wachsfahlen Gesichte saßen Fliegen. —

Am Morgen, als die Almwirtin ihm die Milchsuppe zum Bett gebracht, war er gelegen, und, mit dem Gesichte an die Wand gekehrt, nicht mehr zu wecken gewesen. Der

Wirt war auf einem Holzhandel aus, so hatte ihm die Mutter das Totenbett gemacht, hatte dann ihr Sonntagsgewand angezogen und war hinabgegangen nach Fischbach.

Jetzt, was haben wir aber mit der Agatha angefangen? Wir standen unter dem Hollerbaum und hielten Rat. Sie wollte ihm entgegengehen auf dem Waldweg, da sagte der Student, der Albert sei zu Hause, er schlafe schon, sagte es aber so ungeschickt, daß das Mädel ihm zuerst starr ins Gesicht blickte und dann einen Schrei that. — Sie ist in derselbigen Nacht im Almhause geblieben, bei ihm; nun hat niemand mehr etwas dagegen eingewendet.

Wir anderen sind thalwärts gegangen durch den Wald, wo es oft so finster war, daß der Student mit seinen Streichhölzern leuchten mußte. Kein anzügliches Wort ist gefallen, kein übermütiges Schnaderhüpfel ist gesungen worden. Der Bornfranzel führte die Hilda am Arm, daß sie nicht stolpere, der Student die Hane. Vielleicht sind sie kalt und gelassen nebeneinander hergegangen, vielleicht haben sie sich enge und innig aneinander geschmiegt, ich kann das nicht wissen.

Ich bin allein hinterher gegangen und habe mir gedacht, wie es bisweilen wohl geschehen kann, daß ein Toter die Lebendigen den rechten Pfad weist, entweder den der Sitte, oder den der Liebe.



Der Preuß' in der Waldheimat.

Das Jahr 1866 war den Bewohnern meiner Waldheimat durchaus nichts mehr Neues. Dort war schon in den Fünfzigerjahren „der Preuß'" eingedrungen. Wir Halterbuben kletterten manchmal an seinen Brennholzstoß hinauf und guckten ihm zum Fenster hinein, beim Grabenhäusel, wo er Wohnung genommen hatte. Das war ein anderes Fenster, als die Fenster der übrigen Bauernhütten! Das alte Grabenhäusel unter der Felswand und den zerzausten Hollerbäumen hatte eine unbeschreibliche Herrlichkeit angenommen, seit es von „Preußen" bewohnt war. Die braunen Holzwände hatten eine Kalktünche bekommen, so daß sie aussahen wie das Herrenhaus in Krieglach. Die kleinen Guckfenster, zu denen vor Zeiten der alte einäugige Grabenhäusler kaum das kleine Kahlköpflein herausstecken konnte, waren vergrößert worden wie Wirtshausfenster. Später, als das Geschick des „Preußen" sich erfüllt hatte, standen sogar Töpfe mit Grüngewächsen und roten „Veigerln" auf dem Gesimse und dahinter Vorhänge, die so rot waren, wie Kirchenfahnen. Und wer so gut auf dem Scheiterstoß saß, daß er zwischen den Vorhängen in das Stübchen gucken konnte, der sah eine

unerhörte Pracht. Da waren an der Wand geheimnisvolle Bilder, deren Darstellung man nicht erkennen konnte, deren breite Goldrahmen aber im dunklen Zimmerlein viel Sonnenschein ausstrahlten. Dann gab es auf dem Tisch ein buntes gesticktes Tuch, auf welchem Bücher lagen, und eine beinerne Tabaksdose. An der Wand eine breite dunkelgrüne Polsterbank, deren Lehnen auch mit weißen Sticktüchlein behangen waren. Daneben ein schwarzer lackierter Schubladkasten mit messingbeschlagenen Griffringen. Auf diesem Kasten unter einem hohen Glassturze ein elfenbeinernes Gestell, das wie ein Altärlein gebaut war, statt des Tabernakels aber ein weißes Zifferblatt hatte. Daneben allerhand Figurlein, Kästlein, gemalte Gläser und Krüge, wie derlei in keinem Hause von Alpel geschaut worden war. Was sich weiter in den Winkeln noch befand, das konnte nicht gesehen werden, maßen selbst ein Halterbubenäuglein durchs Fenster um die Ecke nicht zu gucken vermag. In diesem Häuslein nun hauste der „Preuß'". Er selbst aber war nicht zu erblicken, er war tagsüber weiter oben in der Waldschlucht bei einer kleinen Branntweinbrennerei thätig, die er sich hergerichtet, sowie auch das Grabenhäusel nach seiner Besitznahme von ihm die unerhörten Veränderungen erfahren hatte. Gekommen waren die Sachen auf mehreren Blachenwagen, ähnlich wie sie die Schleifersleute haben, oder Schaufelschnitzler, Korbflechter und andere fahrende Leute. Der „Preuß'" selbst war nicht etwa drangespannt gewesen, um in Gemeinschaft mit einem mageren Hunde das Gefährte zu ziehen, nein, er war vorne auf dem Bocke gesessen neben dem Fuhrmann, sein Gewand war feierlich schwarz, die Hemdärmeln, die man sah, weil es heiß war und er keinen

Rock an hatte, waren grau gestreift und hatten an den Ellbogen Flicken. Er trug einen langen roten Bart und auf dem kleinen Näschen blaue Hornbrillen, die dem Manne etwas Geheimnisvolles und Ehrwürdiges verliehen, obschon er im Grunde noch kein graues Haar unter dem roten gehabt hatte. Anstatt des Filzhutes, wie ihn bei uns daheim jeder ordentliche Mensch trug, hatte der Fremde ein schwarzes Käpplein mit glänzendem Lederschilde. Auf dem Schoße hielt er einen kleinen fuchsroten Hund, von dem er sich das Gesicht lecken ließ. So war er angefahren und wir wußten nicht, kam da ein vornehmer Herr oder einer von der entgegengesetzten Seite. Wir hatten nur gehört, daß der Mann aus dem Preußenlande sei. Da hatten wir schon genug. Jemand wußte, daß im Preußenlande lauter Lutheraner lebten! Dieser Herr war am Ende auch so einer, er lugte durch die blauen Brillen gerade so drein, als wie wenn es mit seiner Seele nicht geheuer wäre; als ihm das Hündlein einmal bei der Liebkosung mit der Pfote ungeschickterweise die Hornbrille von der Nase gestreift hatte, sah man kleine grünlichgrau schillernde Augen. Und erst, wenn er sprach! „Der hat ja alle Buchstaben (es waren wohl die Laute gemeint) im hinteren Gaumen oben!“ äußerte sich der Schneider Steff, und in der That, wenn der Mann den Mund aufthat und seine Wörter stoßweise hervorschnarrte, so war es zu hören wie eine Charfreitagsratsche. Anfangs hatten die Leute kein Wort verstanden, er mußte handgreiflich werden. Er griff in die Hosentasche, zog einen aus roter Wolle gestickten Beutel hervor, verschob daran das Messingringlein, so daß das Eingeweide auf die flache Hand herausrieselte. Mit Silbermünzen begann er zu sprechen, und siehe, das

begriffen die Leute überraschend schnell. Das Grabenhäusel hat er gepachtet, Holz, Milch, Butter, Brot, Eier, kurz alles, was der Mann brauchte, bezog er von den Waldbauern und alles zahlte er mit barer Münze. Sogar den Strohschaub für ein Bett wog er meinem Vater mit einem Silberzwanziger auf, obschon bei uns daheim seit Erschaffung der Welt kein Bettstroh für Bargeld verkauft worden ist. „Für den Schaub ein Vergeltsgott ist genug!" sagte mein Vater zum Preußen, dieser aber entgegnete: „Sehn Sie 'mal, Bauer, 'n Silberzwanziger ist mehr!" Mein Vater nahm zwar das Geld, steckte es aber in einen anderen Sack, als wo die gut katholischen Kupfermünzen waren, denn der Knecht Markus hatte ihm gesagt: „Gieb Achtung, Lenz! Laß das lutherische Silberböcklein nicht zu den Kupferschafen! Für was Gutes wirst mit diesem Geld nicht viel Segen aufheben. Das gescheiteste, du vertrinkst es." Mein Vater wollte aber auch keinen lutherischen Rausch haben. „Na, nachher machst es so!" sagte der Markus, nahm ihm den Silberzwanziger aus der Hand, ging zur Thür, wo das Weihbrunngefäß hing, tauchte ihn hinein, hielt ihn dann mit zwei Fingern hoch in der Luft und sprach mit feierlichem Tone: „Jetzt ist er getauft!" Denn zur Zeit hat man in jenen Gegenden die Lutheraner — und wären sie selbst von Silber gewesen — für Heiden gehalten.

Beim Preußen stimmte es aber nicht. Der ging am Sonntag in die Kirche nach Krieglach, wie wir anderen. Er stand stets am Seitenaltar vor dem Christusbild und benahm sich ganz anständig. Auffallend war es nur, daß er beim gemeinsamen Rosenkranzgebet das Vaterunser allemal laut, wenn auch stark aus dem Hintergaumen

hervor, mitbetete, beim Ave Maria jedoch keinen Laut von sich gab. Solche Widersprüche mußten näher untersucht werden.

So hockten wir eines Tages auf dem Holzstoß, den der „Preuß'" an der Außenwand seines Hauses geschichtet hatte und guckten zum offenen Fenster hinein. Den Mann wußten wir zur Stunde oben in der Schlucht bei seinen dampfenden Branntweintöpfen. Der Heiden-Florl hätte gerne gewußt, wie es sich aus der beinernen Dose schnupft, die auf dem Tische lag. Der Halter-Hansel hätte gerne versucht, wie es sich auf der grünen Polsterbank langhingestreckt liegt und mir wäre für alle Welt um das schwarzgebundene Buch zu thun gewesen, das neben der Dose geheimnisvoll-feierlich dalag. Vielleicht war es das Buch vom Martin Luther! Dann durfte es kein Christenmensch anrühren. Aber, wenn er's nicht anrühren darf, nicht aufschlagen, wie soll er dann erfahren, daß es das Lutherbuch ist! — Ich weiß nicht mehr, welcher von uns dreien den Vorschlag gemacht, durchs Fenster hineinzusteigen. Dieweilen ich darüber nachdachte, ob es zu wagen wäre, ob es sei, wie jenes Fensterle bei dem Dirnblein, welches als so höllisch sündhaft verschrien war, daß es jeder Bursche probieren wollte — dieweilen ich nachdachte, waren die Kameraden schon drinnen. Und — wups, stand ich auch in der Stube. Da gab's einen bremseligen Geruch, ganz eigen. Der Hansel streckte sich sofort auf der Polsterbank, gab derselben mit seinem Hinterteil etliche Stöße, so daß das Zeug schwellend auf- und niederwogte. Der Florl untersuchte die Stockuhr; ich faßte Mut und schlug das schwarze Buch auf. „Kurzgefaßte Anleitung zur Destillation von Ebereschenbeeren." — Jetzt wußte ich erst noch nicht,

war der Mann Christ oder Heide. Der Florl fand an der Uhr weiter nichts auszusetzen, nahm die Schnupftabaksdose, versuchte sie mit den Fingernägeln aufzumachen, was ihm auch gelang, aber so, daß das feuchte schwarze Pulver auf den Tisch niederpatschte. Über das Mißgeschick erschrocken, huben wir alle drei an, mit den Fingern den Schnupftabak in die Dose zu fassen, da kam plötzlich einem das Nießen an, sogleich auch dem anderen, und bald nießten alle drei wie um die Wette.

„Potz tausend million, ist jemand in der Bude!“ schnarrte draußen eine Stimme. Der Schlüssel rasselte im Thürschloß, wir purzelten zum Fenster hinaus, aber der letzte, der Florl, that einen kreischenden Schrei, er fühlte sich am Bein gepackt und zurückgerissen in die Stube. Der „Preuß'“! — Wir beiden anderen waren hinter die Hollerbäume gestoben und glotzten uns sprachlos an. „Na nu!“ hörten wir von drinnen, „die Diebe läßt man mal 'n bißchen hängen, wie?“ — Diebe? — Wenn es so stand, konnten wir jetzt nicht davonlaufen, den Kameraden nicht im Stich lassen. Wir müssen hinein. „Geh du voraus!“ flüsterte ich dem Hansel zu und wollte ihn durch die Thür schieben. „Geh du voraus!“ gab er zurück und schupfte mich hinein. — Der Preuß' war schrecklich anzusehen. Nicht sein feines schwarzes Sonntagsgewand hatte er am Leibe, sondern einen groben Zwilchkittel mit Brandflecken. Der rote Bart krauste sich wirr auf, die Brillen baumelten, nur noch an einem Ohr hängend, an der Backe, seine Augen mit den strohfalben Wimpern waren bloßgelegt, der scharfe Blick war so krumm wie eine Fischangel und damit schien er den armen Florl festzuhalten. Denn dieser stand wie eingebohrt in der Stube und war totenblaß, und seine

braunen Augen zuckten hilflos wie zwei gefangene Vöglein umher. Mich macht die Gefahr trutzig, mir ist in ihrem Angesichte allemal, als müßte ich sie schüren, daß sie einen recht großen Brocken giebt. So auch damals. „Herr Preuß'!" sagte ich, „wir sind keine Diebe. Wir sind halt beim Fenster hereingestiegen, weil wir das Glumpert da herum haben anschauen wollen." Hazih! Denn die Nase hatte sich wieder so weit erholt vom Schreck, daß sie ihrem herkömmlichen Brauch obliegen konnte, bei Schnupftabak zu nießen.

„Zur Genesung, junger Herr!" spottete der Preuß'. „Wollen Sie man Ihre Taschen umkehren."

„Das nicht!" schrie ich und biß in seinen Rockärmel, weil er schon Hand anlegen wollte. Es hätte sich ein abscheuliches Gemenge zugetragen, wenn nicht zur Stunde der Almhausel hereingekommen wäre. Der Almhausel war ein großer, derbknochiger Mann mit einem ganz feinen, fast zirpenden Stimmlein.

„Sind die Buben 'leicht über Ihner Branntweinhäfen 'kommen?" fragte er zierlich den Mann.

„Zu den Fenstern sind sie 'rein gestiegen, die jungen Herren!"

„Beim Fenster sind wir wohl hereingestiegen," berichtigte ich, „aber Herren sind wir keine und gestohlen haben wir auch nichts. Ob er ein Lutherischer ist, das haben wir wollen wissen!" Damit glaubte ich, unser Eindringen vollgiltig entschuldigt zu haben. Doch gestaltete sich durch mein Geständnis die Sache wesentlich schlechter. Der Almhausel meinte, daß man durch Einbruch erstens weder seine katholische Gesinnung sonderlich beweise, und zweitens, daß die Lutherischen ihren Glauben nicht daheim

auf dem Tisch liegen ließen, während sie oben in der Waldschlucht Branntwein machten.

„Hab gemeint, daß es dem Martin Luther sein Buch wäre!“ gestand ich, auf die Anleitung zur Destillation zeigend.

Da riet der Almhausel, um der Weltgeschichte einen anderen Lauf zu bereiten, dem „Preußen“: „Jagens das Bubenwerk davon und verkaufens mir ein Glasel Kranabethenen.“

Für uns „Bubenwerk“ war diese Fenstergeschichte nun zwar abgethan. Doch hatte sie eine Folge. In den Heugräben bei Alpel lebte eine junge Holzmeisterswitwe, eine kleine, recht geschmackige Person, die immer am „Rematischen“ litt. Sie ging stets mit verbundenem Kopfe um, so daß man das rotwangige Gesichtel nur partienweise zu sehen bekam, an einem Tage die rechte, am anderen die linke Backe; oder sie trug um das Kinn ein wulstiges Tuch, wie der Soldat das Helmband, und sie zog dieses Tuch über den Mund hinauf wegen „der scharfen Luft“, wobei dem männlichen Kennerblicke wieder die vollen kirschroten Lippen vorenthalten blieben. ’s ist halt ein Kreuz, wenn man alleweil das „Rematische“ hat, einmal im Kopf, einmal in den Zähnen, einmal in den übrigen Gliedern, daß man oft Nächte lang nicht schlafen kann. Und die Leute denken nicht daran, was eine verlassene Witwe leiden muß.

Der „Preuß’“ dachte dran. Er hatte sie im Walde beim Schwämmesuchen kennen gelernt und gefragt, weshalb sie den Beißkorb trage vor dem Mund? Sie nahm ihm die ungeschickte Rede nicht für übel und erzählte treuherzig von ihrem „Rematischen“. Da gab er ihr fürs erste Eber-

Tag mehr länger. Ich leid's nit. Und desweg muß sie mit mir."

Als der Richter merkte, er wäre in seiner Rede bereits zweimal herum und es wiederhole sich möglicherweise immer so, schloß er ab und stieß den Stab scharf in den Boden — gleichsam: punktum.

Die Holzmeisterswitwe schaute ein wenig verblüfft auf zu ihrem „Preußen", und was der jetzt sagen werde. Dieser sagte gar nichts, sondern lachte scharf auf. Das Lachen ging dem Richter durch Mark und Bein. Er war hier zwar der Höhere, aber nicht der Stärkere, und im Lachen lag's: Wollen 'mal sehen! —

„Und wenn's auch wär'," sagte der Schragel-Franz sänftiglich, „daß ich euch heut noch bei einander ließ, freiwillig — so kommen morgen die Schandarn! — Heiraten? Ihr zwei zusammen? Das ist eine dumme Red. Ein Lutherischer! Das wär noch schöner! Zwieschechige Kinder! Das darf nit sein. Ich sag es euch. Und gesagt hab ich's euch und jetzt geh ich wieder."

Er ging und die zwei blieben.

Am nächsten Tag kamen die „Schandarn" noch nicht, aber acht Tage drauf kamen sie.

Die Holzmeisterswitwe wollten sie „davontreiben". Aber das kleine Weibsbild schaute auf die großen Landwächter von oben herab, vom Söller, und drällerte ein Spottliedchen:

,Mei Schatz is a guata Bua,
Is a Schandar.
Sei Pulver is naß
Und sei Taschl is lar
Er hat a schöns Ketterl mit,
Schliaßt aber nit,

Er hat a schöns Hüaterl auf,
Grüaßt aber nit.
Er hat an schwarn Spiaß ban cahm,
Sticht aber nit,
Er hat a feins Büchserl um,
Schiaßt aber nit."

Das ließen sich die Gerichtsboten nicht zweimal sagen, doch als sie dem Weibe das „schöne Ketterl" um die Hände legen wollten, that der „Preuß'" in der Eile eine schneidige Wachebeleidigung, so daß sie nun auch ihn mitnehmen mußten.

Nun hatten aber die „Schandarn" nur ein Handschloß, und da von einer besonderen Freundschaftlichkeit der beiden Leute gegen die Landwächter keine Spur war, so wurden die beiden, der „Preuß'" und die Witwe, aneinandergeschlossen, er an der rechten, sie an der linken Hand, und so stapften sie, von der Ehrenwache begleitet, die Straße entlang.

Der Bezirksrichter in Kindberg mußte freilich lachen, als er sah, wie dieses Paar, das behördlich getrennt werden sollte, behördlich zusammengeschlossen worden war.

„Thut's weh, das Kettel?" fragte er die Witwe und befühlte ihr gefesseltes Handgelenk.

„Aber nit ein bissel thut's weh," antwortete sie frisch.

„Na, wenn's nicht weh thut," versetzte der Bezirksrichter, „so wird sich ja wohl ein Mittel finden lassen, daß statt diesem Band ein anderes angelegt werden kann, eins, das nur die Untreue brechen kann oder der Tod."

„Die Untreue gewiß nit!" schrie die Witwe.

„Na nu, und der Tod doch nich," setzte der „Preuß'" bei, „denn weil zwee verliebte Christenleut in Ewigkeit zusammenhalten wollen."

Wenige Wochen später ist das Ehepaar eingezogen ins Grabenhäusel zu der fürnehmen Stockuhr, zu den güldenen Bilderrahmen und zu der grünen Polsterbank. Ich habe später noch ein einzigesmal ganz flüchtig zum Fenster hineingeguckt nach dem Lutherbuch und der Tabaksdose. Auf der Polsterbank saß das Weib und hatte einen kleinwinzigen „Preußen“ auf dem Schoß.



Remi der Räuber.

Der Geselle Wendelin und ich waren beim Donatbauer zum Mittagsessen eingeladen gewesen, am heiligen Christtag. Was wir dort aßen, davon will ich nicht reden, sondern davon, was wir nicht aßen. Denn das, was wir übrig ließen, packte uns die Donatbäuerin in unsere Taschentücher. Und so verließen wir das Haus — der Wendelin ein Krapfenbündel am Stock hinter der Achsel, ich auch ein Krapfenbündel am Stock hinter der Achsel. Ich hatte an meinem Stocke auch noch ein paar Stiefel hängen, die Werktagsstiefel, die ich in der Woche auf der Ster beim Donatbauer angehabt hatte. So sagte der Wendelin unterwegs noch das drollige Wort: „Du gieb acht, daß dir die Krapfen auf dem Buckel deine Stiefel nicht anziehen und davonlaufen!" O dummes, o prophetisches Wort!

Auf der Straße kamen wir zu verschiedenem Volke, Männer, Weiber, Dirndeln, Burschen, die alle in die Kirche gingen zum Nachmittags-Gottesdienste. Wir Schneider waren rasch und schlenkerten an den Leuten vorüber. Wir waren auch sehr lustig, pfiffen heitere Krippenlieder, wie sie in der Nacht zuvor auf dem Kirchenchore gesungen und gespielt worden waren, und huben an auf der Straße zu tänzeln nach dem Takte. Der Wendelin hatte damit an-

gefangen, er hatte schlanke, dünne, überaus bewegsame Beine und war so tanzerisch gestimmt, daß er auch zu jedem Kirchenliede wie zu einem Walzer hopste und trippelte. Ich that ihm's getreulich nach, denn wenn's lustig ist, muß man tanzen, und warum sollte es nicht lustig sein, wenn der Heiland geboren war, der uns eine Reihe von Weihnachtsfeiertagen und Bündeln von Krapfen gebracht hatte! Während des Hopsens auf der Straße klopften die Stiefel mir wiederholt auf den Rücken; anfangs that ich nichts desgleichen, doch sie ließen nicht ab zu klopfen ans Schulterblatt, bis ich sie plötzlich verstand — meine Krapfen waren weg. Das ganze Bündel Krapfen — es hing nicht mehr an dem Stocke, es war verschwunden. — Krippenlied und Tanz wurden schrill abgebrochen.

Der Wendelin ging seines Weges, ich kehrte um und fragte jeden der Hinteren, ob er mein Bündel nicht gesehen hätte? Den alten Männern und Weibern konnte ich ihr bedauerndes „Nein“ glauben, den schmucken Dirndeln traute ich schon weniger, maßen sie unter sich kicherten darüber, daß der „hupfende Schneider“ auf der Straße seine Krapfen verloren hatte. Als ich nun aber ganz hinten zu einem geschlossenen Trupp von Burschen kam, die bei meinem Nahen einander stumme Zeichen gaben und verständnisvoll sich anblinzelten, wußte ich auch, wo meine Krapfen waren.

„Kameraden,“ so redete ich sie an, denn diese Saitenklänge der Zusammengehörigkeit hielt ich für die besten, „Kameraden, habt ihr kein blaues Bündel gesehen? Ich habe ein blaues Bündel verloren.“

„So,“ entgegnete der kleine, dicke Angler-Michel ernsthaft, „was ist denn drin gewesen?“

„Ein bissel Eßwerk für die Feiertage."

„Wer was Verlorenes sucht, der muß sich genauer ausweisen," sagte der knieweite Kleiderer-Sepp.

„Die Donatbäuerin hat mir ein paar Krapfen geschenkt, und die sind drinnen gewesen," gab ich an.

„Wie viel etwa mögen ihrer Krapfen drinnen gewesen sein?" verhörte der stangenlange Stein-Hiesel.

„Na halt etwa fünfzehn oder zwanzig Stuck, oder so was."

„Und da sagt er: ein paar!" lachte der Michel. „Wir haben nichts gefunden."

„Macht keine Dummheiten und gebt sie her!"

„Ah geh, was wollte denn so ein Schneiderlein mit so vielen Krapfen anfangen!" rief der höckerige Kerschbaum-Stoffel und gab mir mein blaues Sacktuch zurück — aber in zusammengeballtem Zustande inhaltslos.

„Dem Herrn Pfarrer will ich sie bringen, die Krapfen."

„Ha, ha, ha," lachten sie alle, der eine in Brustton, der andere in Fistelstimme.

„Das heißt," berichtigte ich mich, „meinem Meister gehören sie, die Krapfen, er wird sie halt vielleicht dem Herrn Pfarrer schenken wollen."

„Ha, ha, ha," lachten sie wieder.

„Etliche davon," fuhr ich fort, „gehörten schon mir auch, von den Krapfen, ja, und wollte sie meiner Mutter geben."

„Ha, ha, ha," lachten mehrere, aber nicht alle. Der Kleiderer-Sepp griff in seine inwendige Rocktasche; „der Mutter, das ist was anderes. Da muß ich den meinigen schon zurückgeben."

Der Schrodel-Franz jedoch sprach: „Ah, deiner Mutter

kunnten die vielen Krapfen schaden, die ist sie nicht gewohnt."

Stand ich da und hub an zu schelten: „Ihr Saggra!"

Das half nicht viel, und so hub ich an, ihnen folgende Vorstellung zu machen: „Seid ihr nicht auch froh, wenn ihr der Eurigen manchmal was schenken könnt!"

„Wir haben gar keine Mutter," riefen ihrer zwei.

„Mutter meine ich jetzt auch keine," sagte ich. „Wer einen Schatz hat, der schenkt ihm gern öfters was."

„Ah so, seinem Mädel will er die Krapfen spendieren!" sagten etliche und gaben mir die zurück, welche sie im Sacke hatten. Alle hatte ich sie aber noch immer nicht, lange nicht alle. So gestand ich denn, daß ich auch selber gerne Krapfen esse.

„Endlich ist er aufrichtig!" rief der Michel, „und weil er aufrichtig ist, der Schneider, und die Krapfen selber essen will, so soll er die meinigen haben." „Die meinigen," sagte er, da sie vielmehr die meinigen waren, die er mir jetzt zurückgab. Die übrigen machten ihm's nach und ich hatte fast alle meine Krapfen wieder. Mehrere waren zwar schon angebissen. Ich breitete auf dem schneeigen Wege das blaue Sacktuch aus und band die Krapfen ein.

Alle der Burschen hatten zurückgegeben, nur einer nicht — der Bärennäßler-Remi nicht. Der sagte: „Dümmeres giebt's nichts, als wenn einer die Krapfen weggiebt, die er selber essen kann. Der Schneider erlaubt's ja, gelt?" Und er aß den seinigen keck vor meinen Augen auf, hielt mir dann zum Hohne die fettigen Finger vor, die sollt ich „abschlecken".

Den Wunsch, diesen Menschen einmal nachdrücklich auf die Erde zu legen, hatte ich schon oft gehabt und nicht

bloß ich allein. Aber der Remigius Bärennäßler war ein großer grober Lümmel, der sich bei seinen Angreifern gleich aufs Würgen oder Augausschlagen verlegte. Ein paar Mannsleute im Dorfe hatten von dem Remi ihre Denkzettel, und seither band man mit ihm nicht gerne an und er handelte nach freiem Willen. Sein wulstiges Gesicht mit der kleinen Nase und dem breiten Mund grinste, seine graue Wollenhaube im Nacken, so blinzelte er mich mit halb zugemachten Äuglein an, so stand er mit weitausgespreiteten Beinen da, stemmte die Fäuste in die Seiten und sagte gar weichmütig: „Nu, Schneider, ist dir was nit recht?“ Natürlich, mir war alles recht.

Das war mein einziges Begegnen mit dem Remi gewesen. Er war im Fischgraben drüben gebürtig, einer armen Häuslerin Sohn, die er bald um ihr Häusel gebracht hatte. Im Wirtshaus und so herum hatte er es verthan. Trotzdem mußte er nun aus unserer Gegend wieder zurück in seinen Fischgraben, weil ihn bei uns niemand in Arbeit behalten wollte. Da hörte man denn bald allerhand Stücklein vom Remi. Die Kirschen vom Baum, manchmal eine Rübe vom Feld genommen, das gilt auf der Bäuerei nicht gleich als Diebstahl. Auch der mit der Hand gefangene Fisch nicht und das aus dem Walde getragene Bündel Gefällholz nicht. Selbst wenn einer dem anderen seine Herzliebste stiehlt oder mit Gewalt wegnimmt, macht ihn das immer noch zu keinem kriminalistischen Diebe oder Räuber, und doch ist die Herzliebste anerkanntermaßen der größte Schatz, den es giebt. So duldsam ist man. Ein heimlich ausgegrabener Erdapfel aber und vom Felde entwendetes Werkzeug, das lischt den ehrlichen Namen schon das erste Mal aus.

eschenbranntwein zum Einreiben. Solange sie rieb, war's gut, dann hatte sie wieder ihr „Rematisches". Dann riet er ihr, sich abends vor dem Schlafengehen in ein warmfeuchtes Tuch einschlagen zu lassen und erbot sich zu Diensten. Sie that's aber allein und am nächsten Tage war es schlimmer, als vorher. — Schließlich mußten sie doch auf das rechte Mittel gekommen sein, denn die Witwe half dem „Preußen" Ebereschenbeeren sammeln und ihr Gesichtlein war nicht mehr verbunden.

So stand es zur Zeit, als wir dem „Preußen" in die Stube gestiegen waren, und als nun der Almhausel bei ihm saß und das „Stamperl Kranabethenen" austrank, so oft es sich gefüllt hatte. Und sagte unter anderem Gespräch plötzlich der „Preuß'", wenn es sich so verhielte, daß ihm die Leute schon bei eitel Tageslicht zum Fenster hineinstiegen, so würde er künftighin allein nicht leben können.

„Werdens halt einen bösen Haushund müssen anschaffen," meinte der Almhausel.

„Ne was!" schnarrte der „Preuß'", „'n Weibsen werd ich mir 'mal anschaffen." Und rückte kühnlich hervor mit der von den Heugräben.

„Hau!" lachte der Almhausel, „die lassens Ihna nit!"

Der „Preuß'" antwortete ganz barsch, da werde er niemand fragen, der „Kranabethene" koste drei Groschen und der Hausel möge sehen, daß er bei Zeiten zur Thür hinauskomme.

Der Almer sah sich verabschiedet, sagte auch nichts weiter, behielt aber doch recht. Schon am zweiten Tage, nachdem die Holzmeisterswitwe ohnehin ganz unauffällig eingezogen war in das fürnehme Grabenhäusel, kam der

Schragel-Franz mit dem langen Stecken. Der Schragel-Franz war damals in Alpel Ortsrichter und der Stecken bedeutete die Würde.

Die Witwe that wie eine Hausfrau, rückte dem Schragel einen der Polsterstühle zurecht, fächelte mit der Schürze allfälligen Staub ab und lud zum Niedersitzen ein. Der Richter blieb stehen und pflanzte seinen Stab auf vor den Augen des Weibes, dem jetzt schier ein wenig unheimlich zu werden begann.

Der Richter stand großartig da. Nun öffnete er seinen Mund, hielt ihn ein Weilchen offen und ließ ihn dann wieder zugehen. Er hatte eine Anrede im Kopfe und fand dazu den Anfang nicht. Dabei war ihm die strenge Richtermiene abhanden gekommen und nun setzte er sich nieder. Jetzt kam auch der „Preuß'" herein, stellte sich neben die Witwe hin, daß man sah, wie gut sie zusammenstanden, und fragte dann den Richter, ob Geist gefällig wäre?

Der Richter antwortete, Branntwein trinke er aus Sittlichkeitsgründen nicht, außer es wäre guter Weichselgeist. Dann begann er mit dem Stabe auf das Fletz zu klöpfeln und endlich — als er die beiden groß angeschaut hatte — begann er zu sprechen: „Also, jetzt hätte ich euch einmal beisammen, dich, Preuß' mit der, und dich, Holzmeisterin, mit dem. Und jetzt muß ich euch sagen, daß ihr nit beisammenbleiben dürft, daß ihr wieder auseinander müßt. Und das heut noch. Ich leid's keine Nacht mehr länger, und desweg bin ich da, und die Holzmeisterin muß auf der Stell mit mir gehen. Unsereiner hat die Verantwortlichkeit und ich laß euch nit bei einander. Keinen

Tag mehr länger. Ich leid's nit. Und deswegn muß sie mit mir."

Als der Richter merkte, er wäre in seiner Rede bereits zweimal herum und es wiederhole sich möglicherweise immer so, schloß er ab und stieß den Stab scharf in den Boden — gleichsam: punktum.

Die Holzmeisterswitwe schaute ein wenig verblüfft auf zu ihrem „Preußen", und was der jetzt sagen werde. Dieser sagte gar nichts, sondern lachte scharf auf. Das Lachen ging dem Richter durch Mark und Bein. Er war hier zwar der Höhere, aber nicht der Stärkere, und im Lachen lag's: Wollen 'mal sehen! —

„Und wenn's auch wär'," sagte der Schragel-Franz sänftiglich, „daß ich euch heut noch bei einander ließ, freiwillig — so kommen morgen die Schandarn! — Heiraten? Ihr zwei zusammen? Das ist eine dumme Red. Ein Lutherischer! Das wär noch schöner! Zwieschechige Kinder! Das darf nit sein. Ich sag es euch. Und gesagt hab ich's euch und jetzt geh ich wieder."

Er ging und die zwei blieben.

Am nächsten Tag kamen die „Schandarn" noch nicht, aber acht Tage drauf kamen sie.

Die Holzmeisterswitwe wollten sie „davontreiben". Aber das kleine Weibsbild schaute auf die großen Landwächter von oben herab, vom Söller, und drällerte ein Spottliedchen:

,Mei Schatz is a guata Bua,
Is a Schandar.
Sei Pulver is naß
Und sei Taschl is lar
Er hat a schöns Ketterl mit,
Schliaßt aber nit,

Er hat a schöns Hüaterl auf,
Grüaßt aber nit.
Er hat an schwarn Spiaß ban cahm,
Sticht aber nit,
Er hat a feins Büchserl um,
Schiaßt aber nit."

Das ließen sich die Gerichtsboten nicht zweimal sagen, doch als sie dem Weibe das „schöne Ketterl" um die Hände legen wollten, that der „Preuß'" in der Eile eine schneidige Wachebeleidigung, so daß sie nun auch ihn mitnehmen mußten.

Nun hatten aber die „Schandarn" nur ein Handschloß, und da von einer besonderen Freundschaftlichkeit der beiden Leute gegen die Landwächter keine Spur war, so wurden die beiden, der „Preuß'" und die Witwe, aneinandergeschlossen, er an der rechten, sie an der linken Hand, und so stapften sie, von der Ehrenwache begleitet, die Straße entlang.

Der Bezirksrichter in Kindberg mußte freilich lachen, als er sah, wie dieses Paar, das behördlich getrennt werden sollte, behördlich zusammengeschlossen worden war.

„Thut's weh, das Kettel?" fragte er die Witwe und befühlte ihr gefesseltes Handgelenk.

„Aber nit ein bissel thut's weh," antwortete sie frisch.

„Na, wenn's nicht weh thut," versetzte der Bezirksrichter, „so wird sich ja wohl ein Mittel finden lassen, daß statt diesem Band ein anderes angelegt werden kann, eins, das nur die Untreue brechen kann oder der Tod."

„Die Untreue gewiß nit!" schrie die Witwe.

„Na nu, und der Tod doch nich," setzte der „Preuß'" bei, „denn weil zwee verliebte Christenleut in Ewigkeit zusammenhalten wollen."

Wenige Wochen später ist das Ehepaar eingezogen ins Grabenhäusel zu der fürnehmen Stockuhr, zu den güldenen Bilderrahmen und zu der grünen Polsterbank. Ich habe später noch ein einzigesmal ganz flüchtig zum Fenster hineingeguckt nach dem Lutherbuch und der Tabaksdose. Auf der Polsterbank saß das Weib und hatte einen kleinwinzigen „Preußen" auf dem Schoß.



Remi der Räuber.

Der Geselle Wendelin und ich waren beim Donatbauer zum Mittagsessen eingeladen gewesen, am heiligen Christtag. Was wir dort aßen, davon will ich nicht reden, sondern davon, was wir nicht aßen. Denn das, was wir übrig ließen, packte uns die Donatbäuerin in unsere Taschentücher. Und so verließen wir das Haus — der Wendelin ein Krapfenbündel am Stock hinter der Achsel, ich auch ein Krapfenbündel am Stock hinter der Achsel. Ich hatte an meinem Stocke auch noch ein paar Stiefel hängen, die Werktagsstiefel, die ich in der Woche auf der Ster beim Donatbauer angehabt hatte. So sagte der Wendelin unterwegs noch das drollige Wort: „Du gieb acht, daß dir die Krapfen auf dem Buckel deine Stiefel nicht anziehen und davonlaufen!“ O dummes, o prophetisches Wort!

Auf der Straße kamen wir zu verschiedenem Volke, Männer, Weiber, Dirndeln, Burschen, die alle in die Kirche gingen zum Nachmittags-Gottesdienste. Wir Schneider waren rasch und schlenkerten an den Leuten vorüber. Wir waren auch sehr lustig, pfiffen heitere Krippenlieder, wie sie in der Nacht zuvor auf dem Kirchenchore gesungen und gespielt worden waren, und huben an auf der Straße zu tänzeln nach dem Takte. Der Wendelin hatte damit an-

gefangen, er hatte schlanke, dünne, überaus bewegsame Beine und war so tanzerisch gestimmt, daß er auch zu jedem Kirchenliede wie zu einem Walzer hopste und trippelte. Ich that ihm's getreulich nach, denn wenn's lustig ist, muß man tanzen, und warum sollte es nicht lustig sein, wenn der Heiland geboren war, der uns eine Reihe von Weihnachtsfeiertagen und Bündeln von Krapfen gebracht hatte! Während des Hopsens auf der Straße klopften die Stiefel mir wiederholt auf den Rücken; anfangs that ich nichts desgleichen, doch sie ließen nicht ab zu klopfen ans Schulterblatt, bis ich sie plötzlich verstand — meine Krapfen waren weg. Das ganze Bündel Krapfen — es hing nicht mehr an dem Stocke, es war verschwunden. — Krippenlied und Tanz wurden schrill abgebrochen.

Der Wendelin ging seines Weges, ich kehrte um und fragte jeden der Hinteren, ob er mein Bündel nicht gesehen hätte? Den alten Männern und Weibern konnte ich ihr bedauerndes „Nein" glauben, den schmucken Dirndeln traute ich schon weniger, maßen sie unter sich kicherten darüber, daß der „hupfende Schneider" auf der Straße seine Krapfen verloren hatte. Als ich nun aber ganz hinten zu einem geschlossenen Trupp von Burschen kam, die bei meinem Nahen einander stumme Zeichen gaben und verständnisvoll sich anblinzelten, wußte ich auch, wo meine Krapfen waren.

„Kameraden," so redete ich sie an, denn diese Saitenklänge der Zusammengehörigkeit hielt ich für die besten, „Kameraden, habt ihr kein blaues Bündel gesehen? Ich habe ein blaues Bündel verloren."

„So," entgegnete der kleine, dicke Angler-Michel ernsthaft, „was ist denn drin gewesen?"

„Ein bissel Eßwerk für die Feiertage."

„Wer was Verlorenes sucht, der muß sich genauer ausweisen," sagte der knieweite Kleiderer-Sepp.

„Die Donatbäuerin hat mir ein paar Krapfen geschenkt, und die sind drinnen gewesen," gab ich an.

„Wie viel etwa mögen ihrer Krapfen drinnen gewesen sein?" verhörte der stangenlange Stein-Hiesel.

„Na halt etwa fünfzehn oder zwanzig Stuck, oder so was."

„Und da sagt er: ein paar!" lachte der Michel. „Wir haben nichts gefunden."

„Macht keine Dummheiten und gebt sie her!"

„Ah geh, was wollte denn so ein Schneiderlein mit so vielen Krapfen anfangen!" rief der höckerige Kerschbaum-Stoffel und gab mir mein blaues Sacktuch zurück — aber in zusammengeballtem Zustande inhaltslos.

„Dem Herrn Pfarrer will ich sie bringen, die Krapfen."

„Ha, ha, ha," lachten sie alle, der eine in Brustton, der andere in Fistelstimme.

„Das heißt," berichtigte ich mich, „meinem Meister gehören sie, die Krapfen, er wird sie halt vielleicht dem Herrn Pfarrer schenken wollen."

„Ha, ha, ha," lachten sie wieder.

„Etliche davon," fuhr ich fort, „gehörten schon mir auch, von den Krapfen, ja, und wollte sie meiner Mutter geben."

„Ha, ha, ha," lachten mehrere, aber nicht alle. Der Kleiderer-Sepp griff in seine inwendige Rocktasche; „der Mutter, das ist was anderes. Da muß ich den meinigen schon zurückgeben."

Der Schrodel-Franz jedoch sprach: „Ah, deiner Mutter

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible] er [illegible]" [illegible], „und weil er [illegible], der Schneider, und die Krapfen selber essen will, so soll er die meinigen haben." „Die meinigen," sagte er, da sie vielmehr die meinigen waren, die er mir jetzt zurückgab. Die übrigen machten ihm's nach und ich hatte sohin alle meine Krapfen wieder. Mehrere waren zwar schon angebissen. Ich breitete auf dem schneeigen Wege das blaue Sacktuch aus und band die Krapfen ein.

Alle der Burschen hatten zurückgegeben, nur einer nicht — der Bärennäzler-Remi nicht. Der sagte: „Dümmeres giebt's nichts, als wenn einer die Krapfen weggiebt, die er selber essen kann. Der Schneider erlaubt's ja, gelt?" Und er aß den seinigen keck vor meinen Augen auf, hielt mir dann zum Hohne die fettigen Finger vor, die sollt ich „abschlecken".

Den Wunsch, diesen Menschen einmal nachdrücklich auf die Erde zu legen, hatte ich schon oft gehabt und nicht

bloß ich allein. Aber der Remigius Bärennäßler war ein großer grober Lümmel, der sich bei seinen Angreifern gleich aufs Würgen oder Augausschlagen verlegte. Ein paar Mannsleute im Dorfe hatten von dem Remi ihre Denkzettel, und seither band man mit ihm nicht gerne an und er handelte nach freiem Willen. Sein wulstiges Gesicht mit der kleinen Nase und dem breiten Mund grinste, seine graue Wollenhaube im Nacken, so blinzelte er mich mit halb zugemachten Äuglein an, so stand er mit weitausgespreiteten Beinen da, stemmte die Fäuste in die Seiten und sagte gar weichmütig: „Nu, Schneider, ist dir was nit recht?“ Natürlich, mir war alles recht.

Das war mein einziges Begegnen mit dem Remi gewesen. Er war im Fischgraben drüben gebürtig, einer armen Häuslerin Sohn, die er bald um ihr Häusel gebracht hatte. Im Wirtshaus und so herum hatte er es verthan. Trotzdem mußte er nun aus unserer Gegend wieder zurück in seinen Fischgraben, weil ihn bei uns niemand in Arbeit behalten wollte. Da hörte man denn bald allerhand Stücklein vom Remi. Die Kirschen vom Baum, manchmal eine Rübe vom Feld genommen, das gilt auf der Bäuerei nicht gleich als Diebstahl. Auch der mit der Hand gefangene Fisch nicht und das aus dem Walde getragene Bündel Gefällholz nicht. Selbst wenn einer dem anderen seine Herzliebste stiehlt oder mit Gewalt wegnimmt, macht ihn das immer noch zu keinem kriminalistischen Diebe oder Räuber, und doch ist die Herzliebste anerkanntermaßen der größte Schatz, den es giebt. So duldsam ist man. Ein heimlich ausgegrabener Erdapfel aber und vom Felde entwendetes Werkzeug, das lischt den ehrlichen Namen schon das erste Mal aus.

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vor ihm auf den Boden fallen. Er brauchte es nur aufzuheben und mit sich zu nehmen. Er kehrte aber wieder um und sagte zur Bewußtlosen: „Ich muß dich was fragen, Weib. Kennst du mich?“

„Der Birnmüller-Bub bist!“ rief sie leider gar unbedacht aus, worauf er entgegnete: „Dann werde ich dich doch mit einem Steine totschlagen müssen, denn du verratst mich.“

Sie legte einen heiligen Eid ab, es nicht zu thun, nur leben lassen möchte er sie!

„Wir wollen uns leicht vergleichen, wir machen es so,“ sagte der Remi. „Solang du nichts sagst, bist vor mir sicher. Verratest du mich aber, so überlebst du es nicht zwei Tage lang. Glaubst mir's oder nicht, das ist deine Sach. Bin eh ein guter Mensch, daß ich dich heut heimgehen laß.“

Wie nachher die Leute solches besprachen, waren etliche ganz gerührt über die Großmut des Burschen und man

sagte ihm bei solch romantischen Räuberhauptmanns-Manieren eine große Zukunft voraus. Nach dem ersten Arrest zeigte sich der Remi in der That schon vervollkommnet. Das war freilich wieder in einer anderen Gegend, wo man ihn nicht kannte, als er eines Tages in einem Pfarrhofe zusprach. Der alte Pfarrer war bekannt als einer, der sich etliches Silbergeld erspart hatte, aber es war so viel altes Weiberwerk im Hause, daß sich nichts machen ließ. So bat der Remi den Pfarrer, daß er um Gotteswillen schnell mit ihm in die Schrundwaldungen hinaufkommen möchte, im Holzschlag sei ein Holzknecht verunglückt, er lebe noch ein bißchen und verlange versehen zu werden. Der alte Herr ging rasch mit ihm. Als der Bursche ihn aber im wilden Wald hatte, wo sie auf einem vom Sturm gestürzten Baum ein wenig rasteten, stellte der Remi das Laternlicht, welches zum Sakrament gehörte, aufs Moos, rückte sich nahe an den Pfarrer und sagte: „Na, was ist's denn mit uns zweien? Haben wir nichts Silberiges mit?" Und begann den Priester auszusuchen. Dieser ließ es ruhig geschehen und bat nur, das Allerheiligste nicht zu entehren. Der Remi war aber mit den paar Scheidemünzen nicht zufrieden. „Zu Hause hat Er mehr Geld!" sagte er zum Pfarrer. Da es dieser nicht verneinte, so fuhr er fort: „Wie fangen wir das jetzt an, daß ich Sein Geld krieg, und daß Er mich nicht einsperren lassen kann?"

Der Pfarrer wußte dafür freilich keinen Rat.

„Vielleicht ginge es so," schlug der Remi vor, „daß ich den Herrn in die Wolfsschlucht hinabführe und ihn dort an Händen und Füßen binde. Dann soll Er mir's sagen, wo Er das Geld aufbewahrt hält und wie ich dazukomme. Nachher stopfe ich Ihm auch den Mund zu und

geh das Geld holen. Und wenn ich's finde und glücklich damit zurückkomme, dann binde ich den Herrn wieder los und Er kann nach Haus' gehen. Wenn ich aber beim Geldholen Unglück hab, nachher bleibt Er Jahr und Tag in der Wolfsschlucht liegen und kein Mensch findet Ihn."

Der Pfarrer antwortete auf das: „Mein Sohn, ehe ich dir zu einem solchen Diebstahl Gelegenheit gebe, oder dich gar dazu verleite, eher lasse ich mich töten."

„So wollen wir's halt mit der Wolfsschlucht probieren. Nur willig mitgehen, ich rat Ihm gut. Wir können alles ganz ruhig abmachen, in diesem Wald begegnet uns niemand."

So führte er den Greis mit dem Allerheiligsten in die schauerliche Schlucht hinab, wo zwischen Felsblöcken allerlei hohes Gestrüpp war und wo ein träges, graues Wasserlein rann. Und als er den Pfarrer schon zerren und schleppen mußte, sagte dieser zum Remi: „Wenn du glaubst, daß du hier der Stärkere bist, so irrst du dich. Siehe, ich habe den allmächtigen Gott bei mir!"

Einen scheuen Blick auf die Hostie that der Bursche, dann ließ er ab und sagte: „Meiner Seel, mich geht der Greuel an. — Wenn Er schon so fromm ist, Pfarrer, ginge das nicht, daß ich Ihm vorher die Sünd beichte, daß Er mich losspricht von dem, was ich thun will? Er könnte dann meinetwegen ruhig sterben."

Über eine solche Rede glaubte der Pfarrer schon, er hätte es mit einem Irrsinnigen zu thun: „Freund, wir wollen jetzt nach Hause gehen. Und wenn du mein Geld haben willst, so werde ich es dir lieber freiwillig geben und wir haben weiter keine Unannehmlichkeiten."

Der Bursche ist darauf eingegangen. Er wanderte

mit dem Pfarrer ganz harmlos wieder ins Thal hinaus. Aber als sie gegen Abend ans Dorf kamen und er die Leute sah, blieb er plötzlich stehen, als besinne er sich. „Dumm bin ich heut gewesen," murmelte er, stellte die Laterne zu Boden und lief querfeldein.

Sie erwischten ihn doch. Und beim nächstfolgenden Arrest vertraute er seinem Zellengenossen folgende Herzensergießung an: „Sitzen ist mir alles eins, aber gehenkt werden möcht ich nicht. Nehmen, wo ich was finde; betäubt machen, wer sich wehrt. Aber umbringen nicht."

Der Genosse meinte, auch das Umbringen wäre im Grunde nicht so gefährlich, nur dürfe man sich nicht erwischen lassen.

„Dafür bin ich mir nicht gescheit genug," entgegnete der Remi. „Kannst es angehen, wie du willst, sie haben dich doch. Weiß nicht, warum die Leute gar so eine große Freud haben, einen armen Menschen in den Kotter zu bringen. Wegen so Kleinigkeiten! Ob das bissel Geld, das es giebt, der oder der hat, das wird doch ziemlich einerlei sein, nicht? Predigt dir nicht der Pfarrer für und an, daß irdisch Gut und Geld eine Nichtigkeit ist? Und wenn man ihm was wegnehmen will, läßt er einen einsperren. Heißt es alleweil, die Freiheit wär ein höheres Gut, als das eitle Geld. Nun ja, haben sie sich doch Anno Achtundvierzig viel kosten lassen, daß sie die Freiheit 'kriegt haben. Und so eine Freiheit stiehlt mir der Standar und sperrt mich ein. Wer ist nachher der größere Dieb, ich, der das bissel Silber haben will oder der Standar, der mir meine Personalfreiheit stiehlt?!"

„Spezi!" antwortete hierauf der andere, „du redest

so großartig, als ob du ein Verteidiger wärst. Weißt es denn nicht, daß man nur die kleinen Diebe hängt?"

„Mein Gott, ich möcht eh ein großer werden. Hab halt 's Talent nicht dazu; werd mich mein Lebtag mit dem Kleingewerbe abgeben müssen. Von den einbruchssicheren Kassen hört man jetzt auch. Wieder so eine Erfindung zum Ruine der armen Leute!"

„Ohne Studium geht gar nichts," sagte der andere. „Ich bin Schlosser geworden."

„Möcht ich doch wissen, ob du dein Geschäft verstehst," versetzte der Remi, „Schlosser, sei so gut, sperr mir auf das Thürl da hinaus."

„Gern, Bruderherz, wenn's nur kein Vexierschloß wär!"

So sollen sie es getrieben haben im Arrest und besonders von der Spintisiererei des Remi haben die Leute viel zu erzählen gewußt. Es war einer der nachdenklichsten Spitzbuben, und in seinen Handlungen immer voller Rücksicht gegen den Mitmenschen. Fast bei jedem Raube zog er sein Opfer freundschaftlich zu Rate, wie er ihm das Geld wegnehmen solle, ohne daß es so besonders weh thue. Dann war er wieder von bescheidener Denkweise, daß er den Angefallenen bat, der Geschichte wegen kein Aufhebens zu machen und ihm keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, ansonsten er freilich ein gutes Mittel anwenden mußte.

Das „gute Mittel" hat er endlich angewendet, kanibalisch und feig zugleich; aber gehenkt ist er doch nicht worden. Es kam jene Schauernacht in der Mühle bei Rettenegg.

Unter dem Geräusche des Wassers hatte der Remi nächtlicherweile Dachbretter ausgehoben, war in den Oberboden gekrochen und von da beim Mondenschein, der durch die Fenster kam, hinabgestiegen in die Stube, wo der Müller

schlief. Der hatte etliche Tage vorher einen Wald verkauft. Der Remi mochte ein Weilchen vor dem Schlummernden gestanden sein und überlegt haben, ob er ihn wecken solle, um ihn auf gütlichem Weg zu fragen, nach dem Gelde, oder ob er die Mühe des Suchens selber übernehmen könne. Für alle Fälle hatte er auch ein Beil bei sich im Gurte stecken. Er entschloß sich, den Müller nicht aus der Ruhe zu stören und den Kasten, der neben dem Bette stand, mit einem mitgebrachten Eisenhaken zu öffnen. Dabei erwachte der Müller und sprang auf, auch sein Weib kam aus der Nebenkammer mit Licht herbei.

„Ihr erschreckt einen ja ordentlich!" begehrte der Remi auf und griff rasch nach seinem Beile. „Seid doch gescheit, Müllersleute! Nicht wahr, da im Kasten habt ihr das Geld?"

Einen gellenden Doppelschrei stießen sie aus, als sie den baumstarken fremden Menschen mit der schrecklichen Waffe vor sich stehen sahen, der Müller warf sich auf ihn, um ihm das Beil zu entreißen, da taumelte er auch schon, von einem Hiebe getroffen, gegen die Wand und brach zusammen. In demselben Augenblicke stürzte der Sohn der Müllersleute herbei, aber schon an der Thürschwelle traf auch ihn das Beil. Zwei nachstürmenden Müllerknechten gelang es, den Räuber zu bewältigen, mit seiner eigenen Waffe machten sie ihm den Garaus.

Als die arme Müllersfrau aus ihrer Ohnmacht zu sich kam, sah sie da drei Leichen liegen, den Gatten, den Sohn und den Räuber. Den letzteren schafften die Knechte bald hinaus in den Brennholzschoppen, der nur aus einem Bretterdache bestand, welches teils ans Haus

kunnten die vielen Krapfen schaden, die ist sie nicht gewohnt."

Stand ich da und hub an zu schelten: „Ihr Saggra!"

Das half nicht viel, und so hub ich an, ihnen folgende Vorstellung zu machen: „Seid ihr nicht auch froh, wenn ihr der Eurigen manchmal was schenken könnt!"

„Wir haben gar keine Mutter," riefen ihrer zwei.

„Mutter meine ich jetzt auch keine," sagte ich. „Wer einen Schatz hat, der schenkt ihm gern öfters was."

„Ah so, seinem Mädel will er die Krapfen spendieren!" sagten etliche und gaben mir die zurück, welche sie im Sacke hatten. Alle hatte ich sie aber noch immer nicht, lange nicht alle. So gestand ich denn, daß ich auch selber gerne Krapfen esse.

„Endlich ist er aufrichtig!" rief der Michel, „und weil er aufrichtig ist, der Schneider, und die Krapfen selber essen will, so soll er die meinigen haben." „Die meinigen," sagte er, da sie vielmehr die meinigen waren, die er mir jetzt zurückgab. Die übrigen machten ihm's nach und ich hatte fast alle meine Krapfen wieder. Mehrere waren zwar schon angebissen. Ich breitete auf dem schneeigen Wege das blaue Sacktuch aus und band die Krapfen ein.

Alle der Burschen hatten zurückgegeben, nur einer nicht — der Bärennäßler-Remi nicht. Der sagte: „Dümmeres giebt's nichts, als wenn einer die Krapfen weggiebt, die er selber essen kann. Der Schneider erlaubt's ja, gelt?" Und er aß den seinigen keck vor meinen Augen auf, hielt mir dann zum Hohne die fettigen Finger vor, die sollt ich „abschlecken".

Den Wunsch, diesen Menschen einmal nachdrücklich auf die Erde zu legen, hatte ich schon oft gehabt und nicht

bloß ich allein. Aber der Remigius Bärennäßler war ein großer grober Lümmel, der sich bei seinen Angreifern gleich aufs Würgen oder Augausschlagen verlegte. Ein paar Mannsleute im Dorfe hatten von dem Remi ihre Denkzettel, und seither band man mit ihm nicht gerne an und er handelte nach freiem Willen. Sein wulstiges Gesicht mit der kleinen Nase und dem breiten Mund grinste, seine graue Wollenhaube im Nacken, so blinzelte er mich mit halb zugemachten Äuglein an, so stand er mit weitausgespreiteten Beinen da, stemmte die Fäuste in die Seiten und sagte gar weichmütig: „Nu, Schneider, ist dir was nit recht?" Natürlich, mir war alles recht.

Das war mein einziges Begegnen mit dem Remi gewesen. Er war im Fischgraben drüben gebürtig, einer armen Häuslerin Sohn, die er bald um ihr Häusel gebracht hatte. Im Wirtshaus und so herum hatte er es verthan. Trotzdem mußte er nun aus unserer Gegend wieder zurück in seinen Fischgraben, weil ihn bei uns niemand in Arbeit behalten wollte. Da hörte man denn bald allerhand Stücklein vom Remi. Die Kirschen vom Baum, manchmal eine Rübe vom Feld genommen, das gilt auf der Bäuerei nicht gleich als Diebstahl. Auch der mit der Hand gefangene Fisch nicht und das aus dem Walde getragene Bündel Gefällholz nicht. Selbst wenn einer dem anderen seine Herzliebste stiehlt oder mit Gewalt wegnimmt, macht ihn das immer noch zu keinem kriminalistischen Diebe oder Räuber, und doch ist die Herzliebste anerkanntermaßen der größte Schatz, den es giebt. So duldsam ist man. Ein heimlich ausgegrabener Erdapfel aber und vom Felde entwendetes Werkzeug, das lischt den ehrlichen Namen schon das erste Mal aus.

Beim Bärennäßler-Remi war nicht mehr viel auszulöschen, und doch verwunderten sich die Leute, als sie von seinem ersten Straßenraub hörten. Ein Bauernweib ging vom Markte heim, wo es Leinwand verkauft hatte. Der Remi gesellte sich zu ihr und als der Weg durchs Holz führte, sagte er ganz gelassen zu ihr: „Weibel, jetzt wirst mir halt dein Geld geben müssen.“

„Jesus Mar und Josef!“ hub sie an.

Er fuhr ruhig fort: „Es ist besser, du lärmst nicht. Ich brauch dich nur anzugreifen, so bist hin!“

Es bedurfte keines Wortes weiter, keines Handgriffes, zitternd wie Birkenlaub, durch das der Sturm haucht, noch bevor er da ist, nestelte das Weib ihr Geld aus den Kleidern und ließ es vor ihm auf den Boden fallen. Er brauchte es nur aufzuheben und mit sich zu nehmen. Er kehrte aber wieder um und sagte zur Beraubten: „Ich muß dich was fragen, Weib. Kennst du mich?“

„Der Bärennäßler-Bub bist!“ rief sie leider gar unbedacht aus, worauf er entgegnete: „Dann werde ich dich doch mit einem Steine totschlagen müssen, denn du verrätst mich.“

Sie legte einen heiligen Eid ab, es nicht zu thun, nur leben lassen möchte er sie!

„Wir wollen uns leicht vergleichen, wir machen es so,“ sagte der Remi. „Solang du nichts sagst, bist vor mir sicher. Verratest du mich aber, so überlebst du es nicht zwei Tage lang. Glaubst mir's oder nicht, das ist deine Sach. Bin eh ein guter Mensch, daß ich dich heut heimgehen laß.“

Wie nachher die Leute solches besprachen, waren etliche ganz gerührt über die Großmut des Burschen und man

sagte ihm bei solch romantischen Räuberhauptmanns-Manieren eine große Zukunft voraus. Nach dem ersten Arrest zeigte sich der Remi in der That schon vervollkommnet. Das war freilich wieder in einer anderen Gegend, wo man ihn nicht kannte, als er eines Tages in einem Pfarrhofe zusprach. Der alte Pfarrer war bekannt als einer, der sich etliches Silbergeld erspart hatte, aber es war so viel altes Weiberwerk im Hause, daß sich nichts machen ließ. So bat der Remi den Pfarrer, daß er um Gotteswillen schnell mit ihm in die Schrundwaldungen hinaufkommen möchte, im Holzschlag sei ein Holzknecht verunglückt, er lebe noch ein bißchen und verlange versehen zu werden. Der alte Herr ging rasch mit ihm. Als der Bursche ihn aber im wilden Wald hatte, wo sie auf einem vom Sturm gestürzten Baum ein wenig rasteten, stellte der Remi das Laternlicht, welches zum Sakrament gehörte, aufs Moos, rückte sich nahe an den Pfarrer und sagte: „Na, was ist's denn mit uns zweien? Haben wir nichts Silberiges mit?" Und begann den Priester auszusuchen. Dieser ließ es ruhig geschehen und bat nur, das Allerheiligste nicht zu entehren. Der Remi war aber mit den paar Scheidemünzen nicht zufrieden. „Zu Hause hat Er mehr Geld!" sagte er zum Pfarrer. Da es dieser nicht verneinte, so fuhr er fort: „Wie fangen wir das jetzt an, daß ich Sein Geld krieg, und daß Er mich nicht einsperren lassen kann?"

Der Pfarrer wußte dafür freilich keinen Rat.

„Vielleicht ginge es so," schlug der Remi vor, „daß ich den Herrn in die Wolfsschlucht hinabführe und ihn dort an Händen und Füßen binde. Dann soll Er mir's sagen, wo Er das Geld aufbewahrt hält und wie ich dazukomme. Nachher stopfe ich Ihm auch den Mund zu und

geh das Geld holen. Und wenn ich's finde und glücklich damit zurückkomme, dann binde ich den Herrn wieder los und Er kann nach Haus' gehen. Wenn ich aber beim Geldholen Unglück hab, nachher bleibt Er Jahr und Tag in der Wolfsschlucht liegen und kein Mensch findet Ihn."

Der Pfarrer antwortete auf das: „Mein Sohn, ehe ich dir zu einem solchen Diebstahl Gelegenheit gebe, oder dich gar dazu verleite, eher lasse ich mich töten."

„So wollen wir's halt mit der Wolfsschlucht probieren. Nur willig mitgehen, ich rat Ihm gut. Wir können alles ganz ruhig abmachen, in diesem Wald begegnet uns niemand."

So führte er den Greis mit dem Allerheiligsten in die schauerliche Schlucht hinab, wo zwischen Felsblöcken allerlei hohes Gestrüpp war und wo ein träges, graues Wasserlein rann. Und als er den Pfarrer schon zerren und schleppen mußte, sagte dieser zum Remi: „Wenn du glaubst, daß du hier der Stärkere bist, so irrst du dich. Siehe, ich habe den allmächtigen Gott bei mir!"

Einen scheuen Blick auf die Hostie that der Bursche, dann ließ er ab und sagte: „Meiner Seel, mich geht der Greuel an. — Wenn Er schon so fromm ist, Pfarrer, ginge das nicht, daß ich Ihm vorher die Sünd beichte, daß Er mich losspricht von dem, was ich thun will? Er könnte dann meinetwegen ruhig sterben."

Über eine solche Rede glaubte der Pfarrer schon, er hätte es mit einem Irrsinnigen zu thun: „Freund, wir wollen jetzt nach Hause gehen. Und wenn du mein Geld haben willst, so werde ich es dir lieber freiwillig geben und wir haben weiter keine Unannehmlichkeiten."

Der Bursche ist darauf eingegangen. Er wanderte

mit dem Pfarrer ganz harmlos wieder ins Thal hinaus. Aber als sie gegen Abend ans Dorf kamen und er die Leute sah, blieb er plötzlich stehen, als besinne er sich. „Dumm bin ich heut gewesen,“ murmelte er, stellte die Laterne zu Boden und lief querfeldein.

Sie erwischten ihn doch. Und beim nächstfolgenden Arrest vertraute er seinem Zellengenossen folgende Herzensergießung an: „Sitzen ist mir alles eins, aber gehenkt werden möcht ich nicht. Nehmen, wo ich was finde; betäubt machen, wer sich wehrt. Aber umbringen nicht.“

Der Genosse meinte, auch das Umbringen wäre im Grunde nicht so gefährlich, nur dürfe man sich nicht erwischen lassen.

„Dafür bin ich mir nicht gescheit genug,“ entgegnete der Remi. „Kannst es angehen, wie du willst, sie haben dich doch. Weiß nicht, warum die Leute gar so eine große Freud haben, einen armen Menschen in den Kotter zu bringen. Wegen so Kleinigkeiten! Ob das bissel Geld, das es giebt, der oder der hat, das wird doch ziemlich einerlei sein, nicht? Predigt dir nicht der Pfarrer für und an, daß irdisch Gut und Geld eine Nichtigkeit ist? Und wenn man ihm was wegnehmen will, läßt er einen einsperren. Heißt es alleweil, die Freiheit wär ein höheres Gut, als das eitle Geld. Nun ja, haben sie sich doch Anno Achtundvierzig viel kosten lassen, daß sie die Freiheit 'kriegt haben. Und so eine Freiheit stiehlt mir der Standar und sperrt mich ein. Wer ist nachher der größere Dieb, ich, der das bissel Silber haben will oder der Standar, der mir meine Personalfreiheit stiehlt?!“

„Spezi!“ antwortete hierauf der andere, „du redest

so großartig, als ob du ein Verteidiger wärst. Weißt es denn nicht, daß man nur die kleinen Diebe hängt?"

„Mein Gott, ich möcht eh ein großer werden. Hab halt 's Talent nicht dazu; werd mich mein Lebtag mit dem Kleingewerbe abgeben müssen. Von den einbruchssicheren Kassen hört man jetzt auch. Wieder so eine Erfindung zum Ruine der armen Leute!"

„Ohne Studium geht gar nichts," sagte der andere. „Ich bin Schlosser geworden."

„Möcht ich doch wissen, ob du dein Geschäft verstehst," versetzte der Remi, „Schlosser, sei so gut, sperr mir auf das Thürl da hinaus."

„Gern, Bruderherz, wenn's nur kein Vexierschloß wär!"

So sollen sie es getrieben haben im Arrest und besonders von der Spintisiererei des Remi haben die Leute viel zu erzählen gewußt. Es war einer der nachdenklichsten Spitzbuben, und in seinen Handlungen immer voller Rücksicht gegen den Mitmenschen. Fast bei jedem Raube zog er sein Opfer freundschaftlich zu Rate, wie er ihm das Geld wegnehmen solle, ohne daß es so besonders weh thue. Dann war er wieder von bescheidener Denkweise, daß er den Angefallenen bat, der Geschichte wegen kein Aufhebens zu machen und ihm keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, ansonsten er freilich ein gutes Mittel anwenden mußte.

Das „gute Mittel" hat er endlich angewendet, kanibalisch und feig zugleich; aber gehenkt ist er doch nicht worden. Es kam jene Schauernacht in der Mühle bei Rettenegg.

Unter dem Geräusche des Wassers hatte der Remi nächtlicherweile Dachbretter ausgehoben, war in den Oberboden gekrochen und von da beim Mondenschein, der durch die Fenster kam, hinabgestiegen in die Stube, wo der Müller

schlief. Der hatte etliche Tage vorher einen Wald verkauft. Der Remi mochte ein Weilchen vor dem Schlummernden gestanden sein und überlegt haben, ob er ihn wecken solle, um ihn auf gütlichem Weg zu fragen, nach dem Gelde, oder ob er die Mühe des Suchens selber übernehmen könne. Für alle Fälle hatte er auch ein Beil bei sich im Gurte stecken. Er entschloß sich, den Müller nicht aus der Ruhe zu stören und den Kasten, der neben dem Bette stand, mit einem mitgebrachten Eisenhaken zu öffnen. Dabei erwachte der Müller und sprang auf, auch sein Weib kam aus der Nebenkammer mit Licht herbei.

„Ihr erschreckt einen ja ordentlich!" begehrte der Remi auf und griff rasch nach seinem Beile. „Seid doch gescheit, Müllersleute! Nicht wahr, da im Kasten habt ihr das Geld?"

Einen gellenden Doppelschrei stießen sie aus, als sie den baumstarken fremden Menschen mit der schrecklichen Waffe vor sich stehen sahen, der Müller warf sich auf ihn, um ihm das Beil zu entreißen, da taumelte er auch schon, von einem Hiebe getroffen, gegen die Wand und brach zusammen. In demselben Augenblicke stürzte der Sohn der Müllersleute herbei, aber schon an der Thürschwelle traf auch ihn das Beil. Zwei nachstürmenden Müllerknechten gelang es, den Räuber zu bewältigen, mit seiner eigenen Waffe machten sie ihm den Garaus.

Als die arme Müllersfrau aus ihrer Ohnmacht zu sich kam, sah sie da drei Leichen liegen, den Gatten, den Sohn und den Räuber. Den letzteren schafften die Knechte bald hinaus in den Brennholzschoppen, der nur aus einem Bretterdache bestand, welches teils ans Haus

gelehnt, teils mit zwei Balken gestützt war. Dort warfen sie den Toten auf einen Haufen Sägespäne.

Am frühen Morgen kamen von allen Nachbarshäusern Leute herbei, auch ich von meinem Sterhause, um das grausige Ereignis zu schauen und die Müllerin zu beruhigen. Diese war nach dem ersten Schmerzesrasen ganz gelassen geworden und sachte begann sie die Aufbahrung anzuordnen.

„In Gottesnamen,“ sagte sie zu einer Nachbarin. „Das hat sich schnell verändert, jetzt! Aber sie haben es überstanden und ich sterbe ihnen bald nach.“

Und als die beiden Männer in der Stube aufgebahrt waren, einer an der rechten Wand und einer an der linken, wo sonst des Müllers Bett gestanden, und mitten der Tisch mit dem Kruzifix und zwei Kerzenlichtern, wußte das Weib immer noch was zu schaffen, um die Bahren zu schmücken. Sie hing ihrem Mann einen Rosenkranz um den Hals, sie belegte seine Brust mit papiernen Heiligenbildchen, sie steckte ein Kreuzlein zwischen seine Finger. Desgleichen auch dem Sohne, dem sie auch noch ein rotes Blumensträußlein an die Brust legte, weil er im Bräutigamsstande gewesen war und am nächstfolgenden Montage ein schönes junges Mädchen hätte heiraten können.

Auch dieses Mädchen, die Klara vom Schramhofe, kam nun herbei, eine schlanke hohe Gestalt, weiß wie Marmor im Gesicht, als sie vor der Thür stand und nicht einzutreten wagte, aus Angst, es möchte das Furchtbare wahr sein, wovon sie gehört hatte. Wir haben sie von der Seite her beobachtet, und das wird wohl nie zu vergessen sein, wie sie nun eintrat, die Toten sah und mitten in der Stube zu einer Bildsäule erstarrte. Wie die Müllerin

anfangs tobte und dann einer fast ehernen Ruhe verfiel, so war es bei diesem Mädchen umgekehrt. Als die Starrheit sich löste, ganz allmählich, zuerst im Zittern der Lippen, dann im Auflodern des Auges, dann im Zucken der Glieder, da — ihr Rasen war schauderhaft! Sie stürzte auf die Leiche ihres Bräutigams, rüttelte sie, riß den Oberkörper empor, daß die Heiligenbildchen zu Boden flatterten, aber als sie am Haupte die grause Wunde sah, wich sie zurück. Und weil sie der Liebe nicht genug thun konnte, so wollte sie's dem Hasse. Die Arme mit den krampfiggeballten Fäusten reckte sie nach rückwärts, mit blutlosem Munde zischelte sie: „Wo ist er?"

Man führte die Klara hinaus in den Holzschoppen, wo der Mörder mit verkrümmten Gliedern auf den Sägespänen lag. Daneben auf dem Holzschragen in einem Wasserglase auf schwimmendem Öle glimmte ein Lichtlein.

„Ein Totenlicht! Diesem höllischen Best ein Totenlicht!" kreischte das Mädchen auf.

Die Müllerin antwortete leise: „Christliche Tauf hat er ja doch gehabt."

Das Weib, dem er den Gatten, den Sohn erschlagen, hat ihm den Liebesdienst erwiesen. Diese Größe mußte die wütende Braut zu sich gebracht haben. Wortlos wankte sie hinaus.

Ich weiß nichts weiter zu sagen, als daß wir — die es gesehen — immer daran denken werden, wie die Müllerin dem Mörder das christliche Bahrlicht gegeben hat. Alles andere ist vorbei, tot sind alle schon. Nur jenes Bahrlicht leuchtet noch in uns fort, wie ein Stern über dem Gerichte.



Das Bergversteck.

Das war ein hartes Wandern! Weitaus das härteste, das sie je erfahren hatten. Gewohnt, aufs Volk hinabzuschauen. Und jetzt mußten sie so steil zum Volke hinauf.

Zwei bärtige Männer kletterten unter großen Bündeln eingeknickt hinan den steinigen Waldweg. Zwei andere Männer, die an ihren blauen Fräcken glänzende Knöpfe hatten, führten jeder eine Frau am Arm. Der eine die weißhaarige Matrone, die sich seufzend und schwer an seinen Arm stützte; der andere ein schlankes junges Fräulein, das am liebsten ohne Führung und Stütze auf allen Vieren gelaufen wäre. Der Hohlweg war danach. Wasser sickerte zwischen den Steinen, Erlsträucher und Kiefernstrupp wucherten bösartig nieder und kratzten, wenn es leicht sein konnte, das feine, blasse Mägdlein an den Wangen.

Vor einem anrückenden Bataillon Franzosen geflohen, hatten sie ihrer Väter stattliches Schloß verlassen, um zu einem Lehenhofe hinauf zu steigen, der hoch im Gebiete der Almmatten liegt. Sie kamen an einen lichten Platz unter Lärchen, wo der Blick frei ward ins Thal, das schon blauend fern in der Tiefe lag, und hinter welchem ein

silberweißes Steingebirge stand, wie es die Frauen bisher nie gesehen, nur manchmal nennen gehört hatten von Gemsjägern. Die Matrone suchte mit ihren Augen das Schloß und fand es nicht. Der Begleiter erst mußte es weisen: Jenes graue Würflein mit den schwarzen Punkten. Und das winzige Ding soll die alte große Kronburg sein? Ein Würfel! Mit dem der Himmel jetzt lost um Menschenglück!

„Ich glaube gar, auf dem Turm steht die Tricolore schon!“ sagte der Führer und guckte durch das Rohr seiner hohlen Faust hinab.

„Mon Dieu, ich ertrage es nicht!“ sagte die Matrone mit leiser Stimme. „Wir hätten doch den Willen des Grafen thun sollen.“

„Nein, Mama!“ rief jetzt das Fräulein, „niederbrennen nicht, das liebe Haus!“

„Lieber in Asche, als daß dieser schreckliche Feind drinnen haust! Kannst du je eine heimliche Stunde haben in den Mauern, die durch diesen korsischen Bluthund entweiht worden sind?“

„Nein, Mama, der Bonaparte wird nicht kommen.“

„Er wird schon im Schlosse sein!“ eiferte die Matrone.

Darauf sagte einer der Männer: „Schade, daß einem so was nicht früher einfällt. Wir haben die Pulverfässer in der Muhrhöhle versteckt. Die wären im Schloßkeller viel besser aufgehoben gewesen. Mit offenem Deckel. Und ein Kerzenlicht drauf hingestellt!“

„Bum!“ machte der andere. „Gegen Himmel sprengen, den Lumpen! Zur Höll fahren wird er nachher schon selber.“

„Lasset das, Leute,“ versetzte die Frau, „es wird Einer

kommen, der stärker ist als er. Trachtet nur, im Kürnhof ein leidliches Asyl zu schaffen. Für ein paar Wochen. Lange kann's ja nicht dauern."

Als sie noch so sprachen, kam den Berg herab eine stattliche Weibsperson, diese eilte sofort der Gräfin zu: „Eure Gnaden, da oben ist's nix. Wir müssen wieder 'nunter!"

„Kein Platz?"

„Drei Stuben. Der Kürnhofer hat sich mit Weib und Kind schon in den Heustadel gezogen. Aber nichts zu essen, Gnaden, Frau Gräfin! — Wohl, wohl, Milch, Mehl, Butter genug, aber diese Küche! Gott, da schaut's aus! Die Küche ist Holzasen, Schlafkammer und Hühnerstall zugleich, meiner Tag hab ich's nicht gesehen. Und dieser Rauch! Und dieser Ruß! Und dieses Geschirr! Drei Hafen, drei Schüsseln, eine alte Pfanne, eine Feuerzange, ein Reibeisen, ein Kochlöffel, ein Schabmesser — jetzt sind wir fertig mit dem Zeug, damit soll der Mensch kochen! Nein, Gnaden, da thu ich nit mit! Da gehe ich lieber zurück, zu den Franzosen hinab, wo man alles herzunehmen hat!"

„Sei nicht dumm, Stanzi!" verwies die Gräfin. Dann sind sie weiter angestiegen.

Der Kürnhof lag auf flacher Almhöhe. Nach zwei Seiten sah man hinab in die bergige Welt; hinter dem Hause stand ein Schachen mit alten finsteren Wettertannen. Vor dem Hause ein gurgelnder Brunnen, ein verwildertes Gärtlein mit Nelken, Königskerzen und kümmerlichem Salat. Auf dem Anger Schweine mit Ferkeln, in der umzäunten Halde Schafe mit Lämmern, auf der Weide Kühe mit Kalben, auf der Planke Hühner mit Küchlein, an der Haus-

thüre ein gutmütig knurrender Kettenhund, auf dem Firste eine scheckige Katze, um den Giebel kreisende Schwalben. Im Innenhofe war eine Magd, die hackte grüne Fichtenzweige zu Streu. In der Holzhütte war ein Knecht, der schnitt einen Block entzwei. Weiterhin waren Mähder und Heuer und mit der Peitsche knallende Hirten. Das Haus war alt, hatte ein bemoostes Bretterdach, braune Holzwände mit kleinen Fenstern und einen Söller, an welchem bunte Zeuge hingen, so daß das Fräulein im ersten Augenblick meinte, der Kürnbauer hätte zu Ehren der Ankömmlinge beflaggt. Es war aber nur Wäsche zum Trocknen.

Der Hausvater kam zur Thür heraus und trat den Gästen entgegen. Ein alter, hagerer Mann, an dem alles krumm war: die Beine, die Arme, die Finger, die Nase, und alles eckig: die Backen, die Stirn, die Achseln, die Ellbogen, die Knie. Die letzteren hielt er weit auseinander, als hätte er ein Pferd zwischen den Beinen. Die Schenkel dünn und mit falber Lederhose eng umspannt. Die Lodenjacke so kurz, daß man zwischen ihr und der Hose am Rücken das lehmfarbige Rupfenhemd sah. Der Hals lang und voller Runzeln, die Wangen rot wie ein Hahnenkamm und sorgfältig rasiert. Der Mund ging so breit auseinander und die grünlichen Äuglein zuckten so munter aus der halb gesenkten Hülle hervor, daß es schien, der Mann lache immer. Mit weiten schnellen Schritten ritt er heran, seinen breitkrempigen Filzhut that er herab, so daß das schüttere graue Haar im Winde flog. So schritt er mit großen hastigen Schritten heran und rief mit dünner schreiender Stimme: „Hopassa, da seins! — Der Herr Gnaden Graf nit da? der thut leicht Franzosen derschlagen?

brav. Die Frau Gräfin thu ich eh schon kennen, ei ja, das wohl. Ist das die Tochter? Saggra, das ist eine bildsaubere Gredl!"

Wie drollig wäre es gewesen, dem plaudersamen Bergmenschen nur so unterwegs zu begegnen! Aber den als Gesellschafter, wer weiß, wie viele Wochen lang!

„Ja, ist schon recht, Kürnhofer," antwortete ihm einer der tragenden Männer, „weiset uns nur die bereitete Wohnung an, daß die hohen Herrschaften sich ausruhen können."

An der Thür stand die Hausmutter, ein kleines dickes Weib, dessen blaue Schürze an beiden Seiten bis hinten reichte. Das Hemd weit über die vollen Arme gestreift, dann ein Kopf und ein Kropf. Der Kropf hatte zur rechten Seite einen kleinen Knollen und zur linken einen großen. Der Kopf war mit turbanartigem Tuch umbunden, das Gesicht rund und frisch hatte für einen mit guten Augen tausend feine Runzeln, für einen mit schlechten — gar keine. Das Näschen saß bescheidentlich zwischen den vollen Backen, der kleine Mund war fast viereckig, so daß sie kein Versteckén spielen konnte mit der einen Zahnlücke zwischen dem kräftigen Gebiß. An ihrer Schürze hingen ein paar Kinder, vielleicht auch drei, oder noch mehr, es war gerade nur so regsam lebendig um das Weib herum.

Gegen ihren Mann einen heftigen Deuter machte sie: „Schwatzen sollst nit so viel!" Dann trat sie vor und wollte den Frauen bescheidentlich die Hand küssen.

„Lasset das gut sein, Kürnhofbäuerin," sagte die Gräfin ernsthaft. „Jetzt sind wir ärmer als ihr da auf dem hohen Berge. Gott prüft uns hart. Es wird wohl bald wieder in die Wege kommen und dann soll es unvergessen sein.

daß ihr uns Unterstand und Schutz gegeben habt in Zeiten der Not."

„Mein Gott, Euer Gnaden! Aber so was!" entgegnete die Bäuerin, da kugelten ihr auch schon ein paar Tropfen über die Wangen. „Wir sind ja der gnädigen Herrschaft Dienersleut! Zu tausendmal gern, was wir thun können. Aber geduldig sein heißt's wohl bei uns! Bitt gar schön, uns es doch nit übel aufmessen, wenn ich was Ungeschicktes mach, oder wer sonst und wenn wir's halt nit so bieten können, wie's die gnädige Herrschaft gewohnt ist. Alles ist halt bei uns so viel dreckig."

Kaum gesagt, war's ihr selber zu Mut: Um ein Wort zu viel geredt hast! Derweil du dich seiner schämst, machst du es selber noch dümmer! Und es ist auch gar nicht wahr. Hast nicht seit einer halben Woche gefegt und gescheuert, daß dir heut noch der Buckel krumm ist? Zu was denn sich selber heruntersetzen, wenn's nit wahr ist!

Die Stuben, in welche die Frau Gräfin nun geführt wurde, waren ja überaus proper. Kein Spinnwebfaden in den Winkeln, kein Fliegenpünktlein an den Fenstergläsern, und auf den Fußdielen hätte man Nudelteig walzen können, so blank waren sie gescheuert. In der Schlafstube stand ein großer Kachelofen, ein Tisch mit Wandbänken und zwei Stühlen, dann waren zwei Kästen da und zwei hoch aufgedonnerte Betten mit schneeweißer Wäsche und blauen Steppdecken. Es war eine hellblickende und frisch tickende Schwarzwälderin da, am Wandröllchen ein mit roten Streifen gesticktes Handtuch, und es waren ein paar böhmische Glasbilder an der Wand, den heiligen Florian vorstellend und den heiligen Josef mit dem Kinde. Und am Thürpfosten hing ein grünglasiertes Weihbrunngefäß.

„Euer Gnaden müssen halt schon zufrieden sein mit der Einrichtung,“ sagte die Hausmutter und bei sich dachte sie: Da können sie freilich leicht zufrieden sein, wenn man ihnen alles Gute und Schöne zusammenschleppt vom ganzen Haus. Feiner mag sie's wohl haben in ihrem Gschloß, aber besser nit, selb glaub ich nit.

Als die Gräfin in der Stube allein war, schlug sie die Hände zusammen und starrte verzweifelt umher. — „Und da sollen wir wohnen, ich und mein armes Kind! Wenn alles fehlt, aber gar alles! Der Waschtisch, die Toilette, die Teppiche, die Vorhänge, die Spiegel, die Armleuchter. Und dieser Geruch! wie morsches Holz! Oh! ces maudits Français!“

Dem Riechen nach morschem Holz sollte abgeholfen werden. Der Kürnhofbauer trat in die Stube, setzte sich an das Fußende des Bettes, fragte nach diesem und jenem, was es Neues gebe und ob der Franzos auch Weibsbilder fresse? Dabei begann er sich mit Stahl und Stein Feuer zu schlagen für eine Pfeife Tabak. Die Dame antwortete rasch, die österreichische Armee sei im Anmarsch und sie würde doch mit Gottes Hilfe den Feind bald überwältigen, und sie — die Gräfin — wolle jetzt hinaus in die reine Luft und ein bißchen die Gegend betrachten.

„Ist eh recht!“ sagte der Alte, blieb sitzen und rauchte die Stube so dick mit stinkendem Tabakqualm an, daß die blauen Wolkenstreifen wie schlangenhafte Ungeheuer langsam umherschwammen im dämmerigen Raum. Die Hausmutter kam, jagte den Rauch zu den Fenstern hinaus und den Alten zur Thür.

Die Köchin Stanzi war im Hofe auf Entdeckungsreisen begriffen, sie mußte die Quellen der Milch, der Eier,

der Schinken erforschen. Zwei Knechte arbeiteten im Wagenschuppen, der Lenz und der Zenz. Der Lenz hatte ein rauhes braunes Gesicht und einen gelben buschigen Schnurrbart drin, der wie ein zerfetztes Strohdach den Mund verdeckte. Der Zenz hatte gar keinen Bart, aber eine aufgestülpte Nase und an der Oberlippe eine Hasenscharte. Die beiden sahen schmunzelnd dem rundlichen Weibsbild zu, das planlos umherstrich. Am Hofthor stellte der Zenz sich eng in den Weg, faßte sie ruhig an der Achsel und sagte lachend: „Gut ist's. Die ist schön herzunehmen."

„Weg die Bratzen!" gab sie rasch zur Antwort, erinnerte sich aber sofort ihrer vornehmen Stellung und sagte in zierlichem Schuldeutsch: „Das bitte ich mir sehr aus, meine Herren! Sie dürfen ja nicht glauben, wissens! Mir gfallts überhaupt nicht da ban enk heroben! Da sein ma die Franzosen noch lieber, de san wenigstens sauber gwachsen!"

Schupfte der Lenz seinen Bartwisch und sagte: „Der Sprach nach bist nit weit her. Vom Franzosenland gewiß nit."

„Aber kriegt hab ich doch einen!" eiferte die Stanzi. „Ich wollt, ich wär unten im Thal. Ich bin mein Lebtag kein sölchener Traumihnit gewest, wie die dasigen Mannerleut. Vor den Franzosen hab ich mich mein Lebtag nit gefürchtet."

„Gelt, und vor uns wirst dich auch nicht fürchten," begütigte der Zenz und legte seinen Arm um ihre Mitte.

Mittlerweile war das junge Fräulein, die Komtesse Augustina, drüben an der Esche gestanden, versunken im Anschauen der Gegend. Ihr Auge war ungeübt im Weitschauen, das verstand nicht hinauszufliegen ins ätherblaue

Bergrund, es ging diesen schönen schwarzen Augen wie den gefangenen Vöglein, wenn sie plötzlich frei werden. Sie wußte kaum, ob das, was sie sah, Berge oder Wolken waren, und im Thale die Dörfer, wie tief, wie fern, wie kaum zu erkennen! Heftig mußte sie atmen in der dünnen kühlen Luft. — Auf diesen hohen Berg, so dachte sie, kann er nicht herauf, der schreckliche Feind mit seinen Rössern und Kanonen. Wenn nur auch Papa da wäre und — zwei Schwalben schwirrten, einander munter verfolgend, so nahe an ihr vorüber, daß sie den Wind des Flügelschlages fühlte an den Wangen. — Daß es doch so lebendig sein kann in dieser Einöde. Et comme ces oiseaux se caressent! Je voudrais que mon chevalier fût près de moi! — Sie ging langsam zwischen den Gebäuden des Hofes dahin. An einer offenen Stallthüre stand sie still und sah, wie drinnen ein junges Dirnlein unter einer Kuh saß und mit den Fingern Milchstrahlen in einen Zuber leitete. Was ist denn das? Gott, das ist aber komisch! — Die Komtesse hatte noch nie eine Kuh melken gesehen. Sie errötete und eilte weiter.

In der Werkzeughütte auf einem Holzschragen ritt ein junger Bursche und schnitt mit dem Reifmesser einen Spatenstiel zurecht. Er war in Hemdärmeln, hatte einen glatten strammen Nacken, und ein schönes falbes Flockenhaar. Das Gesicht sah sie nicht. Die Hobelspäne haben einen so merkwürdig feinen Geruch, sie blieb stehen.

„So! gut ist's, mein lieber Haustiel!“ sagte der Bursche zu seinem Werke und wog es in den Händen, ob sich das Ding auch gut wird halten lassen. „Jetzt bist fertig, jetzt kannst heiraten.“ Er steckte den Stiel an eine eiserne Haue und die junge Gräfin mußte hellauf lachen, daß dieser

Mensch mit einem Stück Holz plauderte. Er wandte sich um, stand auf und sagte artig: „So sauber, jetzt werd ich ausgelacht."

„Nein, das nicht," entgegnete sie rasch, „es ist nur so lustig, wie die Schwalben tanzen, hi, hi."

„Ja, die haben freilich leicht tanzen, weil sie ihre eigenen Spielleut sind," lachte der Bursche. Dann trat er ihr näher: „Ich glaube gar, das Töchterl von der gnädigen Herrschaft!"

Und sie dachte: Ein hübscher Junge ist's! Nur die Stirnknochen sind zu groß und den Schnurrbart hat der über den Augen. Sind aber auch diese danach! Les beaux yeux des hommes tournent la tête aux dames.

„Sie bereiten sich da gewiß eine Waffe gegen den Feind!" sagte hernach die Komtesse, weil jetzt doch unweigerlich etwas gesagt werden mußte.

„Waffe? Ich?" fragte der junge Mann. „Aber schon gar nit, Mädel. Die Haue habe ich mir angeschaftet, zum Erdäpfel ausgraben."

„Sie sind doch ein gesunder Mensch," sagte das Fräulein und wollte schon die Frage thun, warum er nicht bei den Soldaten sei in solcher Zeit. Als ob es der Bursch erraten hätte, entgegnete er: „Es muß halt zum Hauswachten auch wer da sein. Haben eh schon in voriger Woche hinabwollen, ich und der Lenz und der Zenz, da hat der Vater gesagt: Wenn die Herrschaft kommt, da heißt's daheim bleiben. Auf ja und nein können ihrer ein Schippel da sein, wer hätt die Verantwortung!"

„Also unsertwegen sind Sie zu Hause geblieben?"

„Jawohl, Dirndel!" rief er und faßte sie an beiden Händen. „Wir wollen miteinander Erdäpfel graben, gelt,

hopsa!" Er schob sie in der Runde um sich. Dem Fräulein kam das schrecklich unpassend vor, aber ganz lustig. Moins une chose est convenable plus nous la goûtons, sagt der Franzose.

Nun wurde von einem Hirten die Herde zum Brunnen geleitet. Die vordere Kuh hielt ihre große Schnauze in den Trog und schlürfte mit Behagen das Wasser ein, daß die Bauchteile auf- und niederwogten. Rückwärts drängte ein grauer Stier, dem dürstete auch, und vor Ungeduld hieb er sich mit dem buschigen Schweif mehrmals über den Rücken. Weil die Kuh nicht fertig werden wollte, so sprang er mit den Vorderfüßen an sie hinauf.

„Aber sehen Sie doch!" rief die Komtesse erschrocken, „wie eine Kuh auf die andere springt!"

„Das eine ist ja keine Kuh!" lachte der Bursch.

„Robert!" schmetterte die Hausmutter von der Thüre her.

Daß die Morgensonne auch wagrecht ins Zimmer scheinen kann, das hatten die beiden Damen bisher kaum je einmal gesehen. Heute sahen sie's, die Sonne schien so zum Fenster herein, daß ihre Lichttafel schier oben an der Decke war. Über fernen Bergen war sie heraufgekommen, ein glühendes Rad und draußen sangen die Finken, die Schwalben, die Amseln, die Lerchen. In einen Pelzmantel gehüllt eilte die Gräfin ins Freie, um zu sehen, ob im Thale irgend eine Spur der feindlichen Stellungen gesehen werden konnte. Im Thale lag ein schneeweißer See, der erst am hohen Vormittag in leichten Wirbeln emporstieg, in dünnen Schleiern sich löste. Dann lag das Thal da, wie es gestern gelegen, nur daß zu dieser Tageszeit die

Kirchtürme und Burgen im hellen Lichte standen. Aber die Kronburg konnte man nicht sehen vom Kürnhofe aus.

Die alte Gräfin setzte sich zum Hausvater, der auf einem Stuhle ritt, der Stuhl hatte ein Amboßlein aus Stahl und darauf dängelte er eine Sense. Sie saß da, weil sie gerne mit dem Alten etwas gesprochen hätte, aber bei den gellenden Schlägen war ein Plaudern nicht möglich. — Sie schaute viel umher, beobachtete allerlei und wurde immer mißmutiger. Fi donc! Alles rings herum auf diesem Berge, die Gebräuche, die Menschen, die Tiere — alles so unsittlich!

„Ich weiß nicht, wie ich sagen soll, Kürnhofbauer. Meine Tochter hat eine sehr sorgfältige Erziehung genossen . . .“

„Eh recht,“ sagte der Bauer und dängelte: däng, däng, däng.

„En effet, oui, wie unseren Augapfel haben wir sie bewacht . . .“

„Wird eh so sein.“ Däng, däng, däng.

„Le barbare ne comprend pas! Euere Tochter — mit der mein teures Kind umgehen soll — sie ist wohl ganz unschuldig noch? Ich meine . . .“

„Die Hilderl? Meine Hilderl?“ fragte der Alte und ließ den Hammer auf dem Amboß ruhen. „Unschuldig? Ich denk wohl, Euer Gnaden. Aber wissen wird sie's schon, daß sie ein Weibsbild ist.“ Däng, däng, däng.

„— — — Mir ist das durchaus nicht gleichgiltig, Kürnhofer. Mein Kind ist kaum siebzehn. Vollkommen uneingeweiht in gewisser Beziehung . . .“

„Euer Gnaden,“ sagte der Bauer. „Wird eh sein, wird eh sein, aber — den Mentscherln darf man

nit trauen. Kleines Engerl, großes Luderl.“ Däng, däng, däng.

Die Gräfin ging mit einem Seufzer von dannen. Sie suchte die Komtesse und fand die Köchin Stanzi, welche hastig von der Scheune herkam und mit Neuigkeiten beladen war. „Im Haferstroh! Im Haferstroh!“ rief sie fast außer Atem, „habe ich Eier gefunden, frische Eier, und die Franzosen, hat der Zenz gesagt, sind schon in Almstein!“

„Wo ist die Komtesse?“

„Im Heu oder beim Vieh. — Im Haferstroh, sagt der Zenz, kunnt man ihrer alle Tag finden.“

„Laß jetzt die Eier und bringe mir mein Kind!“

Komtesse Augustina hatte eine Genossin gefunden. Das Mädchen, welches gestern unter der Kuh gesessen, schüttete auf der Matte mit einer langen Gabel die Heuschichten auseinander, das Schloßfräulein half munter dabei mit.

Als auf der Matte das Heu flach gelegt war, daß es die Sonne trocknen und dörren konnte, sprach die Haustochter Hilda zu ihrer neuen Gefährtin: „So, das letzte Häufel schütten wir nit auseinander, da setzen wir uns drauf und wollen rasten und Milch trinken.“ Sie nahm den Plutzer vor.

„Ist das dieselbe Milch, welche —“ Das Fräulein zuckte ab und begann zu kichern. Dann zog es ein elegantes Handspiegelchen hervor, beguckte sich drin und tastete mit den weißen Fingern an dem über der Stirn hoch aufgelockerten Haar herum. „Wollen Sie auch hineingucken?“ fragte sie das Dirndel.

„Dank schön. Ich hab einen viel größeren.“

„Oh, den haben wir auch!“ sprach mit einiger Ernsthaftigkeit die Komtesse. „In unserem Speisesaal auf

Kronburg hängt einer, der ist so groß, wie euer ganzes Hausdach."

„Ein Spiegel?"

„Ein Spiegel!" wiederholte das Fräulein stolz.

„Da hab ich einen noch viel größeren," sagte die Hilda. „Ja, ja, ganz im Ernst! Werd ihn schon einmal herzeigen, wenn ich gut aufgelegt bin."

„Gut aufgelegt! Sie sind wohl immer lustig, nicht wahr?"

„Ja, wenn ich nit bös bin. Wenn ich bös bin, da bin ich nit gut!" lachte die Hilda.

„Lustige Leute liebe ich!" gestand die Komtesse.

„Weißt was," sagte das Bauerndirndel, und legte den Arm um ihren Nacken, „thun wir lieber Du sein miteinander." Dabei schaute sie aus ihrem frischen Rundgesicht mit den kleinen Grauaugen schalkhaft auf die Komtesse. Die war zu allem aufgelegt, wendete aber immer das Köpflein, einmal zur Rechten, einmal zur Linken hin, ob wohl Mama nicht in der Nähe sei. Aus dem Plutzerkragen Milch trinken, das machte ihr Spaß, obschon sie sich das erste Mal, zu rasch übergestülpt, die Milch aufs Busentuch geschüttet hatte. Die Hilda hatte aus der Kitteltasche Nähzeug geholt und that jetzt mit einem weißgegerbten Fellchen um.

„Was hast du denn da?" fragte die Komtesse.

„Das ist ein Katzenbalg. Weißt, davon kriegt er einen Tabaksbeutel, wenn er heimkommt und brav Franzosen derschlagen hat."

„Aber wie du sprichst!" kicherte die Komtesse. „Wer denn?"

Die Hilda that verblüfft: „Wer denn? Er halt. Der

meinige. Dem hab ich gesagt, wie er fort ist: Halt dich fest, Nickel, wenn du zurückkommst, kriegst einen schönen Katzenbeutel. Schau, da ist er, ich nähe ihn zusammen und ein blauseidenes 'Ranftel drauf. Siehst es, sauber steht's!"

„Ist das dein Bruder, der Nickel?"

Lachte die Hilda hell auf: „Jetzt glaubt die, das ist mein Bruder!" Und dann ernsthaft zum vornehmen Fräulein: „Hast denn du keinen Schatz?"

Fast erschrak die Komtesse über eine so plötzliche Frage. Ein schneller Blick in die Runde, ein engeres Zusammenrücken auf dem Heu: „Wenn — wenn du mich nicht verraten wolltest. Mama weiß nichts davon, daß ich einen Freund habe . . ."

Die Hilda rieb sich mit Vergnügen die Hände: „Das ist gescheit! Gelt, der ist gewiß auch recht schön!"

„Gott, meine liebe Freundin, das ist ein schöner Mann!"

„Geh! Aber erzähl, wie schaut er denn aus!"

Der Berichterstatter beklagt es, daß die beiden Mägdlein das Weitere nur geflüstert haben. Von einem spitzen Schnurrbärtlein war die Rede, von einer roten Pumphose, von einem „tscheppernden" Säbel. So herzig plaudern, so amusant kosen könne er! Aber schlimm! Entzückend schlimm! — Dann wurde das Flüstern leiser. Auf einmal schrie das Bauerndirndel hell in die Luft: „Geh, hör mir auf! Sich nit derwehren können, das möcht ich schon sehen! Jede kann sich derwehren, wenn sie will, das magst mir heilig glauben."

„Sagt doch," stotterte hierauf die Komtesse, „der Beichtvater selber, daß der Mensch so schwach sei!"

„Eben deswegen derwehrst dich leicht vor ihm.“

„Gott nein, Hilda, du verstehst mich nicht. Der Mensch — das ist ja unsereins selber.“

Die Hilda legte auf ihrem Schoß die Arbeit zurecht und sagte dann gar ernsthaft: „Bei mir ist es halt so: Ich will den Nickel nit allein zum Schatz haben, ich will ihn auch zum Mann haben. Zum Mann für mein Lebtag. Derwehrst dich, so hast ihn. Derwehrst dich nit, so geht er nachher um ein Häusel weiter, pfeift sein Liedel und denkt: So, jetzt probier ich's mit einer anderen.“

„Aber nein doch!“ stöhnte die Komtesse auf.

„Ich bitt dich gar schön, lern du mir die Mannerleut kennen! Die sind dir so schlecht, so hundsluderschlecht, daß ...“ mit geballten Fäusten bebte sie ... „Derdrucken möcht man sie vor Gernhaben!“

„Und meinst du wirklich, daß sie nachher davonlaufen?“

„Meine Mutter sagt immer, sie thäten es alle so machen und man sollt sich hüten!“ berichtete das Dirndel.

Hierauf sagte die Komtesse vertraulich: „Ich habe einmal ein sehr interessantes Buch gelesen. Heimlich. Gott, wenn die Franzosen dieses Buch unter meinen Kissen fänden!“

„Was steht denn drinnen?“ fragte die Hilda.

Daß in der französischen Schweiz noch ein alter Brauch wäre. Ein ganz merkwürdiger Brauch. Es soll richtig sein. Heinrich sagt's auch.“

„Na, druck halt los.“

„Ja, er erzählt, daß — nein, so etwas kann man doch nicht erzählen. Es ist — sie kommen —. Worauf du früher angespielt hast — weißt du? Jeder Bräutigam

„Euer Gnaden müssen halt schon zufrieden sein mit der Einrichtung," sagte die Hausmutter und bei sich dachte sie: Da können sie freilich leicht zufrieden sein, wenn man ihnen alles Gute und Schöne zusammenschleppt vom ganzen Haus. Feiner mag sie's wohl haben in ihrem Gschloß, aber besser nit, selb glaub ich nit.

Als die Gräfin in der Stube allein war, schlug sie die Hände zusammen und starrte verzweifelt umher. — „Und da sollen wir wohnen, ich und mein armes Kind! Wenn alles fehlt, aber gar alles! Der Waschtisch, die Toilette, die Teppiche, die Vorhänge, die Spiegel, die Armleuchter. Und dieser Geruch! wie morsches Holz! Oh! ces maudits Français!"

Dem Riechen nach morschem Holz sollte abgeholfen werden. Der Kürnhofbauer trat in die Stube, setzte sich an das Fußende des Bettes, fragte nach diesem und jenem, was es Neues gebe und ob der Franzos auch Weibsbilder fresse? Dabei begann er sich mit Stahl und Stein Feuer zu schlagen für eine Pfeife Tabak. Die Dame antwortete rasch, die österreichische Armee sei im Anmarsch und sie würde doch mit Gottes Hilfe den Feind bald überwältigen, und sie — die Gräfin — wolle jetzt hinaus in die reine Luft und ein bißchen die Gegend betrachten.

„Ist eh recht!" sagte der Alte, blieb sitzen und rauchte die Stube so dick mit stinkendem Tabakqualm an, daß die blauen Wolkenstreifen wie schlangenhafte Ungeheuer langsam umherschwammen im dämmerigen Raum. Die Hausmutter kam, jagte den Rauch zu den Fenstern hinaus und den Alten zur Thür.

Die Köchin Stanzi war im Hofe auf Entdeckungsreisen begriffen, sie mußte die Quellen der Milch, der Eier,

der Schinken erforschen. Zwei Knechte arbeiteten im Wagenschuppen, der Lenz und der Zenz. Der Lenz hatte ein rauhes braunes Gesicht und einen gelben buschigen Schnurrbart drin, der wie ein zerfetztes Strohdach den Mund verdeckte. Der Zenz hatte gar keinen Bart, aber eine aufgestülpte Nase und an der Oberlippe eine Hasenscharte. Die beiden sahen schmunzelnd dem rundlichen Weibsbild zu, das planlos umherstrich. Am Hofthor stellte der Zenz sich eng in den Weg, faßte sie ruhig an der Achsel und sagte lachend: „Gut ist's. Die ist schön herzunehmen."

„Weg die Bratzen!" gab sie rasch zur Antwort, erinnerte sich aber sofort ihrer vornehmen Stellung und sagte in zierlichem Schuldeutsch: „Das bitte ich mir sehr aus, meine Herren! Sie dürfen ja nicht glauben, wissens! Mir gfallts überhaupt nicht da ban enk heroben! Da sein ma die Franzosen noch lieber, de san wenigstens sauber gwachsen!"

Schupfte der Lenz seinen Bartwisch und sagte: „Der Sprach nach bist nit weit her. Vom Franzosenland gewiß nit."

„Aber kriegt hab ich doch einen!" eiferte die Stanzi. „Ich wollt, ich wär unten im Thal. Ich bin mein Lebtag kein sölchener Traumihnit gewest, wie die dasigen Mannerleut. Vor den Franzosen hab ich mich mein Lebtag nit gefürchtet."

„Gelt, und vor uns wirst dich auch nicht fürchten," begütigte der Zenz und legte seinen Arm um ihre Mitte.

Mittlerweile war das junge Fräulein, die Komtesse Augustina, drüben an der Esche gestanden, versunken im Anschauen der Gegend. Ihr Auge war ungeübt im Weitschauen, das verstand nicht hinauszufliegen ins ätherblaue

trüb, in den Teich rieselte lehmige Gieß. Die Stuben waren geheizt, die Gräfin Kronburg beschäftigte sich mit einer Handarbeit oder mit Lesen. Und wie einsam, wie traurig! Nach dem Abbé sehnte sie sich, ihrem Beichtvater, einem feingebildeten Mann im heiteren Geist Ludwigs des Vierzehnten. Und Augustina! Wo nur die Komtesse immer bleibt? Ah, quelle misère!

Die Komtesse saß lieber in der Stallkammer bei der allzeit munteren Hilda als bei der ernsten Mama. Die Stallkammer war wohl verwahrt. Die Hilda fing aus dem Schafstalle ein Lämmlein ums andere hervor, führte es in die Kammer, nahm es zwischen die Knie und schnitt ihm mit einer großen Schere die Wolle vom Leibe. Die Komtesse hatte anfangs mit Entsetzen auf diese That gestarrt. „Lapperl!“ hatte Hilda gesagt, „das thut lang nit so weh, als wenn dein Gnaden Herr Vater im Wald ein Reh schlecht trifft und es bleibt lebendig in seinem Blut liegen. Schau, dem Lamperl taugt's, das lauft gar nit davon, wenn ich's auslasse.“ Anders war's, als es auch die Komtesse versuchte, dem Tiere eine Flocke Wolle wegzuschneiden, da zuckte das Schaf und meckerte. Es war in die Haut gestochen worden. Wohl trachtete das Fräulein, durch Liebkosungen das Tier zu versöhnen, dieses aber lief vor ihm heftig trappelnd bis in den hintersten Stubenwinkel.

„So komm doch, Herzchen!“ schmeichelte sie und hielt ihm ein Stück Kuchen hin, „verzeihe mir nur, ich bin zwar ungeschickt, aber doch deine gute Freundin —“

„Ja, die dich am nächsten Sonntag verspeisen wird!“ lachte die Hilda.

Die Komtesse sah nicht gut aus. Sie war blässer,

als sonst der frische Bergwind zuzulassen pflegt. Nun vertraute sie einmal der Freundin, daß sie in den Nächten schlecht schlafe. Dem Schnarchen der Mama habe sie sich zwar entzogen, seit ihr die zweite Schlafkammer eingeräumt worden, aber der Kettenhund! Cet animal ne nous laisse pas en paix. Einmal habe sie geglaubt, die Franzosen seien schon am Hofe, so heftig bellte der Hund. Um sich die Zeit zu vertreiben, lese sie im Bette aus französischen Büchern, die sie von ihrem Freund habe. Mama dürfe nichts davon wissen.

„Warum denn nicht? Sind schlechte Sachen drin?" fragte das Dirndel.

„Ach, es sind so interessante Bücher. Zum Beispiele vom Schäfer, der eine schöne Königin entführt und ihr aus Schafwolle ein niedliches Bettchen macht. Und dann sind sie so glücklich, ach, so glücklich!"

„Geh, hör mir auf! Wenn du immer solche Sachen denkst, da wirst du freilich hart warten."

„Oh chère dame compagnarde!"

„Geh, red nit immer böhmisch. Für mich ist deutsch auch gut."

Zog die Komtesse eine Weile herum, zupfte an einer Wollflocke, warf sie in die Luft, fing sie wieder auf und plötzlich sagte sie: „Dein Bruder, der ist lieb!"

„Der Robert! Wieso kommst du jetzt auf meinen Bruder?"

Da erzählte die Komtesse: „In der Nacht auf den Sonntag war's, oder in der vom Freitag? Nein, doch in der auf den Sonntag. Ich schlafe wieder nicht, habe aber kein Licht mehr. Sehe ich dir vor dem Fenster draußen einen Mann stehen. Anfangs bin ich erschrocken, wie ich

aber die schlanke Gestalt deines Bruders erkenne, öffne ich schnell das Fenster und frage, was er denn mache da draußen? Und denke dir diese Antwort! Wacht stehen, daß der lieben gnädigen Komtesse nichts geschieht. — Ich habe lange nachher gezittert. So ein Wort! Man sage noch einmal, daß es im Volke keine Ritterlichkeit gäbe. Der Robert gefiel mir gleich anfangs so gut. Er schaut einen so an, so gewiß — ich weiß nicht wie ich sagen soll. Hernach in der darauffolgenden Nacht hat's geblitzt und gedonnert und geregnet, und jetzt stelle dir vor — steht er wieder draußen. Wenn er unter Dach gehen hätte wollen — die Thür war nicht verschlossen."

„War sie nicht verschlossen?" sagte die Hilda nach und ging ihre Kammerthür zuzumachen, daß die wollewaschenden Mägde im Vorraum nicht sollten hören können. Dann stellte sie sich vor das Fräulein hin und wiederholte leichthin: „War sie nicht verschlossen?"

„Ich mußte am Abend zuvor vergessen haben."

„Weißt, Fräulein," entgegnete nun das Dirndel, „ich bin auch keine Klösterin, aber dich versteh ich nit. Schämt sich, wenn eine Kuh gemolken wird — und daneben solche Sachen! Erinnerst du dich noch, was ich dir draußen beim Heuen gesagt habe?"

„Ist nicht anwendbar!" antwortete die Komtesse, die Finger der gehobenen Hand schlenkernd. „Heiraten natürlich nicht!" lachte sie, „nur ein bißchen lieb haben."

Das Bauerndirndel wurde blaß. Nach einer Weile sagte es scheinbar ganz gleichmütig, aber mit einer seltsam gedämpften Stimme, das folgende: „Umfallen hätt ich jetzt mögen. Und weiß nit, bin ich dumm oder ist wer anderer schlecht. Nein, schlecht, das will ich nit sagen.

Zuerst geht sie her und liest allerhand Heimlichkeiten. Derweil ihr Vater sein Leben vor die Franzosenkugeln muß tragen, liest sie französische Bücheln! Und wird eine so leichtsinnige Person, daß — daß — ich weiß gar nit! Na, sei nur still und red nit, du magst es auslegen wie du willst, ich hab mir jetzt gehört genug und so denkt und thut ein braves Mädel nit."

„Aber mein Gott, was habe ich denn Schlimmes gesagt?"

„Still sei!" rief das Dirndel.

Jetzt begann in den Adern der Komtesse das Blut zu wallen, aber nicht das rote, das heiße, brausende, sondern das blaue. Was nimmt sich diese Person heraus! Lehensleute! Das kommt davon! Das ist die Folge allzufreundlicher Herablassung. Mama hat recht. Man wird solchen Leuten den Unterschied zeigen. Von jetzt an soll sie mir Luft sein .... Solche Gedanken schossen durch ihr Haupt, aber indem sie sich stolz aufrichten und mit einem das Dirndel niederschmetternden Blick zur Thür hinausschreiten wollte, sank sie an der Ofenbank zusammen und begann heftig zu weinen.

Die Hilda stürzte herbei: „Jesus Maria, aber Augustina! Hab ich dir — hab ich Ihnen weh gethan, gnädige Komtesse! Ich bitt um Verzeihung. Es ist ja nit bös gemeint gewesen. Meiner eigenen Schwester hätt ich's so gesagt. Bei dem gnädigen Fräulein hab ich kein Recht, was geht's mich auch an. Nur weil ich dich gern hab, ich bitt dich, verzeih mir!"

Fast kniete sie nieder vor der Schluchzenden. Diese schob sie mit dem Arm beiseite. Dann fuhr sie sich mit dem weißen Tüchlein über das Gesicht, atmete auf und

[illegible]

In der Gegend waren nämlich schon Franzosen gesehen worden, zuerst in Rotten, bald in größeren Haufen, auch Reiterei und Wagenwerk. Auf der großen Wiese vor dem Jagdschloß zu Almstein hatten sie Lager aufgeschlagen, es hieß, der Bonaparte sei dort und er wolle sich im Falle einer verlorenen Schlacht das feste Waldschloß zur Zuflucht herrichten. So unglaublich diese Nachricht klang, so brachten Leute doch bald Botschaften, die verläßlicher schienen. Der Bonaparte sei wirklich in Almstein, er verkleide sich mit Vorliebe mit einem alten Mantel und reite auf kleinem, unscheinbarem Rosse, aber er sei leicht zu erkennen an seinem bartlosen Gesicht mit den schwarzen Haarfetzen über der Stirn, wie man ihn auf den Bildern sehe.

Das war allen Männern und Knaben, ja sogar den Greisen der Gegend in die Nerven gefahren und sie zogen aus mit Flinten, Sensen und Hacken, um den Bonaparte zu fangen. Wenn die Bauern seiner Herr würden, nachdem die Könige der Erde machtlos vor ihm zitterten — das wäre so was für die Zeitung! Na, vielleicht! Man kann's nicht wissen, welche Werkzeuge sich Gott auserlesen, um den Weltbösewicht zu vernichten.

In freudigster Erregung war die Herrschaftsköchin Stanzi. Die Franzosen in der Nähe! Vielleicht auch der Scherschang! Angedeutet hat er ihr so etwas, als ob er nachkommen wolle auf den Berg. Den Bonaparte wollen sie fangen, die paar Bauernkrüppel! Es ist zum Lachen! Ewig schade, wenn die Franzosen den kürzeren ziehen und wieder davonmarschieren müßten. Diese schönen feinen Herren! Und das ist auch wahr, der Franzose als Feind ist artiger, wie der Deutsche als Freund. Ist's nit wahr?

— Sein soll's nit heutzutag, daß man einen Franzosen gern hat! Na, das möcht ich schon wissen, wer mir dieses eilfte Gebot wollt aufbringen. Der deutschen Herrschaft schmeckt die französische Küche recht gut, und unsereiner wollen sie den Scherschang nit vergunnen. Na, wartet nur, bis sie erst Herren sind im Land! Der Bonaparte hält es mit den gemeinen Leuten, die hohen Herrschaften mag er nit. Die Grafen und Barone können nachher krautschneiden und mein Scherschang wird General . . . .

Solche Betrachtungen hegte die Stanzi, während sie auf dem Brett einen Krautkopf klein schnitt für einen Salat zum Lämmernen.

Aber noch bevor Salat und Lämmernes auf den Tisch kam, trug sich das Weltereignis zu. Ein barfüßiger Hirtenjunge kam gelaufen: „Den Bonaparte! — den Bonaparte hätten sie! Mit Haut und Haar. Sie hätten ihn gleich an den Holzbirnbaum hängen wollen, aber der Jäger Balduin habe gesagt: Nichts umbringen! der gnädigen Gräfin bringen auf den Kürnhof zum Präsentel. Solch ein Wundertier habe die Gnädige ihr Lebtag nicht gesehen. Die giebt ein gutes Trinkgeld. Sie werden bald da sein mit ihm."

Und nicht lang, so lärmte die Rotte über den Almboden heran, in ihrer Mitte mit Stricken und Ketten und Riemen gefesselt den Kaiser der Franzosen. Er hatte sich eng in seinen bekannten Mantel geschlagen und die Mütze tief in die Stirne gedrückt. „Erzräuber! Welscher Geier! Canaille! Galgenstrick!" Das waren die Ausdrücke der Reverenz, die man dem Welteroberer darbrachte. Der Jäger lief voraus, stürmte ohne anzuklopfen in die Wohnung der Gräfin: „Gnaden Frau! Ich bitt hinaus-

gehen! Ich bitt unterthänigst! Eine Überraschung! Eine große Überraschung!"

„Was habt ihr denn, Leute?"

„Den Kerl haben wir! In Almstein auf der kleinen Wiese abgefangen. Den Bo — Bo — Bonaparte!"

„Wen, den Napoleon?"

„Nur sich selber überzeugen Gnaden Frau Gräfin. Komtesserl auch mitkommen!"

Die Frauen wurden förmlich ins Freie geschleppt. Im Hofe ein schreiender, drohender, springender Menschenhaufen. Der Gefangene zwischen sechs Männern, der Lenz und der Zenz darunter, die ihn nach allen Seiten hin mit Stricken und Riemen festhielten, gleichsam als wollten sie ihn auseinanderreißen. So kauerte er, halb knieend, auf Stalldung. Der Zenz schlug ihm die Mütze vom Kopf, der Lenz zerrte brüllend des Gefangenen Mantel auseinander.

„Der Scherschang!" kreischte die Herrschaftsköchin Stanzi und sprang mit offenen Armen auf den Gefangenen los. Der Haussohn Robert kam herbei: „Was macht ihr denn da? Der Bonaparte? Wo? Wer? Der da? Ha, ha, ha. Das ist ein französischer Feldwebel, soviel ich mich auskenne. Lockert dem armen Teufel doch den Halsstrick, seht ihr denn nicht, daß er schon die himmlische Farbe kriegt?"

„— — Das ist doch schon des Teufels!" knurrte der Knecht Lenz, „jetzt haben wir heilig gemeint, wir hätten den Bonaparte. Was lügt er uns denn aber an, der Hund?"

Wer hatte gelogen? Sie wußten es nicht, er war nicht mehr vorhanden, der frevle Bursche, der in Almstein

auf der Wiese geschrien: „Seht jener dort, der just ins Gebüsch steigt, der ist es! Der ist es!"

Sein that er es allerdings, aber nicht der Cäsar war's. Der Stanzi ihrer war's!

Die Gräfin befahl mißmutig, man solle den Mann freilassen. Die Bande nahmen sie ihm ab, aber frei ward er nicht, denn fest hielt ihn die Magd umschlungen mit schweren, unlöslichen Armen.

Der Scherschang bekam etwas zu essen, ja man will wissen etwas sehr Gutes. Jedenfalls vom Lämmernen nicht das verächtlichste Teil. Er blieb im Hause und half das Spätheu einbringen. Er benahm sich gutmütig, sprach einige Worte deutsch, im weiteren verkehrte er mündlich nur mit der Freundin.

Und das war der Napoleonfang gewesen zu Almstein auf der Wiese.

Daß der wahrhaftige Bonaparte noch frei waltete, das hat sich leider schon in den nächsten Tagen gezeigt. In den Hof kam die Nachricht, von der Almsteiner Gegend hätten die französischen Streifungen sich wieder verzogen, hingegen müsse im unteren Thale, in der Umgebung des Schlosses Kronburg, eine Schlacht entbrennen. Eine große Schlacht, über den Vorbergen sehe man blauen Rauch aufsteigen und in den Rinwäldern wiederhalle es wie von Kanonenschlägen.

Die Gräfin und die Komtesse, geführt vom Haussohne Robert und gefolgt von einem Diener, gingen über die Hochmatten hin. Es war ein klarer, kühler Frühherbsttag.

Auf den Almen weideten Herden von scheckigen Kühen, deren Glockengeläute manchmal wie das Summen einer Hummel ans Ohr drang. Aus Schluchten schimmerten die weißen Bänder der Sturzbäche. Die fernsten Berge standen klar und scharf auf in die lichte Himmelsrunde. Auf einzelnen lag Schnee. Zu den Füßen der Wanderer standen Kleeblumen und Steinnelken. So gingen sie über die Höhen hinaus im Frieden der Natur, um von Ferne ein Menschenschlachten zu sehen.

„Es ist ganz dumm!" sagte der Bursche Robert im Gespräche mit der Gräfin. „Wenn man's bedenkt, der Scherschang ist ja auch ein Mensch wie unsereiner; ich habe ihn gestern in die Wade gezwickt, er schreit genau so auf wie der Zenz oder ein anderer. Und arbeiten und essen und beten und lachen thut er auch so. Und so Leute sollen einander niederbrennen wie Rauberskerle? Es ist eigentlich zu dumm!"

„Das versteht Er nicht," antwortete die Gräfin. Die Komtesse pflegte stets, wenn der Robert sprach, die kleinen Ohren zu spitzen, sie fand es ganz merkwürdig, was der Bursche jetzt gesagt hatte. So etwas war ihr selber nie eingefallen, hatte es auch nie gelesen oder gehört, nicht einmal von der Kanzel, daß Leute, die einer sind wie der andere, einander nicht sollten niederbrennen! Es ist eigentlich doch merkwürdig.

Nach einer Stunde kamen sie zur Stelle, wo die Almmatte plötzlich aufhört und der senkrechte Abgrund ist. Von unten geschaut, eine wüste Felswand, der man ihre freundlichen Grasflächen auf dem Scheitel nicht ansieht. Von dieser Höhe aus ist das ganze Thal zu überblicken. In demselben lag ein dünner blauer Dunst, aus welchem

stellenweise dichte Rauchballen aufstiegen. Fortwährendes dumpfes Donnern, das aus fernen Tiefen heraufkam, ließ bald erkennen, was es gab. Auch trug die Luft manchmal ein feines Knattern daher, als braßle irgendwo ein großes Feuer. Der Diener sagte: „Euer Gnaden, das ist Gewehrfeuer. Endlich! Endlich!“

Im Thal entbrannte das Ringen. Die Leute auf dem Berg schauten durch das Fernrohr, sahen im Dunste breite dunkle Massen, die sich sachte verschoben, sahen manches Blinken und Glitzern, hie und da ein Aufblitzen, weiter war nichts Rechtes zu erkennen. Der Diener hatte schon einen grauen Bart, aber er wurde jetzt seltsam unruhig, stampfte mit dem Bein, zuckte mit den Armen, plötzlich trat er nahe zur Gräfin heran und sprach: „Ich diene der gnädigen Herrschaft seit fünfundzwanzig Jahren. Aber wenn ich jetzt um einen Tag Urlaub bitten dürfte!“

„Urlaub? Er uns jetzt verlassen? Was Ihm einfällt!“

Der Diener schnob durch die Nase und trat in den Hintergrund.

Mit bangendem Herzen hatte die Gräfin schon vorher ausgeblickt nach dem Schlosse. Dort im unteren Thal mußte es doch stehen. Sie sah es nicht. Erst nach langem Schauen trat aus dem dichten Dunste das winzige Mauerviereck hervor, aber in seiner nächsten Nähe wogten frische Rauchballen auf und verdeckten wieder das Schloß. Die Matrone legte ihre Hände aneinander wie zum Beten. „Mein Gott im Himmel,“ murmelte sie, „unsere alte Stammburg, das liebe Haus! Mit seinen Schätzen! daß es so sollte zu Grunde gehen müssen. Durch diese schrecklichen Fremdlinge!“

Über die Matten her kamen mit großen klobigen Schritten zwei Männer geeilt. Robert erkannte den alten buckeligen Holzer Friedl und den hinkenden Halter Zaggel. Sie trugen über der Achsel Haken und Krampen, auf dem Rücken Bündel. Der Schweiß rann ihnen von den verwitterten Gesichtern.

„Wohin so eilig?“ fragte der Robert.

„Das kannst dir wohl denken,“ antwortete der Halter unwirsch.

Dann sprangen sie den Felsensteig hinab gegen das Thal.

Zwei Augenblicke stand der Bursch unbeweglich still, seine Stirn rötete sich, seine Augenwimpern zuckten auf und nieder. „Leut! Ich geh auch mit!“ schrie er den Männern nach und lief über Schutt und Stein hinab.

Die Frauen schauten ihm sprachlos nach. Die schönen Augen der Komtesse huben an zu glühen. Das ist derselbe, der vorhin das merkwürdige Wort gesagt hatte. Und doch geht er jetzt in die Schlacht! In ihrem jungen Herzen war eine heiße Freude.

Das Donnern in dem Thal währte den ganzen Tag und als es zu dunkeln begann, sah man die Blitze und Lagerfeuer, deren unzählige in der weiten Niederung leuchteten. Endlich war das Krachen der Geschütze verstummt, aber unsere Frauen standen noch immer am Berghange und beobachteten die Vorgänge im Thal. Durch das Fernrohr bemerkte die Gräfin, daß im Schlosse Kronburg alle Fenster beleuchtet waren. Die fremden Sieger in der alten deutschen Burg! Vielleicht hatte der Bonaparte selbst sein Quartier aufgeschlagen im Schlosse und macht den Speisesaal zu einem Pferdestall und feiert ein bacchanalisches Fest.

aber die schlanke Gestalt deines Bruders erkenne, öffne ich schnell das Fenster und frage, was er denn mache da draußen? Und denke dir diese Antwort! Wacht stehen, daß der lieben gnädigen Komtesse nichts geschieht. — Ich habe lange nachher gezittert. So ein Wort! Man sage noch einmal, daß es im Volke keine Ritterlichkeit gäbe. Der Robert gefiel mir gleich anfangs so gut. Er schaut einen so an, so gewiß — ich weiß nicht wie ich sagen soll. Hernach in der darauffolgenden Nacht hat's geblitzt und gedonnert und geregnet, und jetzt stelle dir vor — steht er wieder draußen. Wenn er unter Dach gehen hätte wollen — die Thür war nicht verschlossen."

„War sie nicht verschlossen?" sagte die Hilda nach und ging ihre Kammerthür zuzumachen, daß die wollewaschenden Mägde im Vorraum nicht sollten hören können. Dann stellte sie sich vor das Fräulein hin und wiederholte leichthin: „War sie nicht verschlossen?"

„Ich mußte am Abend zuvor vergessen haben."

„Weißt, Fräulein," entgegnete nun das Dirndel, „ich bin auch keine Klösterin, aber dich versteh ich nit. Schämt sich, wenn eine Kuh gemolken wird — und daneben solche Sachen! Erinnerst du dich noch, was ich dir draußen beim Heuen gesagt habe?"

„Ist nicht anwendbar!" antwortete die Komtesse, die Finger der gehobenen Hand schlenkernd. „Heiraten natürlich nicht!" lachte sie, „nur ein bißchen lieb haben."

Das Bauerndirndel wurde blaß. Nach einer Weile sagte es scheinbar ganz gleichmütig, aber mit einer seltsam gedämpften Stimme, das folgende: „Umfallen hätt ich jetzt mögen. Und weiß nit, bin ich dumm oder ist wer anderer schlecht. Nein, schlecht, das will ich nit sagen.

Zuerst geht sie her und liest allerhand Heimlichkeiten. Derweil ihr Vater sein Leben vor die Franzosenkugeln muß tragen, liest sie französische Bücheln! Und wird eine so leichtsinnige Person, daß — daß — ich weiß gar nit! Na, sei nur still und red nit, du magst es auslegen wie du willst, ich hab mir jetzt gehört genug und so denkt und thut ein braves Mädel nit."

„Aber mein Gott, was habe ich denn Schlimmes gesagt?"

„Still sei!" rief das Dirndel.

Jetzt begann in den Adern der Komtesse das Blut zu wallen, aber nicht das rote, das heiße, brausende, sondern das blaue. Was nimmt sich diese Person heraus! Lehensleute! Das kommt davon! Das ist die Folge allzufreundlicher Herablassung. Mama hat recht. Man wird solchen Leuten den Unterschied zeigen. Von jetzt an soll sie mir Luft sein .... Solche Gedanken schossen durch ihr Haupt, aber indem sie sich stolz aufrichten und mit einem das Dirndel niederschmetternden Blick zur Thür hinausschreiten wollte, sank sie an der Ofenbank zusammen und begann heftig zu weinen.

Die Hilda stürzte herbei: „Jesus Maria, aber Augustina! Hab ich dir — hab ich Ihnen weh gethan, gnädige Komtesse! Ich bitt um Verzeihung. Es ist ja nit bös gemeint gewesen. Meiner eigenen Schwester hätt ich's so gesagt. Bei dem gnädigen Fräulein hab ich kein Recht, was geht's mich auch an. Nur weil ich dich gern hab, ich bitt dich, verzeih mir!"

Fast kniete sie nieder vor der Schluchzenden. Diese schob sie mit dem Arm beiseite. Dann fuhr sie sich mit dem weißen Tüchlein über das Gesicht, atmete auf und

sagte: „Ich habe dir nichts zu verzeihen. Danken muß ich dir. Du hast recht, Hildegard. Ich sage es offen, was daran so weh thut. Schämen! Wenn die Gräfin vor der Bäuerin sich schämen muß! — Du wirst es nicht wieder erleben.“ Sie stand auf, schlank, würdevoll wie eine Königin, die Hand legte sie an die Brust und sprach: „Bei dem Leben meines Vaters, der vor dem Feinde steht, kein leichtsinniger Gedanke mehr in dieser Brust! — Ich danke dir, Hilda, daß du mich aufgeweckt hast.“

Das Dirndel wehrte mit beiden Händen ab: „Als ob ich selber so viel besser wär! Für sündige Gedanken kann ja kein Mensch!“

„Ich will sein wie du, nicht prüde, aber stark.“ So die Komtesse. Dann war ihr zu Mut, als müsse sie die Hilda jetzt auf die Stirn küssen wie eine Schwester. Gethan hat sie's nicht.

Von diesem Tage an hat das gnädige Fräulein über allerhand gesprochen mit ihrer Freundin, aber nie mehr von Liebe. Der Robert ist auch nicht mehr auf der Wacht gestanden vor ihrem Fenster in der Samstagsnacht und die Thür wird stets sorgfältig verschlossen gewesen sein.

Die Männer des Hofes waren übrigens fortgezogen, nur die beiden Diener der Herrschaft und der alte Bauer waren im Hofe geblieben, um Anstalten und Vorbereitungen zu treffen zur Vergrabung der Wertsachen, zur Flucht der Herrschaft, wenn der Feind sich wirklich auch auf dem Berge zeigen sollte. Wenn das, dann noch höher hinauf ins Gebirge, wo versteckt in einem grünen Felsenkar eine Sennhütte stand.

In der Gegend waren nämlich schon Franzosen gesehen worden, zuerst in Rotten, bald in größeren Haufen, auch Reiterei und Wagenwerk. Auf der großen Wiese vor dem Jagdschloß zu Almstein hatten sie Lager aufgeschlagen, es hieß, der Bonaparte sei dort und er wolle sich im Falle einer verlorenen Schlacht das feste Waldschloß zur Zuflucht herrichten. So unglaublich diese Nachricht klang, so brachten Leute doch bald Botschaften, die verläßlicher schienen. Der Bonaparte sei wirklich in Almstein, er verkleide sich mit Vorliebe mit einem alten Mantel und reite auf kleinem, unscheinbarem Rosse, aber er sei leicht zu erkennen an seinem bartlosen Gesicht mit den schwarzen Haarfetzen über der Stirn, wie man ihn auf den Bildern sehe.

Das war allen Männern und Knaben, ja sogar den Greisen der Gegend in die Nerven gefahren und sie zogen aus mit Flinten, Sensen und Hacken, um den Bonaparte zu fangen. Wenn die Bauern seiner Herr würden, nachdem die Könige der Erde machtlos vor ihm zitterten — das wäre so was für die Zeitung! Na, vielleicht! Man kann's nicht wissen, welche Werkzeuge sich Gott auserlesen, um den Weltbösewicht zu vernichten.

In freudigster Erregung war die Herrschaftsköchin Stanzi. Die Franzosen in der Nähe! Vielleicht auch der Scherschang! Angedeutet hat er ihr so etwas, als ob er nachkommen wolle auf den Berg. Den Bonaparte wollen sie fangen, die paar Bauernkrüppel! Es ist zum Lachen! Ewig schade, wenn die Franzosen den kürzeren ziehen und wieder davonmarschieren müßten. Diese schönen feinen Herren! Und das ist auch wahr, der Franzose als Feind ist artiger, wie der Deutsche als Freund. Ist's nit wahr?

— Sein soll's nit heutzutag, daß man einen Franzosen gern hat! Na, das möcht ich schon wissen, wer mir dieses eilfte Gebot wollt aufbringen. Der deutschen Herrschaft schmeckt die französische Küche recht gut, und unsereiner wollen sie den Scherschang nit vergunnen. Na, wartet nur, bis sie erst Herren sind im Land! Der Bonaparte hält es mit den gemeinen Leuten, die hohen Herrschaften mag er nit. Die Grafen und Barone können nachher krautschneiden und mein Scherschang wird General ....

Solche Betrachtungen hegte die Stanzi, während sie auf dem Brett einen Krautkopf klein schnitt für einen Salat zum Lämmernen.

Aber noch bevor Salat und Lämmernes auf den Tisch kam, trug sich das Weltereignis zu. Ein barfüßiger Hirtenjunge kam gelaufen: „Den Bonaparte! — den Bonaparte hätten sie! Mit Haut und Haar. Sie hätten ihn gleich an den Holzbirnbaum hängen wollen, aber der Jäger Balduin habe gesagt: Nichts umbringen! der gnädigen Gräfin bringen auf den Kürnhof zum Präsentel. Solch ein Wundertier habe die Gnädige ihr Lebtag nicht gesehen. Die giebt ein gutes Trinkgeld. Sie werden bald da sein mit ihm."

Und nicht lang, so lärmte die Rotte über den Almboden heran, in ihrer Mitte mit Stricken und Ketten und Riemen gefesselt den Kaiser der Franzosen. Er hatte sich eng in seinen bekannten Mantel geschlagen und die Mütze tief in die Stirne gedrückt. „Erzräuber! Welscher Geier! Canaille! Galgenstrick!" Das waren die Ausdrücke der Reverenz, die man dem Welteroberer darbrachte. Der Jäger lief voraus, stürmte ohne anzuklopfen in die Wohnung der Gräfin: „Gnaden Frau! Ich bitt hinaus-

gehen! Ich bitt unterthänigst! Eine Überraschung! Eine große Überraschung!"

„Was habt ihr denn, Leute?"

„Den Kerl haben wir! In Almstein auf der kleinen Wiese abgefangen. Den Bo — Bo — Bonaparte!"

„Wen, den Napoleon?"

„Nur sich selber überzeugen Gnaden Frau Gräfin. Komtesserl auch mitkommen!"

Die Frauen wurden förmlich ins Freie geschleppt. Im Hofe ein schreiender, drohender, springender Menschenhaufen. Der Gefangene zwischen sechs Männern, der Lenz und der Zenz darunter, die ihn nach allen Seiten hin mit Stricken und Riemen festhielten, gleichsam als wollten sie ihn auseinanderreißen. So kauerte er, halb knieend, auf Stalldung. Der Zenz schlug ihm die Mütze vom Kopf, der Lenz zerrte brüllend des Gefangenen Mantel auseinander.

„Der Scherschang!" kreischte die Herrschaftsköchin Stanzi und sprang mit offenen Armen auf den Gefangenen los. Der Haussohn Robert kam herbei: „Was macht ihr denn da? Der Bonaparte? Wo? Wer? Der da? Ha, ha, ha. Das ist ein französischer Feldwebel, soviel ich mich auskenne. Lockert dem armen Teufel doch den Halsstrick, seht ihr denn nicht, daß er schon die himmlische Farbe kriegt?"

„— — Das ist doch schon des Teufels!" knurrte der Knecht Lenz, „jetzt haben wir heilig gemeint, wir hätten den Bonaparte. Was lügt er uns denn aber an, der Hund?"

Wer hatte gelogen? Sie wußten es nicht, er war nicht mehr vorhanden, der frevle Bursche, der in Almstein

auf der Wiese geschrien: „Seht jener dort, der just ins Gebüsch steigt, der ist es! Der ist es!“

Sein that er es allerdings, aber nicht der Cäsar war's. Der Stanzi ihrer war's!

Die Gräfin befahl mißmutig, man solle den Mann freilassen. Die Bande nahmen sie ihm ab, aber frei ward er nicht, denn fest hielt ihn die Magd umschlungen mit schweren, unlöslichen Armen.

Der Scherschang bekam etwas zu essen, ja man will wissen etwas sehr Gutes. Jedenfalls vom Lämmernen nicht das verächtlichste Teil. Er blieb im Hause und half das Spätheu einbringen. Er benahm sich gutmütig, sprach einige Worte deutsch, im weiteren verkehrte er mündlich nur mit der Freundin.

Und das war der Napoleonfang gewesen zu Almstein auf der Wiese.

Daß der wahrhaftige Bonaparte noch frei waltete, das hat sich leider schon in den nächsten Tagen gezeigt. In den Hof kam die Nachricht, von der Almsteiner Gegend hätten die französischen Streifungen sich wieder verzogen, hingegen müsse im unteren Thale, in der Umgebung des Schlosses Kronburg, eine Schlacht entbrennen. Eine große Schlacht, über den Vorbergen sehe man blauen Rauch aufsteigen und in den Rinwäldern wiederhalle es wie von Kanonenschlägen.

Die Gräfin und die Komtesse, geführt vom Haussohne Robert und gefolgt von einem Diener, gingen über die Hochmatten hin. Es war ein klarer, kühler Frühherbsttag.

Auf den Almen weideten Herden von scheckigen Kühen, deren Glockengeläute manchmal wie das Summen einer Hummel ans Ohr drang. Aus Schluchten schimmerten die weißen Bänder der Sturzbäche. Die fernsten Berge standen klar und scharf auf in die lichte Himmelsrunde. Auf einzelnen lag Schnee. Zu den Füßen der Wanderer standen Kleeblumen und Steinnelken. So gingen sie über die Höhen hinaus im Frieden der Natur, um von Ferne ein Menschenschlachten zu sehen.

„Es ist ganz dumm!" sagte der Bursche Robert im Gespräche mit der Gräfin. „Wenn man's bedenkt, der Scherschang ist ja auch ein Mensch wie unsereiner; ich habe ihn gestern in die Wade gezwickt, er schreit genau so auf wie der Zenz oder ein anderer. Und arbeiten und essen und beten und lachen thut er auch so. Und so Leute sollen einander niederbrennen wie Rauberskerle? Es ist eigentlich zu dumm!"

„Das versteht Er nicht," antwortete die Gräfin. Die Komtesse pflegte stets, wenn der Robert sprach, die kleinen Ohren zu spitzen, sie fand es ganz merkwürdig, was der Bursche jetzt gesagt hatte. So etwas war ihr selber nie eingefallen, hatte es auch nie gelesen oder gehört, nicht einmal von der Kanzel, daß Leute, die einer sind wie der andere, einander nicht sollten niederbrennen! Es ist eigentlich doch merkwürdig.

Nach einer Stunde kamen sie zur Stelle, wo die Almmatte plötzlich aufhört und der senkrechte Abgrund ist. Von unten geschaut, eine wüste Felswand, der man ihre freundlichen Grasflächen auf dem Scheitel nicht ansieht. Von dieser Höhe aus ist das ganze Thal zu überblicken. In demselben lag ein dünner blauer Dunst, aus welchem

stellenweise dichte Rauchballen aufstiegen. Fortwährendes dumpfes Donnern, das aus fernen Tiefen heraufkam, ließ bald erkennen, was es gab. Auch trug die Luft manchmal ein feines Knattern daher, als brassle irgendwo ein großes Feuer. Der Diener sagte: „Euer Gnaden, das ist Gewehrfeuer. Endlich! Endlich!“

Im Thal entbrannte das Ringen. Die Leute auf dem Berg schauten durch das Fernrohr, sahen im Dunste breite dunkle Massen, die sich sachte verschoben, sahen manches Blinken und Glitzern, hie und da ein Aufblitzen, weiter war nichts Rechtes zu erkennen. Der Diener hatte schon einen grauen Bart, aber er wurde jetzt seltsam unruhig, stampfte mit dem Bein, zuckte mit den Armen, plötzlich trat er nahe zur Gräfin heran und sprach: „Ich diene der gnädigen Herrschaft seit fünfundzwanzig Jahren. Aber wenn ich jetzt um einen Tag Urlaub bitten dürfte!“

„Urlaub? Er uns jetzt verlassen? Was Ihm einfällt!“

Der Diener schnob durch die Nase und trat in den Hintergrund.

Mit bangendem Herzen hatte die Gräfin schon vorher ausgeblickt nach dem Schlosse. Dort im unteren Thal mußte es doch stehen. Sie sah es nicht. Erst nach langem Schauen trat aus dem dichten Dunste das winzige Mauerviereck hervor, aber in seiner nächsten Nähe wogten frische Rauchballen auf und verdeckten wieder das Schloß. Die Matrone legte ihre Hände aneinander wie zum Beten. „Mein Gott im Himmel,“ murmelte sie, „unsere alte Stammburg, das liebe Haus! Mit seinen Schätzen! daß es so sollte zu Grunde gehen müssen. Durch diese schrecklichen Fremdlinge!“

Über die Matten her kamen mit großen klobigen Schritten zwei Männer geeilt. Robert erkannte den alten buckeligen Holzer Friedl und den hinkenden Halter Zaggel. Sie trugen über der Achsel Haken und Krampen, auf dem Rücken Bündel. Der Schweiß rann ihnen von den verwitterten Gesichtern.

„Wohin so eilig?“ fragte der Robert.

„Das kannst dir wohl denken,“ antwortete der Halter unwirsch.

Dann sprangen sie den Felsensteig hinab gegen das Thal.

Zwei Augenblicke stand der Bursch unbeweglich still, seine Stirn rötete sich, seine Augenwimpern zuckten auf und nieder. „Leut! Ich geh auch mit!“ schrie er den Männern nach und lief über Schutt und Stein hinab.

Die Frauen schauten ihm sprachlos nach. Die schönen Augen der Komtesse huben an zu glühen. Das ist derselbe, der vorhin das merkwürdige Wort gesagt hatte. Und doch geht er jetzt in die Schlacht! In ihrem jungen Herzen war eine heiße Freude.

Das Donnern in dem Thal währte den ganzen Tag und als es zu dunkeln begann, sah man die Blitze und Lagerfeuer, deren unzählige in der weiten Niederung leuchteten. Endlich war das Krachen der Geschütze verstummt, aber unsere Frauen standen noch immer am Berghange und beobachteten die Vorgänge im Thal. Durch das Fernrohr bemerkte die Gräfin, daß im Schlosse Kronburg alle Fenster beleuchtet waren. Die fremden Sieger in der alten deutschen Burg! Vielleicht hatte der Bonaparte selbst sein Quartier aufgeschlagen im Schlosse und macht den Speisesaal zu einem Pferdestall und feiert ein bacchanalisches Fest.

Betrunkene Offiziere halten Orgien im altehrwürdigen Ahnensaal, rohe Soldaten strecken sich in kothigen Stiefeln auf die Sammetsophas im Boudoir .... Die Gräfin stöhnte auf. — Mittlerweile begann sich über dem beleuchteten Schlosse ein roter Qualm zu erheben und bald schlugen aus Dach und Fenstern die hellen Flammen hervor.

„Besser, es brennt nieder, als es wird entehrt!" rief die Komtesse hell. „Aber, Mama! Das ist ja unser Schloß nicht. Das Schloß steht weiter hinten. Das sind eher die Murhöfe bei St. Johann!"

Mit diesem Troste gingen sie in eitler Nacht dem Kürnhof zu. Am nächsten Morgen zur frühen Stunde standen sie freilich wieder draußen an der Wand und schauten hinab. Im Thale war's heute so klar, daß man den Fluß und die weißen Fäden der Straßen deutlich sah. Nur stellenweise stieg ein blaues Rauchfähnchen auf. Alles lag so freundlich wie in tiefster Friedenszeit. Und das Schloß Kronburg — dort auf dem Hügel stand es und —

„O Madonna!" kreischte die Gräfin auf und das Rohr sank aus ihrer Hand zur Erde.

Das Schloß hatte kein Dach, und seine schwarzen Fensterhöhlen starrten hohl.

Das Fräulein blieb ruhig und führte die Gräfin über die sonnigen Matten zurück in den Bauernhof.

Am nächsten Tage kam ein Thalbote in den Kürnhof und brachte der Gräfin den Brief.

„Mein teueres Weib!

Wenn du diese Zeilen in Deiner Hand hältst, wird

der letzte Welschmann aus unserem Thale verschwunden sein. Eine vierzehnstündige Schlacht. Wir haben gegen zweitausend Tote zu begraben, die Mehrzahl Franzosen. Leider muß ich dir auch schreiben, daß unser liebes Haus niedergebrannt worden ist. Nach allem Anschein durch Verrat. Oberlieutenant Strulche, der junge Fant, dem wir so arglos unser Haus offen hielten. Er wurde mehrmals in Gesellschaft französischer Offiziere gesehen und soll auch dabei gewesen sein, als sie das Schloß plünderten und in Brand steckten. Seither ist er nicht mehr zu sehen, mit dem Feinde davon. Eine bittere Erfahrung.

Mein Weib, mein Kind, ich bitte euch, bleibt aufrecht. Ich hoffe, daß nun endlich Frieden wird, der General sprach mir von einem vollständigen Abzug des Feindes. Unser Haus wird in längstens zwei Jahren wieder erstanden sein, dann soll es nicht nur einer Stecknadel Wert welschen Luxus an sich haben. Deutsches Haus, deutsches Leben! das habe ich mir geschworen zur Stunde, als das Feuer der Welschen aus den Dachgiebeln des Schlosses brach. Sie haben uns mit ihrem Brauch und Tand geschmeichelt, verweichlicht, verführt, dann bekriegt und besiegt. Mit Hilfe des treuen Volks aus Dorf und Hütte haben wir uns noch einmal ermannt. Sie sollen nicht wieder kommen!

Auf baldiges frohes Wiedersehen, meine Lieben, küßt euch euer

Gatte und Vater
Hans Graf Kronburg."

„In Gottesnamen!" sagte die Gräfin, als der Brief gelesen war. Sonst sagte sie nichts mehr. Auch die Komtesse sagte nichts, desto mehr aber dachte und that sie. In die Küche ging sie und befahl der Stanzi, vom Brunnen

Trinkwasser zu holen. Während die Köchin fort war, zog sie rasch aus dem Busen drei zierliche Büchlein und schleuderte sie ins Herdfeuer. Als jene mit dem frischen Trunke zurückkam, krümmten sich noch die letzten Blätter in der Glut. — Wollte der artige Herr Spender selbst sich so krümmen in der Glut! Das war des Fräuleins heißer Wunsch.

Bald darauf war's, daß die zwei Mädchen wieder einmal zusammensaßen in der Kammer. Die Hilda that Flachs hecheln und die Komtesse schaute zu, wie der zarte Strähn sich lind durch die hundertspießige Hechel zog.

„Hilda, ich beneide dich sehr," sagte plötzlich das vornehme Fräulein.

„Du liebe Gräfin," antwortete das Bauerndirndel, „freilich ist's jetzt hart für dich, daß sie euer schönes Schloß abgebrannt haben."

„Nicht um dein Haus beneide ich dich. Vielmehr, daß du so arbeiten kannst. Daß dir alles was du angreifst, so von der Hand geht. Ich denke mir, wer das kann, dem kann gar nichts geschehen auf der Welt."

„Wahr ist's. Wir Arbeitsleute sind erst dann arm, wenn sie uns die Hände abhacken. Aber schau, Komtessel, muß es dir schon noch einmal sagen, wenn du anstatt der dummen welschen Bücheln eine Arbeit in die Hand nähmest, so thät's es auch. Und wärst lustiger dabei. Wenn ich dein Schatz wär oder dein Mann, solche Bücheln wollt ich dir ins Feuer schmeißen."

„Er hätte es nicht mehr nötig," antwortete die Komtesse leise.

„Augustina, sag mir einmal, wo steckt er denn jetzt, dein Schatz?"

„Wo steckt denn der deinige?“ fragte die Komtesse.

„Der meinige, der Nickel? Der ist schon zurück. Ich kann dir ihn aber noch nicht aufzeigen, weil er ein großes Pflaster im Gesicht hat. So ein französischer Lalli hat ihm eine Kugel in den Backen geschossen. Ist's Loch zu, nachher heiraten wir. Ich mag nimmer länger warten, weißt du. Ich hab Angst genug ausgestanden um ihn. Teuxel noch einmal! Wenn sie mir ihn z'sammgeschossen hätten, nachher kunnt ich als alte Jungfrau sterben, das wär noch schöner!“

Betrübt entgegnete die Komtesse: „Als Jungfrau sterben — wäre ja freilich auch schön . . .“

„Ja, wen's freut. Ich will Kinder kriegen. Ist's nicht wahr? Willst nit du ihrer auch haben?“

„Ach, Hilda, bei mir ist's anders geworden. Mein Glück ist vorüber.“

Sagte die Hilda: „Wenn dein Herr Bräutigam ein rechter Bräutigam ist, so soll er jetzt herfürgehen und sich um dich annehmen und dich in sein Haus führen, weil du selber keins hast. Er wird doch nit auch angeschossen sein!“

Nach einem Zögern antwortete die Komtesse: „Er ist tot“ und sank der Freundin weinend um den Hals.

Daß er mehr als tot war, der Herr Oberlieutenant, sie hat's verschwiegen. Und verschwiegen hat sie anderes. —

Im Gasthause zu Almstein feierten die heimgekehrten Sieger ein Fest. Vormittags Dankamt, nachmittags Tanzmusik. Die Männer und Burschen zeigten ihre Trophäen auf: Franzosensäbel, Patrontaschen, Mützen, Blechbüchsen, Pistolen. Der Holzer Friedel und der Halter Zaggel hatten den Fetzen einer Regimentsfahne erwischt. Der

Knecht Zenz wies mit Stolz eine Tambourtrommel und schlug darauf mit den Fäusten den Takt zur Tanzmusik. Ein Köhlerjunge hatte einem toten Soldaten das Verdienstkreuz vom Rocke geschnitten, damit er auch etwas nach Hause bringe, der wurde zur Thür hinausgejagt. Die merkwürdigste Siegesbeute brachte der Bauernsohn vom Kürnhofe heim, einen ganzen lebendigen Franzosen. Mit einem alten Kugelstutzen hatte er dem Mann ein Bein abgeschossen. Als der Getroffene hinfiel, sprang ihm der Robert bei, trug ihn aus dem Schlachtgetümmel, legte ihn auf einen Leiterwagen, vermittelte einen Feldscherer und hat ihn dann mit zwei Ochsen nach Almstein führen lassen. Im Pferdestall des Wirtes lag der arme Teufel. Der Robert ging mindestens alle halbe Stunden vom Tanzboden weg und hinaus zu seinem Gefangenen, um ihm Labnis zu reichen oder den Verband zu prüfen oder zu sehen, ob der fröstelnde Mann wohl gut zugedeckt sei mit den Pferdekotzen. Etliche Jungen kamen in den Stall, um sich den Welschen anzusehen und ihn zu verhöhnen. Denen versetzte der Robert mit der Peitsche etliche Merks, daß sie auseinanderstoben.

„Den laßt mir in Ruh, der gehört mein!“ rief der Bursche, und das ging alle an, denen es etwa nicht recht war, daß er den verwundeten Soldaten hegte und pflegte. — Der gehört sein, den hat er selber geschossen! — —

Am nächsten Tage wurde der Blessierte in den Kürnhof hinaufgebracht und der Robert räumte ihm seine Kammer und sein Bett ein. Die Hausmutter brachte ihm manches stärkende Süpplein und der Alte saß bisweilen neben dem Lager, rauchte seine Pfeife und wackelte mit dem Kopf. Und ihr Fürnehmen war so: Der Welsche soll

gesund werden, und wenn er gesund ist, dann jagen wir ihn ins Franzosenland. Und dann soll er sich's merken.

Die Komtesse Augustina ging nicht mehr über die Alm hin, nicht mehr hinaus zum großen Spiegel der Hilda, nicht mehr vorüber an der Schoppenthür, wo Robert oft auf der Hanselbank ritt, um Hausgeräte auszubessern. Sie war aus ihrer Stube nicht hervorzubringen und bat ihre Mama dringend und dringender, dieses Haus zu verlassen und in die Landstadt zu ziehen, wo eine Wohnung für die gräfliche Familie bereitet worden war. Aber als sie Abschied nahm von der Freundin Hilda, kam ihr die Rede aus: „Wenn Schranken nicht wären, jetzt wüßte ich schon, welchen! ...“ Mit tieferen Wunden, als die Krieger aus der Schlacht, ist das arme vornehme Fräulein dahingezogen.

Sie soll kein welsches Verführungswerk mehr gelesen, keinem Galan mehr geglaubt, hingegen aber einem schlichten deutschen Edelmann ihre Hand gereicht haben.

Die Küchentrabantin Stanzi jedoch ist bei ihrem Franzosen geblieben, der Scherschang ist Gärtner geworden im neuen Schlosse Kronburg, sein Spitzname aber war und blieb: „der gefangene Bonaparte“.



Der Vetter vom Lande.

Mein Nachbar, der Oberbuchhalter Ellwurf, hatte einen Vetter bekommen.

Ellwurf war einst jahrelang Diurnist gewesen mit 9 Gulden Gehalt im Monat, und stand da ohne Freund und Verwandten. Dann war er Schreiber mit 32 Gulden geworden, hatte trotzdem keinen Verwandten. Dann ward er Buchhalter mit 70 Gulden und einer Frau, aber Verwandten hatte er noch immer keinen. Endlich wurde er Oberbuchhalter mit 2600 fl. Jahresgehalt, und siehe, es war ein Vetter da. Man konnte nicht sagen, daß er vom Himmel gefallen sei, denn er war schon gegen fünfzig Jahre alt und seit dreißig Jahren Mastviehhändler im Murthale. Aber es war ein überaus freundlicher Vetter, wie er jetzt auf einmal in der Thür stand, die Arme ausbreitete und dem Oberbuchhalter zurief: „Friedel! Friedel! Kennst du mich denn nicht mehr? der Oheim Isidor! deines seligen Vaters Bruder!" — Auch seine Gestalt war erfreulich. Sie war nicht groß von Ansehen, jedoch aber behangen mit einer großen Ledertasche, in welcher ein ganzer Schweinsschinken stak; sie hatte über der Achsel einen Korb hangen

mit Eiern und Krapfen. „Weil ich doch nicht ganz mit leeren Händen kommen mag zu meinem lieben Friedel, den ich halt gar nicht vergessen kann. Als Wickelkind hab ich dich einmal über das Breitfeld hinausgetragen, weißt du noch? Wenn er jetzt schon zu mir nicht kommt, so mußt du wohl einmal zu ihm gehen, hab ich mir gedacht. Geht dir gut, hab ich gehört. Hast es weit gebracht, sakermentisch weit! Über zweitausend das Jahr, sagen sie! Donnersbub, so viel tragt's bei mir nimmer. Aber schön hast es da! Sauber ist's bei dir. Hast ja auch eine Frau, höre ich. Darf ich sie gleich sehen? Da hab ich was für sie. So große Eier machen sie nicht in der Stadt! Kosten mich auch fünf Kreuzer, das Paar! Na na, nicht so! Euch kosten sie nichts. Und nachher da — ein Schinken! Da wird er einmal schmausen dabei, mein Friedel! Bauernschinken: Im Rauchfang geselcht! In der ganzen Grazerstadt findest keinen, wie den. Ich hätt ihn gestern im Postwirtshaus zu Leoben verkaufen können, um fünf Gulden! Oha! sag ich, hab ich gesagt, der wird nix verkauft, der gehört meinem Neffen, dem Herrn Oberbuchhalter zu Graz. — Ein paar Tage bleib ich bei euch. Ei ja, das wohl. Verlassen thu' ich meine Verwandten nicht. Wer kommt denn da? Ist das die deinige? deine Frau? Eine saggrische Gredl! Grüß Gott, Frau Mahm! der Vetter Isidor! Kennst mich nicht? Bissel ein Recht mußt mir doch noch lassen an deinem Mann, verstehst! Wie du noch in Abrahams Schnappsack bist gewesen, hab ich ihn schon auf den Händen getragen über das Breitfeld hinaus. Nichts Kleines noch? Na, wird schon kommen. Du, Frauerl! Geh schau einmal, was dir der alte Vetter mitbringt!"

Daß alles fast in einem Atem, so daß weder der Oberbuchhalter noch seine Frau ein Wort dazwischen schieben konnten. Sie hätten auch nicht recht gewußt, was da zu sagen war. Ziemlich gelassen führten sie die Bescherung in den „Salon". Das war das größte, schönste, kostspieligste Zimmer, welches unser Ehepaar leer stehen ließ, während es sich mit ein paar engen, dunklen, hofseitigen Kammern zum Wohnen bediente. Aber das verlangt die Sitte so. Ein Salon, natürlich! da werden wöchentlich ein paar fremde Leute hineingeführt auf ein halb Stündlein Gewäsch. Die näheren Bekannten hocken sich erst noch in eine Hofkammer hinein, wo es sich eigentlich noch gemütlicher tratschen läßt. Doch, was rede ich denn da über meinen lieben Nachbar, den Oberbuchhalter Ellwurf! das ist ja nicht bei ihm allein so, das ist auch bei uns so, Das ist fast überall so, wo es gescheite Leute giebt. — Also hinein mit dem Vetter in den Salon. Freilich wohl warf die Hausfrau einen verzweifelten Blick auf sein Schuhwerk, aber der Blick änderte daran nichts, da hätte ein mächtiger Borstenbesen bessere Dienste geleistet.

Alsdann am Abend. Da schickte der Oberbuchhalter ein Brieflein zu mir, ich möchte ihm zu Hilfe kommen. Es sei ein ungeahnter Vetter vom Lande eingetroffen und mit dem wisse er nichts anzufangen. Ich möchte doch zum Nachtmahl hinüberkommen.

Ein Vetter vom Lande? Mit dem wird doch noch fertig zu werden sein. Ich ging hinüber, wurde dem Gaste vorgestellt als ein Freund des Hauses, worauf er meine Hand packte, sie derb drückte und laut rief: „Schön! Schön! Aber was Sie für ein Handerl haben, ein weiches! Sind Sie auch ein Buchhalter? Nicht? Kein Buchhalter? Na,

wenn's nicht anders ist. Alle Leute können halt nicht Buchhalter sein," entschuldigte er nachsichtsvoll. Doch ging seine Wärme gegen mich augenblicklich zurück, steigerte sich aber beim zweiten Glase Wein zu ungeahnter Höhe. Den Neffen umarmte er, den habe er ja einmal auf den Händen getragen, über das Breitfeld hinaus. Mich sprach er mit du an. „Wenn'st auch kein Buchhalter bist. Hast halt ein anderes Geschäft. Auch recht, auch recht. Geh'n thut's dir gut, das sieht man. Aber schau — meiner lieben Schwägerin, oder Mahm, oder was sie ist, der muß ich doch ein Bussel geben!" denn die Frau Oberbuchhalterin war eben hereingekommen mit dem Schinkenaufschnitt. — „Ein Bussel krieg ich vom Vetter!" lachte das muntere Frauchen, „na, da muß ich mir doch vorher den Mund abwischen gehen!" eilte in die Küche zurück und kam nicht mehr herein.

Der Vetter sprach seinem Schinken mit Macht zu. „Wohl, wohl," sagte er während des Essens. „Hab mir's gleich gedacht, daß er euch schmecken wird. So guten Schunken giebt's nur auf der Bäuerei. Da thun sie ihn im Rauchfang selchen. Die Stadtfleischhacker selchen ihn mit Schalider (Salpeter), da ist er nicht gut. Aber Wein habt's einen guten. Was er etwan kostet, die Maß?"

Aus der Küche brachte die Magd Kalbsbraten mit Salat und hernach Käse mit Backwerk herein. Der Vetter bedauerte, nicht auch einen Schafkäse mitgebracht zu haben. „Der beste Kas ist der Schafkas!" erklärte er. Und dabei trank er und trank.

Sein Gesicht war während des Essens, Trinkens und Plauderns leuchtend rot geworden. Es war rundlich, wohl rasiert, hatte ein Birnnäschen und kleine Äuglein, die bei

jedem Wort vielsagend blinzelten, als wäre es etwas gar Anzügliches, Deutsames. Schließlich wollte er mit mir Sackuhr tauschen, die seine sei viel größer und schwerer und nur wöchentlich einmal zum Aufziehen. Das rückwärtige Blatt sei echt Schildkrotschale, der Reifen von Silber, Altsilber, nicht Neusilber, und er hätte schon gutes Angebot gehabt für diese Uhr.

Ob sie auch verläßlich ginge? fragte der Oberbuchhalter.

„Mein Gott!“ entgegnete der Vetter überlegen, „da giebt man sie halt dem Uhrmacher.“ Der Zeiger stand thatsächlich auf halb sieben, statt auf zehn Uhr. Trotzdem nahm der Vetter die Zeit wahr und traf Anstalt, seine große rußige Pfeife zu stopfen. Der Oberbuchhalter wollte es mit einer Cubacigarre verhindern, was ihm aber nicht gelang.

„So so, a Cigarl!“ sagte der Vetter und nahm sie in die Faust wie einen Spatenstiel. „Da derspare ich meinen eigenen Tabak. Vergelt's Gott! Wart's, Bürschlein, das machen wir so!“ Er zerbrach die Cigarre mit den Fingern, stopfte sie in seine Pfeife und begann sie dergestalt bedächtig zu rauchen. Der Hausherr öffnete bald ein Fenster, da fand aber der Vetter, es stinke herein. Als der Oberbuchhalter bereits auf eine Gelegenheit zu sinnen begann, die Tafel aufzuheben, klatschte der Vetter plötzlich in die Hände: Wißt's was, Leut, jetzt wär ein Schnaps gut! Was? du hast nit einmal einen Schnaps im Haus, Oberbuchhalter? Na wart, da hast, schick einen kleinen Buben!“ Aus seinem ledernen Geldbeutel nestelte er einen Zwanziger hervor, da gestand der Buchhalter, er hätte nicht bloß keinen Schnaps im Hause, sondern auch keinen kleinen Buben.

„Seids Pfründner!“ knurrte der Vetter gutmütig. „Das muß ich schon sagen, leben thun wir auf dem Lande besser als die Stadtleut!“

Ziemlich auffallend fragte mich der Oberbuchhalter, wie viel Uhr ich hätte? Es zeigte sich die eilfte Stunde, und nun hob der Vetter seinen fetten Zeigenfinger und die falben Augenbrauen: „Gelt, daß du einen schlechten Brader hast! Auf der meinen ist's erst halb sieben — nach der könnten wir noch lang gemütlich beisamm-sitzen!“

Um gut und angenehm auseinanderzukommen belachten wir den Witz und dann wurde der Vetter in sein Zimmer gebracht. Es war der Salon. Frau Ellwurf that ein übriges zu Ehren des Gastes, sie überdeckte die groß-blumigen Möbel mit weißen Leintüchern und über den Parquetboden breitete sie einen Teppich, der sonst draußen im Vorzimmer lag.

„Jetzt sollt ich halt mein Federbett dahaben!“ sagte der Vetter, während er das Lager befühlte, das zwar aus Matratze, Einsatz und einer rotseidenen Decke bestand, aber allerdings keine Eiderdunen aufwies.

„Schlaf recht wohl, Onkel!“ verabschiedete ihn der Oberbuchhalter, „die Kleider leg auf einen Sessel vor die Thür hinaus.“

„Gestohlen wird nichts, gelt?“ ließ er fallen, that zur Vorsicht aber Geldbeutel und Brieftasche aus den Säcken, doch wurden die Schätze wohl erst an sicherem Ort geborgen, als wir aus dem Zimmer waren und er die Thür hinter uns verriegelt hatte.

Der eine Tag war überstanden. Nun aber der andere? — Ich war morgens mitten im Rasieren, als die

Köchin des Ellwurf — ohne anzuklopfen — in das Zimmer stürzte: der gnädige Herr lasse bitten, geschwind möchte ich kommen! — Ich beeilte mich noch, die linke Wange der rechten gleichzumachen, da war auch schon Oberbuchhalters Stubenmädchen vorhanden: Es sei die höchste Zeit! Beim Vetter wäre etwas nicht richtig! Sie müsse sogleich weiter zum Arzt und zum Geistlichen.

Als ich hinüberkam, stand die Thür in das Zimmer des Vetters weit offen. Am Bette stand ratlos der Herr Ellwurf im Schlafrock, während seine Frau eine Decke um die andere über den armen Vetter breitete. Denn dieser schüttelte und klapperte vor Frost, daß es ihn im Bett auf- und niederschnellte wie einen Ballen. Das Gesicht fahl, eingefallen, verzerrt und greisenhaft, die Augenlider halb zugesunken, so ächzte und stöhnte er. Jetzt erhob er sich, beugte sich über die große Waschschüssel, die sie ihm ans Bett gestellt hatten mit Wasser, daß er sich laben könne; ein wilder Krampf krümmte seinen Körper, und dann fiel er wieder aufs Lager zurück. Die Pulse sprangen wild.

Der hat Gift im Leibe! war mein erster Gedanke, und der Oberbuchhalter starrte mich fragend an. Er wie sie schienen meine Meinung zu erraten, und so lief die Frau nun in die Küche um Kuhmilch, die in solchen Fällen so heilsam sein soll.

„Machts ein End!“ stöhnte der Kranke in Todesnot, rang die Hände und rieb sich mit den Fäusten Brust und Bauch, „laßts mich nit so verdammt leiden. Oh dieses Übel! Und dieser rasende Kopfschmerz! Was denn, was denn? Es soll ja — alles euch gehören, wem denn sonst?“ —

Ob er etwa Papier und Feder wünsche? fragte ihn der Oberbuchhalter.

„O sterben! sterben!" wimmerte der Vetter unter Zähneklappern, „sterben thut so viel weh! so viel weh!" und ächzte zum Erbarmen.

„So weit wird's ja wohl nicht sein um Gotteswillen!" tröstete die Frau, „gleich wird der Doktor kommen, gleich wird er da sein. Nachher wird's schon besser werden."

Dem Sterbenden gab es plötzlich einen Riß. Dann schlug er das Auge weit auf, es war halb gebrochen, er starrte auf den Oberbuchhalter — ein Blick voll unendlichen Vorwurfs.

„Dieses Haus! dieses unglückselige Haus!" stöhnte er, immerwährend von heftigstem Fieber hin- und hergeschleudert.

„Wenn du einen Wunsch solltest haben, lieber, guter Vetter," sprach der Oberbuchhalter und hielt ihm Papier und Bleistift vor. „Nein, nicht so, was glaubst du denn von uns! Ich meine nur, falls du aus der Apotheke etwas haben wolltest. Der Arzt muß ja übrigens jeden Augenblick da sein."

„Du — hu hu!" gröhlte der Vergehende, sich halb gegen den Buchhalter aufrichtend, unheimlich wie ein Gespenst. Die Fäuste reckte er bebend gegen Himmel, und dann krümmte er sich wieder auf dem Bett wie eine Raupe.

Das Stubenmädchen kündete an der Thür: „Der Herr Doktor!" Der Arzt trat ein, that einen raschen Blick auf den Kranken, ob es nicht schon zu spät sei. In wenigen fliegenden Worten teilte die Hausfrau ihm die Krankengeschichte mit, während er begann, den Schwerleidenden zu untersuchen. Zuerst fühlte er ihm den Puls, dann prüfte

er den Hitzegrad, hernach behorchte er die Brust, soweit es bei dem Fieberschütteln möglich war, den kalten Schweiß wischte er ihm mit einem weißen Tuch von der Stirn, dann hob er mit den Fingernägeln die Augenklappen und prüfte sie genau. Dann richtete sich der Doktor empor und heftete einen durchdringenden Blick auf den Oberbuchhalter.

„Wie nur auf einmal so was sein kann!" murmelte dieser, selber schier gebrochen.

„Es ist etwas vorgegangen!" sagte der Doktor mit leiser Stimme.

„Mein Gott, was soll denn vorgegangen sein?" jammerte Herr Ellwurf. „Er kam vom Lande herein, erst gestern. Wir haben den Abend noch so gemütlich mitsammen zugebracht."

„Er war noch so frisch und munter!" bestätigte die Frau. „Noch soviel gelacht haben die Herren."

Der Doktor winkte mit der Hand ab, sie sollten es gut sein lassen, und stellte dann an den Kranken ein paar Fragen, die dieser unter Krämpfen und Stöhnen halb ohnmächtig vor Schmerzen beantwortete. Der Doktor winkte den Herrn Ellwurf ins andere Zimmer; als sie dort waren, lehnte er die Thür halb zu, stellte sich nahe vor den Oberbuchhalter hin und murmelte: „Erschrecken Sie nicht, Herr Ellwurf! die Diagnose stellt sich — ich dürfte mich kaum irren." —

„Steht es wirklich schlecht, Doktor?"

„Dieser Zustand," fuhr der Arzt kopfschüttelnd fort, „hat ganz verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Katzenjammer. — Gewiß. Na, mit keinem gewöhnlichen, das versteht sich. Der Mann mag vielleicht über die Gewohnheit zugesprochen haben. Es ist ein großer Kater, mein lieber Herr!"

In diesem Augenblick hörte man vom Krankenzimmer her das Geräusch einer Eruption. Als ich ins Zimmer trat, war alles vorüber, die Frau und die Mägde lebhaft beschäftigt, Ordnung zu machen. Der Vetter lag zurückgesunken in das Kissen, die wachsfalben Hände über der Brust; er bewegte sich nicht mehr. Wenige Augenblicke später hub er an, mit größter Behaglichkeit zu schnarchen.

Der Doktor schmunzelte und sprach: „Jetzt lassen Sie ihn ein paar Stunden schlafen. Später bereiten Sie ihm einen Rostbraten mit Knödeln, denn er wird Hunger haben.“

Im Stiegenhause klang ein Glöcklein, das Stubenmädchen an der Thür meldete Seine Hochwürden.

Wie der Oberbuchhalter sich mit dem geistlichen Herrn auseinandergesetzt hat, das weiß ich nicht. Ich hörte nur noch, wie draußen jemand sagte: „Man merkt es wohl, Herr Ellwurf, daß Sie lange Zeit Diurnist gewesen sind. Sie haben keine Erfahrung.“



Im Frieden der Berge.

Volksuhren.

Im Kogelhuck-Häusel haben sie eine alte Uhr. Ich kann dir nicht genau sagen, wo das Kogelhuck-Häusel ist, aber ich kann dir genau sagen, wo im Kogelhuck-Häusel die Uhr hängt. Sie hängt in der Stube zwischen Ofenwinkel und Thür an der schmalen Wand.

Es ist eine geborene Schwarzwälderin und hat vor Alter schon ein kästenbraunes Gesicht. Über dieses Gesicht hängt der kurze Pendel herab und pendelt emsig hin und her, ganz so wie es ist, wenn der deutsche Michel von seiner Zipfelmütze die Quaste über die Nase herabbaumeln läßt und mit dem Kopfe wackelt. Weil aber die hochbetagte Uhr an einem recht ungesunden Orte hängt, zwischen dem heißen Ofen und der kalten Thürluft, so wird sie manchmal krank. Andere müssen sich legen, wenn sie krank sind, die Uhr bleibt stehen und redet nichts und deutet nichts. Der nächste Uhrdoktor haust in Grambach, acht Stunden weit entfernt, der kommt des Jahres nur ein- oder zweimal in die Gegend, um an den Presthaften die nötigen Operationen auszuführen. Das ist ein Doktor, der seine

Kranken sofort seciert, aber auch wieder ordentlich zusammenbandagieren und lebendig machen kann.

Ist und bleibt er ferne, so werden Hausmittel angewendet, um die Alte wieder in Gang zu bringen. Der Kogelhuck-Häusler macht einmal eines der Seitenthürlein auf und bläst so tapfer ins Räderwerk, daß der Staub fliegt; dann ölt er vermittelst einer Geierfeder die Zapfen ein, die Räder werden ohnehin nicht rostig, weil sie aus Holz sind. Dann wichst er die Gewichtschnur mit Pech, damit sie nicht leer abrollt und nun versucht er's einmal. Tik tak, tik tak — tik tak — — tik — — tak — — tak — und steht wieder. Etwan ist der Gewichtstein zu leicht, also den Kerzenleuchter anhängen. Es thut's noch nicht. Auch den Stiefelknecht dazu — siehe, das schmeichelt ihr — tik tak, tik tak u. s. w.

Freudenreich eilt der Kogelhuck-Häusler in die Küche hinaus: „Alte, die Uhr geht schon! das Uhrmacherkoch! Sie geht schon!"

Ein fettes Schmalzmus kriegt er zum Lohn, der brave Uhrmacher, und wie er nachher wieder in die Stube tritt — mäuserlstill ist's, kein Tiktak. Trotz Öl, Pech, Kerzenleuchter, Stiefelknecht und Uhrmacherkoch — die Uhr steht.

Steht und bleibt stehen, wochenlang und monatelang — die Zeit vergeht leider auch, ohne daß sie ein Uhrzeiger schiebt. Nun, was ist aber zu machen? Eine zweite Uhr ist nicht im Hause, weder an einer Wand noch in einer Tasche, Kirchturm ist auch keiner vorhanden, die Nachbarshäuser stehen jenseits des Grabens. Kogelhuckleute, wie finden wir die Zeit? — Sterngucker ist keiner zu Hause, auf den Mond ist kein Verlaß, in der Nacht bleibt also rein nichts anderes übrig, als zu schlafen so lange, als

man nicht aufwacht. Den Haushahn haben die Geier geholt, so weiß man des Morgens in der That nicht einmal, wann man aufwachen soll, um noch Zeit zu einem kleinen Nachschläfchen zu haben. Deshalb bleiben wir auf dem Stroh, bis hinter den Bergen der Himmel rot wird. Das ist der Morgen und brauchen wir keine Uhr dazu und keinen Hahn.

Im Sommer giebt's für den lieben Sonnentag mancherlei Mittel. Vor dem Häusel steht ein verdorrter Fichtenbaum. Ist der Schatten von diesem dort beim Steinhaufen, so zeigt's neun Uhr vormittags, steigt er bis ans Krautgartel herüber, so ist's Mittag, und kommt er zum Schweinstall, so ist's Jausenzeit. Einen solchen Zeiger und solche Ziffern hat die Sonnenuhr beim Kogelhuck-Häusel.

Bei bewölktem Himmel schauen wir hinüber zum Russelbauern. Vormittags, wenn aus dem Rauchfange des Russelbauernhauses der erste Rauch aufsteigt, ist's zehn Uhr und kann auch die Kogelhuck-Häuslerin anheizen gehen. Wenn sie dort drüben die Kuhheerde von der Weide heimtreiben, so ist's Mittag, und wenn auf der Wiese drüben die Mähder, oder auf dem Felde die Schnitter sich zusammenthun zu einem Häuflein, so ist's Jausenzeit, und wenn man dort drüben nichts mehr sieht, keine Wiese und kein Feld und keine Kuh und kein Russelbauernhaus — so ist's dunkle Nacht. Aus einem Fenster blickt noch die Weile ein Lichtschein herüber, endlich ist auch das verloschen, da ist's Zeit zum Schlafengehen. — Ein solches Ziffernblatt hat die Uhr beim Kogelhuck-Häusel.

Und wenn der Nebel einfällt, daß man kein Russelbauernhaus mehr sieht, sondern nur die weiße Finsternis

ringsum, so muß man sich wohl auf die angeborene Sackuhr verlassen, auf den Magen. Wenn er zum erstenmal knurrt, ist Frühmittag u. s. w.

Einmal haben sie im Häusel eine sehr verläßliche Schlag- und Repetieruhr gehabt. Noch beim alten Besitzer. Am Frühmorgen, als er aufwachte, hieb er mit seiner Lederhose aufs Weib hinüber: „Aufsteh!" Duselte sie weiter, so hieb er ein zweitesmal. Diese gute Schlaguhr ist auch schon längst kaput.

Bequem that sich's, als noch die Ratten im Hause waren. Vor ein Uhr nachts kam keine. Als sie anhuben über die Bettdecken zu kraspeln oder gar zu suchen, ob nicht irgendwo eine wohlschmeckende Zehe herausstünde, war's ein Uhr. Man konnte dann die langbeschwänzten Ungetüme ruhig verjagen, oder sie krabbeln und beißen lassen, man konnte wieder einschlafen oder wachbleiben, zum Schutzengel beten oder die Langbeschwänzten verfluchen — ganz wie man wollte.

Doch häufiger als Ratten werden in jenen Gegenden Bergspitzen zu Zeitanzeigern benützt. So giebt es ein Neunerhorn, eine Zwölferspitze, einen Mittagskogel u. s. w., weil zu gewissen Jahreszeiten zur genannten Stunde die Sonne gerade über der betreffenden Bergspitze steht.

Die Sanduhr kennt der Bauer nur vom Rippenhans her, der in der einen Hand die Sense, in der andern die Sanduhr hält, um anzudeuten, daß er ein fleißiger Mähder ist, aber auch Feierabendzeit wahrzunehmen pflegt. Diese gemütliche Auslegung eines Spaßvogels hat ihm eine Rüge eingebracht: Mit dem Tode solle man keinen Scherz treiben und manchem würde solches Spaßen wohl vergehen, wenn er wüßte, wie tief seine Sanduhr schon abgelaufen sei.

Nun, meinte jener, dann wird's eben Feierabend — was weiter? — Freilich, weiter nichts.

Anstatt Sand weiß man nötigenfalls das Wasser als Uhr zu verwenden. Wer einen gleichmäßigen Hausbrunnen hat, der braucht bloß den Eimer vollrinnen zu lassen, um ein bestimmtes Zeitmaß zu finden, in welchem das Gefäß sich füllt. Der Zoisbauer in Rachnitz hatte sein Mühlrad so eingerichtet, daß es nach jedem dreihundertsten Umlaufe durch eine Schnur im Wohnhause einen hölzernen Hammer an die Wand schlagen ließ und das geschah fast genau nach jeder Stunde. Der Übelstand dabei war nur, daß bei Hochwasser, welches sonst keine Kurzweil zu machen pflegt, die Stunden rascher vergingen, als in trockener Zeit.

Mancher, der eine schlechte Uhr hat, läßt sie stehen und geht selber. Tausend Schritte — eine Viertelstunde, aber da darf hinten kein Steueramtsbote nachlaufen, sonst finge die zweibeinige Uhr an, bedeutend vorzugehen. Nach solcher Uhr kommt es auch, daß man mit gutem Schick den Unsinn sagen kann: Der Weg ist eine Stunde lang! Hingegen darf einer nicht behaupten, daß er zwei Meilen lang im Wirtshause gesessen sei, außer er wäre die Strecke in einem Restaurationswagen gefahren.

Die Tiere verstehen manchmal auch etwas von der Zeit. Wenn die Amsel anhebt zu singen, wenn die Frösche aushüpfen, wenn die Bienen einfliegen, wenn die Hühner aufsitzen, so bedeutet das gewisse Tagesstunden. Mit dem Kuckuck aber ist's nichts, außer er würde sehr zahm gemacht, aus Holz geschnitzt und in eine Schwarzwälderuhr gethan; der wirkliche Kuckuck schreit im Frühjahr den ganzen Tag seine Tugenden aus, um sich nachher des

Abends in das Nest einer befreundeten Familie zu setzen. — Nein, diese Kuckucksuhr geht nicht richtig.

Ein beliebtes und verbreitetes Zeitmaß ist das Vaterunser und der Psalter. „Ein Vaterunserlang" hört man oft sagen und bedeutet das etwa eine drittel Minute. Ein Psalter, der aus drei Rosenkränzen besteht, entspricht einer Stunde, natürlich geht auch diese Uhr nicht genau, weil die Räderwerke zu verschieden sind.

Im Landvolk geht die Sage, daß die Stadt Rom der Mittelpunkt der Welt sei. Und mitten in der Stadt Rom stehe eine runde, sehr hohe Säule aus schneeweißem Marmor. Und jedes Jahr am 21. Juni um zwölf Uhr mittags stehe die Sonne so genau senkrecht über der Säule, daß diese ringsum gleich weiß und gleich heiß sei und nicht den allermindesten Schatten werfe. Das sei zwar nur einen Augenblick so, aber in diesem Augenblicke würden alle Kirchenuhren der ganzen Welt auf Punkt Zwölf gerichtet — nach der Marmorsäule zu Rom. — Diese Wahrheit hat zwei Seiten, auf der einen ist sie richtig. Die Kirchenuhren gehen thatsächlich überall nach Römerzeit, und wenn sie nicht allzusehr nachgehen oder gar stehen bleiben, so ist dagegen nichts einzuwenden.

Also möchte man da noch weiter erzählen und plaudern von mancherlei Dingen, die — wenn es sein muß — als Zeitmaß benützt werden können. Ich will aber nur von einer Uhr noch sprechen, von einer höchst merkwürdigen Uhr. Dem Studentl hat sie gehört.

Wer ist das Studentl? Vielleicht, daß es selber interessanter ist, als seine Uhr. Es mag schon sein, wenigstens hat sich die Lieserl für das Studentl interessiert. Wer ist die Lieserl? Vielleicht, daß diese noch interessanter

Köchin des Ellwurf — ohne anzuklopfen — in das Zimmer stürzte: der gnädige Herr lasse bitten, geschwind möchte ich kommen! — Ich beeilte mich noch, die linke Wange der rechten gleichzumachen, da war auch schon Oberbuchhalters Stubenmädchen vorhanden: Es sei die höchste Zeit! Beim Vetter wäre etwas nicht richtig! Sie müsse sogleich weiter zum Arzt und zum Geistlichen.

Als ich hinüberkam, stand die Thür in das Zimmer des Vetters weit offen. Am Bette stand ratlos der Herr Ellwurf im Schlafrock, während seine Frau eine Decke um die andere über den armen Vetter breitete. Denn dieser schüttelte und klapperte vor Frost, daß es ihn im Bett auf- und niederschnellte wie einen Ballen. Das Gesicht fahl, eingefallen, verzerrt und greisenhaft, die Augenlider halb zugesunken, so ächzte und stöhnte er. Jetzt erhob er sich, beugte sich über die große Waschschüssel, die sie ihm ans Bett gestellt hatten mit Wasser, daß er sich laben könne; ein wilder Krampf krümmte seinen Körper, und dann fiel er wieder aufs Lager zurück. Die Pulse sprangen wild.

Der hat Gift im Leibe! war mein erster Gedanke, und der Oberbuchhalter starrte mich fragend an. Er wie sie schienen meine Meinung zu erraten, und so lief die Frau nun in die Küche um Kuhmilch, die in solchen Fällen so heilsam sein soll.

„Machts ein End!“ stöhnte der Kranke in Todesnot, rang die Hände und rieb sich mit den Fäusten Brust und Bauch, „laßts mich nit so verdammt leiden. Oh dieses Übel! Und dieser rasende Kopfschmerz! Was denn, was denn? Es soll ja — alles euch gehören, wem denn sonst?“ —

Ob er etwa Papier und Feder wünsche? fragte ihn der Oberbuchhalter.

„O sterben! sterben!“ wimmerte der Vetter unter Zähneklappern, „sterben thut so viel weh! so viel weh!“ und ächzte zum Erbarmen.

„So weit wird's ja wohl nicht sein um Gotteswillen!“ tröstete die Frau, „gleich wird der Doktor kommen, gleich wird er da sein. Nachher wird's schon besser werden.“

Dem Sterbenden gab es plötzlich einen Riß. Dann schlug er das Auge weit auf, es war halb gebrochen, er starrte auf den Oberbuchhalter — ein Blick voll unendlichen Vorwurfs.

„Dieses Haus! dieses unglückselige Haus!“ stöhnte er, immerwährend von heftigstem Fieber hin- und hergeschleudert.

„Wenn du einen Wunsch solltest haben, lieber, guter Vetter,“ sprach der Oberbuchhalter und hielt ihm Papier und Bleistift vor. „Nein, nicht so, was glaubst du denn von uns! Ich meine nur, falls du aus der Apotheke etwas haben wolltest. Der Arzt muß ja übrigens jeden Augenblick da sein.“

„Du — hu hu!“ gröhlte der Vergehende, sich halb gegen den Buchhalter aufrichtend, unheimlich wie ein Gespenst. Die Fäuste reckte er bebend gegen Himmel, und dann krümmte er sich wieder auf dem Bett wie eine Raupe.

Das Stubenmädchen kündete an der Thür: „Der Herr Doktor!“ Der Arzt trat ein, that einen raschen Blick auf den Kranken, ob es nicht schon zu spät sei. In wenigen fliegenden Worten teilte die Hausfrau ihm die Krankengeschichte mit, während er begann, den Schwerleidenden zu untersuchen. Zuerst fühlte er ihm den Puls, dann prüfte

er den Hitzegrad, hernach behorchte er die Brust, soweit es bei dem Fieberschütteln möglich war, den kalten Schweiß wischte er ihm mit einem weißen Tuch von der Stirn, dann hob er mit den Fingernägeln die Augenklappen und prüfte sie genau. Dann richtete sich der Doktor empor und heftete einen durchdringenden Blick auf den Oberbuchhalter.

„Wie nur auf einmal so was sein kann!" murmelte dieser, selber schier gebrochen.

„Es ist etwas vorgegangen!" sagte der Doktor mit leiser Stimme.

„Mein Gott, was soll denn vorgegang en sein?' jammerte Herr Ellwurf. „Er kam vom Lande herein, erst gestern. Wir haben den Abend noch so gemütlich mitsammen zugebracht."

„Er war noch so frisch und munter!" bestätigte die Frau. „Noch soviel gelacht haben die Herren."

Der Doktor winkte mit der Hand ab, sie sollten es gut sein lassen, und stellte dann an den Kranken ein paar Fragen, die dieser unter Krämpfen und Stöhnen halb ohnmächtig vor Schmerzen beantwortete. Der Doktor winkte den Herrn Ellwurf ins andere Zimmer; als sie dort waren, lehnte er die Thür halb zu, stellte sich nahe vor den Oberbuchhalter hin und murmelte: „Erschrecken Sie nicht, Herr Ellwurf! die Diagnose stellt sich — ich dürfte mich kaum irren." —

„Steht es wirklich schlecht, Doktor?"

„Dieser Zustand," fuhr der Arzt kopfschüttelnd fort, „hat ganz verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Katzenjammer. — Gewiß. Na, mit keinem gewöhnlichen, das versteht sich. Der Mann mag vielleicht über die Gewohnheit zugesprochen haben. Es ist ein großer Kater, mein lieber Herr!"

In diesem Augenblick hörte man vom Krankenzimmer her das Geräusch einer Eruption. Als ich ins Zimmer trat, war alles vorüber, die Frau und die Mägde lebhaft beschäftigt, Ordnung zu machen. Der Vetter lag zurückgesunken in das Kissen, die wachsfalben Hände über der Brust; er bewegte sich nicht mehr. Wenige Augenblicke später hub er an, mit größter Behaglichkeit zu schnarchen.

Der Doktor schmunzelte und sprach: „Jetzt lassen Sie ihn ein paar Stunden schlafen. Später bereiten Sie ihm einen Rostbraten mit Knödeln, denn er wird Hunger haben."

Im Stiegenhause klang ein Glöcklein, das Stubenmädchen an der Thür meldete Seine Hochwürden.

Wie der Oberbuchhalter sich mit dem geistlichen Herrn auseinandergesetzt hat, das weiß ich nicht. Ich hörte nur noch, wie draußen jemand sagte: „Man merkt es wohl, Herr Ellwurf, daß Sie lange Zeit Diurnist gewesen sind. Sie haben keine Erfahrung."



Im Frieden der Berge.

Volksuhren.

Im Kogelhuck-Häusel haben sie eine alte Uhr. Ich kann dir nicht genau sagen, wo das Kogelhuck-Häusel ist, aber ich kann dir genau sagen, wo im Kogelhuck-Häusel die Uhr hängt. Sie hängt in der Stube zwischen Ofenwinkel und Thür an der schmalen Wand.

Es ist eine geborene Schwarzwälderin und hat vor Alter schon ein kästenbraunes Gesicht. Über dieses Gesicht hängt der kurze Pendel herab und pendelt emsig hin und her, ganz so wie es ist, wenn der deutsche Michel von seiner Zipfelmütze die Quaste über die Nase herabbaumeln läßt und mit dem Kopfe wackelt. Weil aber die hochbetagte Uhr an einem recht ungesunden Orte hängt, zwischen dem heißen Ofen und der kalten Thürluft, so wird sie manchmal krank. Andere müssen sich legen, wenn sie krank sind, die Uhr bleibt stehen und redet nichts und deutet nichts. Der nächste Uhrdoktor haust in Grambach, acht Stunden weit entfernt, der kommt des Jahres nur ein- oder zweimal in die Gegend, um an den Presthaften die nötigen Operationen auszuführen. Das ist ein Doktor, der seine

Kranken sofort seciert, aber auch wieder ordentlich zusammenbandagieren und lebendig machen kann.

Ist und bleibt er ferne, so werden Hausmittel angewendet, um die Alte wieder in Gang zu bringen. Der Kogelhuck-Häusler macht einmal eines der Seitenthürlein auf und bläst so tapfer ins Räderwerk, daß der Staub fliegt; dann ölt er vermittelst einer Geierfeder die Zapfen ein, die Räder werden ohnehin nicht rostig, weil sie aus Holz sind. Dann wichst er die Gewichtschnur mit Pech, damit sie nicht leer abrollt und nun versucht er's einmal. Tik tak, tik tak — tik tak — — tik — — tak — — tak — und steht wieder. Etwan ist der Gewichtstein zu leicht, also den Kerzenleuchter anhängen. Es thut's noch nicht. Auch den Stiefelknecht dazu — siehe, das schmeichelt ihr — tik tak, tik tak u. s. w.

Freudenreich eilt der Kogelhuck-Häusler in die Küche hinaus: „Alte, die Uhr geht schon! das Uhrmacherkoch! Sie geht schon!"

Ein fettes Schmalzmus kriegt er zum Lohn, der brave Uhrmacher, und wie er nachher wieder in die Stube tritt — mäuserlstill ist's, kein Tiktak. Trotz Öl, Pech, Kerzenleuchter, Stiefelknecht und Uhrmacherkoch — die Uhr steht.

Steht und bleibt stehen, wochenlang und monatelang — die Zeit vergeht leider auch, ohne daß sie ein Uhrzeiger schiebt. Nun, was ist aber zu machen? Eine zweite Uhr ist nicht im Hause, weder an einer Wand noch in einer Tasche, Kirchturm ist auch keiner vorhanden, die Nachbarshäuser stehen jenseits des Grabens. Kogelhuckleute, wie finden wir die Zeit? — Sterngucker ist keiner zu Hause, auf den Mond ist kein Verlaß, in der Nacht bleibt also rein nichts anderes übrig, als zu schlafen so lange, als

man nicht aufwacht. Den Haushahn haben die Geier geholt, so weiß man des Morgens in der That nicht einmal, wann man aufwachen soll, um noch Zeit zu einem kleinen Nachschläfchen zu haben. Deshalb bleiben wir auf dem Stroh, bis hinter den Bergen der Himmel rot wird. Das ist der Morgen und brauchen wir keine Uhr dazu und keinen Hahn.

Im Sommer giebt's für den lieben Sonntag mancherlei Mittel. Vor dem Häusel steht ein verdorrter Fichtenbaum. Ist der Schatten von diesem dort beim Steinhaufen, so zeigt's neun Uhr vormittags, steigt er bis ans Krautgartel herüber, so ist's Mittag, und kommt er zum Schweinstall, so ist's Jausenzeit. Einen solchen Zeiger und solche Ziffern hat die Sonnenuhr beim Kogelhuck-Häusel.

Bei bewölktem Himmel schauen wir hinüber zum Russelbauern. Vormittags, wenn aus dem Rauchfange des Russelbauernhauses der erste Rauch aufsteigt, ist's zehn Uhr und kann auch die Kogelhuck-Häuslerin anheizen gehen. Wenn sie dort drüben die Kuhheerde von der Weide heimtreiben, so ist's Mittag, und wenn auf der Wiese drüben die Mähder, oder auf dem Felde die Schnitter sich zusammenthun zu einem Häuflein, so ist's Jausenzeit, und wenn man dort drüben nichts mehr sieht, keine Wiese und kein Feld und keine Kuh und kein Russelbauernhaus — so ist's dunkle Nacht. Aus einem Fenster blickt noch die Weile ein Lichtschein herüber, endlich ist auch das verloschen, da ist's Zeit zum Schlafengehen. — Ein solches Ziffernblatt hat die Uhr beim Kogelhuck-Häusel.

Und wenn der Nebel einfällt, daß man kein Russelbauernhaus mehr sieht, sondern nur die weiße Finsternis

ringsum, so muß man sich wohl auf die angeborene Sackuhr verlassen, auf den Magen. Wenn er zum erstenmal knurrt, ist Frühmittag u. s. w.

Einmal haben sie im Häusel eine sehr verläßliche Schlag- und Repetieruhr gehabt. Noch beim alten Besitzer. Am Frühmorgen, als er aufwachte, hieb er mit seiner Lederhose aufs Weib hinüber: „Aufsteh!" Duselte sie weiter, so hieb er ein zweitesmal. Diese gute Schlaguhr ist auch schon längst kaput.

Bequem that sich's, als noch die Ratten im Hause waren. Vor ein Uhr nachts kam keine. Als sie anhuben über die Bettdecken zu kraspeln oder gar zu suchen, ob nicht irgendwo eine wohlschmeckende Zehe herausstünde, war's ein Uhr. Man konnte dann die langbeschwänzten Ungetüme ruhig verjagen, oder sie krabbeln und beißen lassen, man konnte wieder einschlafen oder wachbleiben, zum Schutzengel beten oder die Langbeschwänzten verfluchen — ganz wie man wollte.

Doch häufiger als Ratten werden in jenen Gegenden Bergspitzen zu Zeitanzeigern benützt. So giebt es ein Neunerhorn, eine Zwölferspitze, einen Mittagskogel u. s. w., weil zu gewissen Jahreszeiten zur genannten Stunde die Sonne gerade über der betreffenden Bergspitze steht.

Die Sanduhr kennt der Bauer nur vom Rippenhans her, der in der einen Hand die Sense, in der andern die Sanduhr hält, um anzudeuten, daß er ein fleißiger Mähder ist, aber auch Feierabendzeit wahrzunehmen pflegt. Diese gemütliche Auslegung eines Spaßvogels hat ihm eine Rüge eingebracht: Mit dem Tode solle man keinen Scherz treiben und manchem würde solches Spaßen wohl vergehen, wenn er wüßte, wie tief seine Sanduhr schon abgelaufen sei.

Nun, meinte jener, dann wird's eben Feierabend — was weiter? — Freilich, weiter nichts.

Anstatt Sand weiß man nötigenfalls das Wasser als Uhr zu verwenden. Wer einen gleichmäßigen Hausbrunnen hat, der braucht bloß den Eimer vollrinnen zu lassen, um ein bestimmtes Zeitmaß zu finden, in welchem das Gefäß sich füllt. Der Zoisbauer in Rachnitz hatte sein Mühlrad so eingerichtet, daß es nach jedem dreihundertsten Umlaufe durch eine Schnur im Wohnhause einen hölzernen Hammer an die Wand schlagen ließ und das geschah fast genau nach jeder Stunde. Der Übelstand dabei war nur, daß bei Hochwasser, welches sonst keine Kurzweil zu machen pflegt, die Stunden rascher vergingen, als in trockener Zeit.

Mancher, der eine schlechte Uhr hat, läßt sie stehen und geht selber. Tausend Schritte — eine Viertelstunde, aber da darf hinten kein Steueramtsbote nachlaufen, sonst finge die zweibeinige Uhr an, bedeutend vorzugehen. Nach solcher Uhr kommt es auch, daß man mit gutem Schick den Unsinn sagen kann: Der Weg ist eine Stunde lang! Hingegen darf einer nicht behaupten, daß er zwei Meilen lang im Wirtshause gesessen sei, außer er wäre die Strecke in einem Restaurationswagen gefahren.

Die Tiere verstehen manchmal auch etwas von der Zeit. Wenn die Amsel anhebt zu singen, wenn die Frösche aushüpfen, wenn die Bienen einfliegen, wenn die Hühner aufsitzen, so bedeutet das gewisse Tagesstunden. Mit dem Kuckuck aber ist's nichts, außer er würde sehr zahm gemacht, aus Holz geschnitzt und in eine Schwarzwälderuhr gethan; der wirkliche Kuckuck schreit im Frühjahr den ganzen Tag seine Tugenden aus, um sich nachher des

Abends in das Nest einer befreundeten Familie zu setzen. — Nein, diese Kuckucksuhr geht nicht richtig.

Ein beliebtes und verbreitetes Zeitmaß ist das Vaterunser und der Psalter. „Ein Vaterunserlang" hört man oft sagen und bedeutet das etwa eine drittel Minute. Ein Psalter, der aus drei Rosenkränzen besteht, entspricht einer Stunde, natürlich geht auch diese Uhr nicht genau, weil die Räderwerke zu verschieden sind.

Im Landvolk geht die Sage, daß die Stadt Rom der Mittelpunkt der Welt sei. Und mitten in der Stadt Rom stehe eine runde, sehr hohe Säule aus schneeweißem Marmor. Und jedes Jahr am 21. Juni um zwölf Uhr mittags stehe die Sonne so genau senkrecht über der Säule, daß diese ringsum gleich weiß und gleich heiß sei und nicht den allermindesten Schatten werfe. Das sei zwar nur einen Augenblick so, aber in diesem Augenblicke würden alle Kirchenuhren der ganzen Welt auf Punkt Zwölf gerichtet — nach der Marmorsäule zu Rom. — Diese Wahrheit hat zwei Seiten, auf der einen ist sie richtig. Die Kirchenuhren gehen thatsächlich überall nach Römerzeit, und wenn sie nicht allzusehr nachgehen oder gar stehen bleiben, so ist dagegen nichts einzuwenden.

Also möchte man da noch weiter erzählen und plaudern von mancherlei Dingen, die — wenn es sein muß — als Zeitmaß benützt werden können. Ich will aber nur von einer Uhr noch sprechen, von einer höchst merkwürdigen Uhr. Dem Studentl hat sie gehört.

Wer ist das Studentl? Vielleicht, daß es selber interessanter ist, als seine Uhr. Es mag schon sein, wenigstens hat sich die Lieserl für das Studentl interessiert. Wer ist die Lieserl? Vielleicht, daß diese noch interessanter

ist, als das Studentl! Ja, das will ich meinen. Die Lieserl ist die Schlägelhoftochter zu Kirchberg, ein bildsauberes Dirndl. Ich könnte jetzt die nicht mehr ungewöhnliche Wendung machen und sagen, sie ist die gute Stunde selber, und wir wären gleich wieder bei der Uhr. Denn das Studentl fragte sie thatsächlich, wann er der guten Stunde teilhaftig werden könne, an ihrem Kammerfensterlein zu stehen? Zuerst natürlich foppte sie ihn eine Weile und antwortete, am Fensterlein könne er alleweil stehen, Tag und Nacht, das sei sein freier Wille, aber die Leute müsse er in Fried lassen. — Vollkommen in Fried! versicherte das Studentl, nur ein bißchen an die Glasscheibe wolle er klopfen. — Dann sei es vor zehn Uhr abends nichts! sagte sie ihm rundweg, denn vor zehn Uhr wache der Vater noch.

Das war ganz in Ordnung. Gleich am nächsten Abend wollte das Studentl — der Pflegersohn auf Vakanzen war's — sein Glück probieren. Um neun Uhr verließ er seines Herrn Papas Stube, um das gewohnte Bett zu suchen im Stadl. Es war schon dunkle Nacht. Der Schlägelhof mit dem Fensterl war so sehr in der Nähe, daß man dessen Hausbrunnen rauschen hören konnte im Stadl. Nun sollte der holde Knab eine Stunde lang Geduld haben. Ein Knab, ein Studentl und Geduld! Gemach doch! Sind die langen Epochen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit vergangen, so wird in der neuesten Zeit eine Stunde wohl auch noch vergehen. Aber Herr Knabe, wir haben ja gar keine Uhr! Wie soll man's denn erfahren, wann's zehne ist? Zu früh anklopfen ist gefährlich, und zu spät anklopfen ist schade. Um jede Minute ist es schade nach zehn Uhr! — Es fällt ihm das Zählen ein, das Takthalten,

und richtig auch das Vaterunserbeten, aber all das scheint ihm unverläßlich. Auf einmal hat er's. Der Puls! Vom Bader her weiß er's, daß ein erwachsener gesunder Mensch in der Minute achtundsechzig Pulsschläge habe. — Das ist ja prächtig! denn wir sind erwachsen und wir sind gesund — also eine vollkommen richtig gehende Uhr. In Rock und Stiefel, wie er ist, legt er sich ins Heu, legt die Finger der rechten Hand an die Pulsader der linken und hebt an zu zählen. Viertausend Pulsschläge, und dann ist's Zeit.

Jetzt wurde es aber höllisch langweilig. Schon das erste Tausend wollte gar nicht zu Ende gehen. Mit den lebhaften Vorstellungen kommender Dinge wuchs von Minute zu Minute die Ungeduld. — Er werde leise hinschleichen, vorsichtig auf den Mauervorsprung steigen, zärtlich ans Fensterlein klopfen. Dieses geht auf, die Lieserl flüstert natürlich, er solle Fried geben und in sein Bett gehen, und Nachtluft in die Kammer wehen lassen, das sei ungesund und das dürfe nicht sein. Er aber wolle die eine Hand so in den Falz legen, daß sie das Fenster nicht schließen könne, mit der andern Hand wolle er ihr Köpfchen heranziehen und dann seine Lippen fest und für längere Zeit auf ihren roten Mund drücken. — Unter so schönen Vorahnungen vertobte das zweite und das dritte Tausend leidlich schnell. Während des vierten hatte er selbstverständlich noch immer seine Lippen auf ihrem roten Munde; das schien sich ordentlich aneinander festgesogen zu haben.

.... Endlich .... Viertausend!

Das Studentl springt auf, steigt rasch die Sprossenleiter hinab und eilt über den Anger zum Gehöfte. Er

schleicht leise am Brunnentrog vorüber, steigt vorsichtig auf den Mauervorsprung, klopft zärtlich ans Fensterlein. Es geht nicht auf. Nach dem zweiten Klopfen geht's auch noch nicht auf. Nach dem dritten geht es sachte auf und das Dirndl flüstert heraus, er solle Fried geben und schlafen gehen! Das Studentl aber legt die Hand in den Fensterfalz und —

„Ist heut mehr keine Ruh bei der Nacht?!" schreit plötzlich eine grausam brutale Männerstimme, zwei derbe Arme umfassen von rückwärts den schönen Knaben, reißen ihn vom Fenster weg, tragen ihn zum Brunnentrog und tauchen ihn tief ins kalte Wasser. —

Darum, ihr lieben erwachsenen und gesunden Burschen, hört mich an: Ich habe nichts gegen den Puls als Zeitmesser, denn das ist richtig, sobald er aufhört zu schlagen, ist die Zeit aus. Doch merket euch, unter Umständen kann diese Uhr schrecklich vorgehen. Nehmt euch in Acht vor Liebesgedanken! Der Puls von siebzig steigt leicht auf achtzig, neunzig und höher, die viertausend sind schnell herabgeklopft; wenn ihr zum Fensterl kommt, ist es kaum erst dreiviertel auf Zehn, da wacht der Vater noch, packt euch von hinten und schmeißt euch in den Brunnentrog.

Ist freilich das beste Mittel, um den beschleunigten Puls wieder zu beruhigen.

Winterabende.

Vor einiger Zeit las ich einen sogenannten kulturhistorischen Aufsatz, in welchem dargethan wird, daß vor ein paar hundert Jahren noch an den Winterabenden die Deutschen in

ihren Wohnungen sich vor Kälte nicht zu schützen wußten, daß es an solchen Abenden sehr öde und ungemütlich gewesen sei und daß man sich nur im geschützteren Bette einigermaßen zu trösten gesucht habe. Das ist ein recht verständiger Kulturforscher, der so schreibt! Vielleicht, daß uns moderne Pfründner gefröstelt hätte bei den offenen Kaminen und knisternden Herdfeuern der Vorfahren, sie selbst sind aus Wärmebedürfnis keine Nesthocker gewesen. Ich behaupte, daß selbst vor tausend Jahren, als noch keine Fußdiele und kein Fensterglas und kein Federbett war, die Germanen weniger gefroren haben, als wir verweichlichten blutleeren Schemen einer Kultur, welche die Menschenwohnungen zu Treibhäusern gemacht hat mit 15 Grad Wärme im Stiegenhaus wie im Boudoir.

Seine Bedürfnisse zu decken, das hat der Mensch zu allen Zeiten verstanden. Hat er sich gegen rauhe Luft weniger sorgfältig abgeschlossen als heute, so ist er gegen sie eben weniger empfindlich gewesen.

Ich bin noch nicht zweihundert Jahre alt, habe auch nichts aus Büchern, und doch kann ich vielleicht annähernd angeben, wie unsere Vorfahren gewohnt haben und auch, wie sie ihre Winterabende zuzubringen pflegten. Ich bin in meiner Jugend in vielen oberländischen Bauernhäusern gewesen, die mehrere hundert Jahre alt waren, und die Leute, die darin wohnten, und ihre Verhältnisse hatten sich seit Jahrhunderten auch nicht viel verändert.

Es gab nicht leicht etwas Gemütlicheres, als einen Winterabend in einem alten großen Gebirgsbauernhause. Draußen das Stürmen und Stöbern, daß die Dachlatten klappern, oder die eisige Kälte, daß der Schnee winselt unter den Tritten des letzten Heimkehrenden. Das Haus

ist noch eines jener alten Art, in welcher Wohnstube, Ge-
sindestube und Küche ein einziger ungeteilter Raum sind.
Auf dem großen Kochherde brennt das offene Feuer, um
welches die Töpfe des zu bereitenden Abendmahles stehen.
Die siedende Milchsuppe, die kochenden Erdäpfel, das bro-
delnde [illegible]. Der obere Teil der Stube ist erfüllt
von grauem Rauche, der sich durch den Holzschlauch,
oder zur offenen Thür hinausstreicht. Die Stube hat näm-
lich ihren Rauchhimmel und wenn der lange Hans von
der Bank aufsteht, so ragt sein Haupt in die Wolken
hinein, wovon er aber weiter kein Aufhebens macht. „Das
Fleisch muß geselcht werden, wenn es aushalten soll!“ Zur
offenen Thür geht's kalt herein, geht's „frisch“ herein,
wie sie sagen, gut, so setzt man sich an den geschützteren Tisch
oder hinter den Ofen. Sobald das Feuer niedergebrannt
ist, hört der Rauch auf, die Thür kann geschlossen werden
und nun wird's warm. Wißt ihr, was das ist, die Herd-
glut? Wenn Holz verbrennt, so giebt's Asche; es gehört
eine besondere Geschicklichkeit dazu, eine Glut zu machen,
die rauchlos, rot leuchtend und rein viele Stunden lang
glüht. Die Hausmutter versteht sie zu richten und zu hüten,
aber auch auszunützen. Entweder sie brät in der Herdglut
Erdäpfel, Rüben oder Obst als besonderen Leckerbissen,
oder Maiszapfen, oder gar Forellen. Oder sie stellt eine
Pfanne darüber und schmort Nocken oder Schmalzmus oder
Sterz, und der wohlige Duft durchzieht die Stube, den ge-
sunden Appetit so recht auffrischend, der bald befriedigt
werden soll.

Neben dem Tische steht ein Gestell mit einem eisernen
Zwickhaken, in welchen der brennende Kienspan gezwickt
wird. Diese Kienspanflamme giebt dem Tische und Um-

gebung ihr rotes, warmes, freundliches Licht. Manchmal muß sie geputzt werden, des weiteren brennt sie ruhig den Span entlang. Die Kohle des Spans giebt allerhand Anregung; ringelt sie sich, so steht für jemand im Hause Verdruß bevor, zwieselt sie sich, so steigt noch am selben Tage ein Fremder zur Thür herein; streut man Salz in den Zwiesel, so muß der Eintretende sich am Rücken kratzen. Knistert die Kohle oder pfeift sie gar, so rufen arme Seelen im Fegefeuer um Hilfe. Springt die Kohle plötzlich von der Flamme ab, so macht irgend ein Verlobter oder eine Verlobte im Hause einen „Seitensprung". Häufig geben solche Zufälligkeiten dem Gespräche der Anwesenden Wendung, Gehalt und Witz.

Der Hausvater deckt den Tisch und macht Brotschnitten für die Suppe. Die Knechte sitzen an den Bänken herum, richten ihre Pfeifen oder bereiten die Arbeit vor, die nach dem Nachtmahle zu verrichten ist. Die Mägde haben noch über und über zu thun am Herde oder im Stalle. Unter der Bank hockt die Katze und spinnt, oder der Hund, und knurrt manchmal ein wenig, damit man seiner nicht vergesse, wenn die Suppe fertig ist. In der Nische unter dem Herde oder hinter demselben, oder oben auf der rußigen Asen hocken die Hühner.

Nun kommt die dampfende Suppenschüssel, das laute gemeinsame Gebet, dann setzen sich alle zusammen um den großen Tisch, der Hausvater, die Kinder, das Gesinde, endlich hat auch die Hausmutter Zeit. Die Hausmutter hat vor lauter Thätigkeit und Umschau selten für etwas Zeit, am wenigsten fürs Essen; sie braucht auch fast nichts, sie lebt vom Kochen.

Das Essen geht langsam und mit einer gewissen

Feierlichkeit vor sich, obzwar der Jungknecht manchmal ein vorwitziges Späßchen lispelt und die Jungmagd ein wenig kichert. Gesprochen wird übrigens beim Essen nicht viel. Jeder schaut gelassen auf seinen Vorteil in der Schüssel. Die Kinder schweigen ganz; ältere Dienstboden, wenn sie schon länger im Hause sind, behandeln den Hausvater und die Hausmutter wie ihresgleichen und werden auch wieder so behandelt. Es giebt nicht viel Unterthänigkeit, und doch herrscht durchwegs patriarchalischer Geist und patriarchalische Zucht.

Nach dem Nachtmahle ist es etwa acht Uhr geworden. Der Hausvater bleibt am Tische sitzen. Vielleicht auch untersucht er ein oder das andere Fenster, ob irgendwo kalte Luft hereinbläst. In diesem Falle schließt er den Schuber sorgfältiger oder verstopft mit dem Messer ein loses Spaltchen mit Moos oder Werg, wie ja überhaupt alle Fugen mit derlei wohl versehen sind.

Die Knechte holen sich von der Asen die gebähten Kienscheiter, um davon die Leuchtspäne zu klieben, die dann in Buschen zusammengebunden und auf dem Dachboden aufbewahrt werden, bis sie durch das Abliegen die richtige Eigenschaft bekommen zu einem schönen, behaglichen Spanlichte für den nächsten Winter.

Die Mägde holen ihre Spinnräder hervor, auch die Hausmutter das ihre, und also ist in der warmen Stube jene behagliche Thätigkeit, die weitaus süßer und erfrischender ist, als das Faulenzen. Da unter den Bewohnern des Hauses zumeist ein gutes Einvernehmen herrscht, so kommen sie nun ins Plaudern und Fabulieren, daß es eine Freude ist. Die Männer wissen Märchen, Schwänke, Räuber- und Geistergeschichten, bei denen sich

die Weiber so stellen, als ob ihnen das „Gruseln“ käme, was aber nicht wahr ist, weil sie solcherlei längst gewohnt sind und nicht mehr dran glauben. Diese Dirndln haben mehr Courage, als sie scheinen lassen wollen; wenn sie manchmal wo noch so zimperlich thun, sie fürchten sich nicht so leicht vor etwas und wissen sich schon zu helfen. Die Buben thun auch gerne „Ratseln“ aufgeben, es wird ihnen aber jedes aufgelöst und sie bekommen dann von den Dirndln etwelche zurück, die sie nicht auflösen können, so daß sie die Gefoppten sind.

Nun heben die Weibsleut noch etwas anderes an, sie wissen schöne Lieder, sie haben gute Stimmen, sie „können fein zusammen“, so wird gesungen. Der Josel mag mit seinem „Stinktiegel“ noch so dampfen neben der Kathel, ihr verschlägt's die Stimme nicht; ihre Kehle ist fest und tüchtig wie eine Trompetenmuschel und gar nicht zu verderben.

Wäre nun das Plaudern, Erzählen und Singen erschöpft und die Schlafenszeit noch nicht da, so gäbe es noch anderes: Gesellschaftsspiele, Scherze und Possen. In Spinnstuben und Heimgärten kommen gesellige Nachbarsleute zusammen, aber auch wo das nicht der Fall ist, haben die Bewohner eines Bauernhauses an Unterhaltung und Ergötzlichkeit keinen Mangel.

Und wenn erst der Hiesel anrückt mit der Zither, oder der Seppel mit der „Maulwetzen“, oder der Michel mit der „Dudelpfeifen“, oder der Wastel mit dem „Hackbrettel“, oder der Thomerl mit der „Klampfen“, oder der Jochel mit der „Maultrommel“ (im Bauernhause steckt in jeder Fuge Musik, abgesehen von der, die der Wind macht, wenn er etwa doch durchpfeipft), und jetzt wird's lustig

und es will viel sagen, wenn die jungen Füße nicht rebellisch werden. — Nein, an Langeweile verkommen sie nicht.

Endlich ruft der Schlag der neunten oder zehnten Stunde zur Ruhe. Was nicht in der Stube schläft, das sucht seine Betten in anderen Kammern, im Stalle, auf dem Heuboden. Das Spanlicht in der Stube wird ausgelöscht, nur die Herdglut glost noch fort über Mitternacht hinaus, ja manchmal sogar bis zum Morgen, wo dann die Hausmutter daran ihr frisches Feuer entfacht für einen neuen Tag und ein neues Mahl.

Langschläfer sind die Bauern nicht, was thäten sie, wenn sie den Abend nicht zu nutzen, nicht angenehm zu machen wüßten!

Allerdings hat diese Schilderung die gute alte Zeit im Auge. So sehr man die „gute alte Zeit" bestreiten will, der Bauer hatte eine! Vor wenigen Jahrzehnten noch ging es ihm unvergleichlich besser als heute, und die alten, stattlichen, wohleingerichteten Bauernhöfe zeigen, daß der Bauer einmal „jemand" war! Und als es ihm noch gut oder wenigstens erträglich ging, da war er eben auch bei guter Laune, ließ seiner Gemütlichkeit freien Lauf, und gerade die Winterabende waren eine Pflegestätte der letzteren. Von dorther wird ein beträchtlicher Teil des deutschen Märchens und Schwankes, des deutschen Volksliedes und des deutschen Spieles kommen, denn das Volk, wenn es den ganzen Tag schwer gearbeitet hat, wird des Abends erst zum Dichter, Sänger und Schalk.

Heute haben manche Bauern zwar modern gebaute Häuser mit großen Fenstern, mit Federbetten, Wandspiegeln und

anderer Herrlichkeit, aber die Behaglichkeit und Gemütlichkeit wohnt nicht mehr drin. Heute haben sie ihre Sparherde, sparen aber nicht mehr; heute haben sie ihre Sofas, liegen darauf, aber nicht so gut, als einst auf der Holzbank; heute haben sie den künstlichen Fensterverschluß von Watte, der Meter zu sechs Kreuzer, und doch ist's windig, überall windig. Heute ist's aus mit jenen freundlichen Winterabenden im Gebirge.

Es hat ausnahmsweise ja auch einst in manchem Bauernhause Gift und Gall gesetzt, Streit und Hader und anderen Tort, und einzelne ungemütliche Gesellen hat's immer und überall gegeben. Im allgemeinen waren die Abende so, wie sie oben geschildert sind. Und einer, der einen Teil seines Lebens in der Bauernschaft zugebracht hat, der vergißt die idyllischen Stunden nicht wieder, er sucht sie in anderen Kreisen vergebens.

Und so ähnlich, wie unser altes Bauerntum gelebt, werden es auch die Vorfahren vor ein paar hundert Jahren gethan haben, in der Bauernstube wie im Bürgerhause, damals war der Unterschied zwischen beiden nicht so groß. Sofern sie von äußeren menschlichen Feinden nicht bedroht gewesen, die innere Unbehaglichkeit und Ungemütlichkeit wird ihnen nichts angehabt haben. Die Alten haben es viel besser als wir windigen Heimatlosen verstanden, sich im engen Kreise des Hauses wohl zu fühlen, ihnen ist bei ihrer rauchenden Herthaflamme wärmer und traulicher gewesen, als uns bei den schwedischen Öfen und dem „Elektrischen“, wo wir aus Mißmut und Langeweile vergehen, oder um schweres Geld uns Unterhaltungen schaffen, die uns erst recht verstimmen und unzufrieden machen. Wenn wir aber unzufrieden sind, so müssen wir darum

nicht annehmen, daß es auch die Alten gewesen. Sind wir schon klüger als sie, so waren sie doch weiser als wir.

Zur Weihnachtszeit.

Das Kreisstehen.

An einem Dezemberabend kam der Bettelmann zu uns ins Waldbauernhaus. Er war noch nicht betagt, war nicht mühselig, aber er bettelte. Er stehe sich beim Betteln besser, meinte er, als beim Arbeiten. Erstens sei im Winter bei den Bauern schwer eine Arbeit zu bekommen, zweitens sei das Holzhacken im Schnee weniger angenehm als das Sitzen in der warmen Stube als „Statthalter Gottes". Damit spielte der Schalk auf den Pfarrer an, der gerne predigte über den Text, daß der Herr Jesus heute noch auf Erden wandle, und zwar in Gestalt der Armen, und daß, was man den Armen thue, ihm selbst gethan sei.

Diese schöne Lehre der Barmherzigkeit verstand der Bremer-Sepp — wie er hieß — nicht übel auszunutzen und so saß er in den Bauernstuben herum, einmal am Herde, einmal am Tische, dann wieder neben dem Strohschaub, den er als Bett erhielt unter dem Ofen. Freimütig gesagt, waren aber die Bauern in unserem Alpel immer noch nicht evangelisch genug gesinnt, um eine solche Statthalterschaft recht zu schätzen, sie duldeten den Faulenzer aus einem anderen Grund. Etliche Wochen früher war der Bremer als Verabschiedeter vom Militär zurückgekommen. Seine Verwandten waren während seiner Abwesenheit gestorben, er fand kein Heim mehr, nachdem er zwölf Jahre lang bei

den Soldaten gewesen. Aber er wußte sonderlei Merkwürdigkeiten zu erzählen von der weiten Welt und aus seinem Leben als Tambour, er kannte auch viel wundersame Geschichten, Märchen und hatte allerhand Schnurren und Schwänke in sich, mit denen er die Leute an den langen Abenden gar köstlich unterhielt. Dem Hausvater war stets daran gelegen, daß die Knechte und Mägde beim Spänekliеben, Rübenabkräuteln, Krautschaben und Flachsspinnen nicht allzufrüh schläferig wurden und dann etwa von der alten Gewohnheit, um neun Uhr ins Bett zu gehen, Gebrauch machten. Der Bremer packte seine „Faxen" aus, sie bewunderten, sie lachten, sie schauderten und blieben oft bis gegen Mitternacht bei der Arbeit.

So hat sich der „Statthalter" erklecklich ausgezahlt und wir, die jüngeren, hatten an dem vielerfahrenen Manne einen lustigen Lehrmeister, dem besonders ich etwelches zu verdanken habe; manche meiner Geschichten, die erst in späten Jahren reif geworden, hat damals der Bremer gesät. Wenn der Bettelmann Gefahr witterte, daß er am nächsten Tage mit seinem Tragkorbe höflich weitergeschickt werden könnte zum Nachbar, so hub er am Abende zuvor eine gar wunderbare Begebenheit an zu erzählen und verschob die Fortsetzung auf den nächsten Abend. In alten Zeiten hat diesen Spaß schon die berühmte Scheheraade erprobt, heute wiederholen ihn die Zeitungen, er bewährt sich immer und den Bremer haben sie nirgends fortgeschickt, bevor er eine merkwürdige Geschichte zu Ende erzählt.

So war der Bremer Sepp also auch bei uns eingetreten mit der artigen Bitte, er möchte seine verfrorenen Beine gerne ein wenig wärmen, an dem Herdfeuer. Meine Mutter riet ihm das Schneeschaufeln, das mache auch warm.

„O, meine liebe Waldbäuerin!“ rief der Bremer, „warm macht's freilich, aber helfen thut's nichts; schaden thut's. Die sündteuren Schaufeln wetzt man dabei ab und morgen schneit es doch wieder alles zu. Und wenn's nicht zuschneit, so ist's noch schlimmer bei der unsicheren Zeit, wo die Schelme und Räuber frei truppenweise umherziehen bei der Nacht. Sich gut in Schnee einmauern lassen und das Haus mit Mannerleuten besetzen, auch mit solchen, die von Wehr und Waffen was verstehen, ist das allerbeste, was gescheite Waldbauersleute thun können.“

Wir im kargen Waldbauernhause hatten zwar nie besonderen Anlaß, uns vor Räubern zu fürchten, doch aber mochte meine Mutter gedacht haben: weil er gar so schlau schwatzen kann, mag er halt sitzen bleiben in der Stube. Gut schwatzen muß man auch lohnen. — Saß also der Bremer noch am selbigen Abende beim Ofen und saß eine Woche später auch noch beim Ofen.

Wir hatten ihn recht gern, er war auch außerhalb seiner Schnurren ein ergötzlicher, ganz artiger Mensch. Und gar nicht übel anzusehen! Die blaue Soldatenhose hatte er an und die graue Holzmütze auf, unter welcher an beiden Ohren die schneidigen Lockensechser, hübsch glatt gewichst, hervorstanden. Er hielt was auf sich und that sich täglich an den Backen und dem Kinn rasieren, auch hinten am Nacken; weil er dorthin selbst nicht gelangen konnte, so mußte ihm unser Altknecht die goldigglitzernden Härchen wegkratzen. Das Schnurrbärtlein ließ er stehen und spitzte es mit Schusterpech scharf auf, daß es nach beiden Seiten ganz bajonettartig in die Luft stach, gleichsam wie eine Waffenbereitschaft, für den Fall ihn eines unserer Dirnlein plötzlich küssen wollte. Ob eine solche Gefahr bestand, das

weiß ich nicht, wenigstens hat er sie nicht selbst heraufbeschworen. Für einen dreiunddreißigjährigen Soldatenabschieder that er spottwenig um mit den Dirnlein. Höchstens guckte er manchmal der einen so ein bißchen schiefwinkelig nach, der Stallmagd Christina. Und siehe, diese Christina hatte einen großen Abscheu vor dem hübschen Bettelmann. Sie war sonst ein rundes, gutmütiges „Leutel", aber wenn ihr der Bremer in die Nähe kam, da wurde sie ganz eckig, spitzte die Ellbogen und war aufgeregt wie eine Henne, wenn der Geier nicht weit ist. Sie ließ ihm auch ihre Verachtung merken. Der Bremer aber schmunzelte ihr nach und drehte an seinen Bartspitzen.

Und als der Mann so eine Woche bei uns im Waldhause gewesen war, da kam das heilige Weihnachtsfest. In der Christnacht verließ alles, was gehen konnte, das Waldhaus und ging über die weiten Höhen hin zur Kirche von Fischbach, wo ununterbrochen die Glocken läuteten, bis, wie man sagte, der letzte herauskam vom hintersten Graben. Aus fernem Thal her kam hin und wieder ein leiser, halbverlorener Glockenklang auch zu uns herauf. Es war eine helle Mondnacht, nur bisweilen flogen Wolkenfetzen vorüber und verdeckten das stillheitere Rundgesicht am Himmel. Unser waren ein ganzes Rudel, die Burschen, die Dirnen; Vater und Mutter nur waren daheim geblieben, um das alte Haus zu hüten. Der „Statthalter" war auch bei uns und brachte wieder Schnurren vor. So wußte er vom Teufel zu erzählen, der in der Christnacht mit dem Fünfguldenbeutel umgeht, den er solchem, der ihm die Seele verschreibt, zum Angebinde verehrt; von den Tieren, die in dieser Nacht in menschlicher Sprache sich ihre Leiden klagen, die sie das Jahr hindurch von den argen

Menschen auszustehen gehabt, und auch von den Wolken, die jedem, der so was zu lesen versteht, alle Bevorstehungen des kommenden Jahres an den Himmel schreiben.

Die Stallmagd Christina entrüstete sich stumm über derlei Frevel, die Weidmagd hingegen war auf ihre „Bevorstehungen“ besonders neugierig, sie fragte daher, wie das wäre.

„Ja, mein Schatzerl, das ist so!“ belehrte der Bremer und drückte sich eng unter die Leute. „Da müssen wir aufpassen, wenn ein Kreuzweg kommt. Am Kreuzweg müssen wir uns alle aufstellen im Kreis und gegen Himmel schauen, was die Wolken für Figuren machen, und auf die Baumäste horchen, ob sie kraxen. Da werden wir schon etwas erfahren. Seid ihr dabei?“

Wir waren alle dabei. Auf der flachen Höhe des Waldes angelangt, sahen wir im Mondenlicht den Pfahl, welcher mit drei Armen hinauswies gen Stanz, gen Sankt Kathrein und gen Fischbach. Der Bremer kommandierte uns in Reih und Glied eines Kreises. Ein alter Kohlenbrenner aber war mit, der lief seitab, hielt sich Augen und Ohren zu: er wolle nichts wissen. Das Unglück, wenn eins bevorstehe, erfahre der Mensch immer noch früh genug.

Wir andern standen im Kreise, immer ein Bub und ein Mädel aneinander, und hielten uns an den Händen, und schauten in den Mond, an welchem die Wolken zogen. Für jeden und jede besonders wurde wahrgesagt und der Bremer wählte die Leute und deutete die Dinge. Mit dem Altknecht hub es an, da stand der lachende Mond rein und die Wolken wichen ihm aus. „Der Altknecht hat siebzig Gulden Jahrlohn, da wird freilich der Himmel nicht trüb werden,“ sagte der Bremer. Als es die alte

zahnlückige Liesel galt, die gern keifte, da versteckte sich der Mond rasch hinter eine dichte Wolke. „Ist ohne weitere Auslegung verständlich," sagte der Bremer. Beim Feldbuben Hans bildete die Wolke über dem Mond eine Art Sack, der aber sachte zusammenschrumpfte. „Wird auch aufs Jahr Karten spielen, der Hansel," sprach der Bremer. Beim Ochsenknecht kam ein großes Ungeheuer heran, that den Rachen auf und fraß den Mond. Dieses Zeichen wußte der Bremer nicht zu erklären. „Wenn man sich heutzutage noch dem Teufel verschreiben könnte, so möchte ich an so etwas denken," sagte er. Wir mußten es der Zeit überlassen, was sie über den Ochsenknecht verhängen würde. Bei der Stallmagd Christina, die sich widerwillig in den Kreis gestellt hatte, hub ein helles Hallo an! Gerade unter dem Monde spielten die Wolkenzipfel so, als ob ein Männlein und ein Weiblein nebeneinander ständen und sich die Hände reichten. „Heiraten wird sie," sagte der Bremer in dumpfem Tone. Da schrie die Christina auf: „Ich mag nit heiraten!" riß aus und lief wegshin. Aber sie wendete sich um, denn noch hörten wir ihre helle Stimme: „Keinen Faulenzer mag ich nit! Keinen Menschen, der kerngesund ist und seine geraden Glieder hat und nit arbeiten will, den mag ich nit! Die starken Händ' zum Betteln aufhalten, pfui Teufel! Und wenn's das einzige Mannsbild wär auf der Welt, und wenn er in Guld und Edelgestein gefaßt wär, und wenn er so schön wär wie der Adam alßer neuer, wie ihn Gott derschaffen gehabt hat; wenn er nit arbeiten thät, wenn er nur schmarotzen wollt, so möcht ich ihn nimmer und nimmer zu meinem Mann. Gute Nacht allmiteinand!" Und dann war sie in den Waldweg verschwunden.

Etliche von uns lachten, andere schauten auf den

Bremer. Der Mond macht zwar alle roten Gesichter blaß, aber dem Bremer-Sepp seines war jetzt ausnehmend fahl; wie der hölzerne Wegweiser daneben, so starr stand er da und endlich sagte er leise und langsam: „Das ist ein verfluchtes Weibmensch, diese Christina, aber — — recht hat sie!“

Und dann ist er ihr nachgegangen. Denn dumm war er nicht, wußte auch, was er wollte. — Wer hat ihr denn gesagt, daß sie just den „Faulenzer“ nehmen sollte? Das hatte der Mond nicht gesagt, und sonst auch niemand. Ei, doch! Einer hatte es gesagt, aber ganz heimlich, in stiller Nacht, nur zu sich allein gesagt, und das war er selber, der Sepp. — Und die Christina hatte sich jetzt gottlos verraten. Die muß schön viel an ihn denken, wenn ihr kein anderer einfällt, den sie — nicht heiraten will!

Kurze Zeit darauf stand die Wegzeigersäule wieder allein auf der Waldhöhe und das Wolkenspiel fuhr fort, die künftigen Geschicke den Menschen an den Himmel zu zeichnen.

Ob es aber auch zutrifft?

Ein Jahr darauf, als wieder Weihnachten kam, hatte der Ochsenknecht sein arm Dirnlein verlassen und in einen großen Bauernhof geheiratet. Aber in diesem Hofe, neben dem Geldsack, saß ein Drache, die alte Bäuerin, der er sich hatte verschreiben müssen mit Leib und Seele. Er war nicht mehr Ochsenknecht, er war ein reicher Großbauer, manchmal aber schaute er trübselig in die Wolken auf und am Himmel sah er Ungeheuer.

Und der Bremer-Sepp? Der hatte ein Kleinhäusel gepachtet, im Frühjahre den Acker gepflügt, Korn gesät und Kartoffeln angebaut. Und dann war er eines Tages zu

uns gekommen — wieder als Bettelmann. Nicht mehr bettelte er um einen Sitz am warmen Ofen, nicht mehr um eine warme Suppe, er bettelte um die Stallmagd Christina, die freilich auch nicht kalt war. Zuerst schmetterte sie ihm unter glühendem Augenleuchten sein bisheriges Vagabundenleben ins Gesicht, dann nahm sie ihn. Denn sein Korn stand schon im Grünen und die Kartoffeln huben an zu blühen, so brauchte er weiter nicht ein Wort zu sagen, daß er auch arbeiten könne. — Die Gefahr zeigte sich erst wieder in späteren Jahren. Als die Kindlein erschienen waren, wollte er nicht mehr draußen ackern oder Holz schneiden, wollte lieber in der Stube bei den Kleinen sitzen und ihnen allerlei Geschichten erzählen und Schnaken vormachen, weil sie gar so fröhlich dabei lachten. — Da sah er einmal bei einem Kreisstehen in der Weihnacht, das er nach altem Brauche gerne noch trieb, am Himmel ein seltsam Spiel. Die Ruine eines Hauses und eine Gruppe von gar verkümmerten Bettelleuten, die unter einer Riesenpeitsche sich in Fetzen lösten. — Da ging er hin, arbeitete mit neuem Eifer und die heiteren Schwänke hob er sich für den Sonntag auf.

Seither sind mehr als dreißig Jahre verflossen. Der alternde Bremer-Sepp kann wieder Kreisstehen, jeden Tag wenn er will. Der Kreis seiner Kinder und Enkel ist nicht klein und weist auf eine hoffnungsvolle Zukunft.

Das Dreikönigssingen.

Die Bergeinsamkeit bringt an den Menschen eine ganz andere Art geistigen Lebens hervor, als etwa das be-

völkerte Thal, durch welches Eisenbahnen ziehen, oder vollends wie die Großstadt. Eine aus der Einsamkeit hervorgegangene geistige Welt ist aber dunkler als die andere ist blutwärmer und beständiger. Sie ist auch künstlerischer. Sie lebt in Gestalten, dramatischen Vorgängen und in Stimmungen. Jedoch im Laufe der Zeit entflieht daraus der Geist, die ursprüngliche Idee, und oft fast allein zurückbleibt die Form, die trotz ihrer Inhaltslosigkeit Jahrhunderte lang weiter geschleppt wird, die sich nicht an Menschen bindet, wohl aber an die Scholle.

So ist es mit vielen Volkssitten, anfangs waren die meisten religiösen Ursprunges, und heute zeigt uns eine starre Form nichts, als versteinertes Heidentum. Nur jene Volksgebräuche, die im Christentum sich verjüngt, die dem modernen Menschen und seinen gesellschaftlichen Verhältnissen sich angeschlossen hatten, bleiben auch im Geiste lebendig, und diese Sitten sind es, die Poesie in das herbe Dasein des Volkes tragen. Solche Gebräuche sind stets enge verbunden mit den religiösen Festen. Am reichsten hierin ist das Weihnachtsfest, das wie keines sonst dazu angethan, die seligen Geister der Nächstenliebe und des Wohlthuns aufzuwecken.

So kommt in manchen Alpengegenden das Weihnachtsingen vor. In den wohlhabenden Häusern und Großhöfen schwelgen sie bei ihren Christmahlen; am heiligen Abende ist ein fettes, am Christtage ist ein großes, mit oft mehr als einem Dutzend Gerichten, am Neujahrstage ist wieder ein üppiges, am Dreikönigsabende sind drei große Mahle nebeneinander. Bei diesem dreifachen Festmahle sind in der östlichen Steiermark zur Zeit meiner Jugend noch neun verschiedene „Koch“ (Breigerichte) aufgetragen

und verzehrt worden. Da hatten sich die Leute so voll gegessen, daß sie sich hernach gar nicht aufs Stroh legen konnten, die ersteren mußten sich, wie man sagte, mit Hilfe der noch Stehenden niederlassen, und der letzte mit Hilfe der langen Ofengabel.

Und während die in den wohlhabenden Höfen so schwelgten, hatten die in den armen Hütten oft kaum das Nötige. Aber da strich kein sozialdemokratischer Wind wie heute. Zwar versammelten sich die Armen und gingen in Rotten zu den reichen Höfen und heischten Brot. Aber wie liebenswürdig! Sie begehrten es nicht mit herben Worten oder gar mit Drohungen, sie ersangen es sich. Die Kinder der Armen, die gute Stimmen hatten, standen zusammen. Sie gingen hin, stellten sich auf vor der Thür des großen Hofes und sangen hell ein inniges, oft auch gemütlich heiteres Lied vom lieben Christkindlein, oder einen launigen Glückwunsch zum neuen Jahre, in welchem sie den Bewohnern des Hofes alles Gute und Angenehme willig waren: dem Hausvater einen guldenen Tisch und auf jedem Eck einen gebratenen Fisch, und in der Mitten ein Glasel Wein, das soll dem braven Hausvater zur Gesundheit sein. — Der Hausmutter ein junges Christkindel in der diamantenen Wiegen und ein Federbett, wo sie mit dem Kindel kann liegen und mit den Federlein in den Himmel kann fliegen. — Der Haustochter einen Bräutigam mit brinnroten Hosen, und in jedem Säckel eine Dukatendosen. — Dem jungen Haussohn eine resche Braut, die brav auf ihn schaut und auf Gott vertraut. — Den anderen mitsammen, „die mir nit nennen, wird Gott der Herr im Himmel derkennen, das wünschen wir all mit Hall und Schall zum Christkindeltag und zum neuen Jahr!"

In manchem Thale treiben sie es noch heute zu den Weihnachtsfesten. — Und weil die Kinderschar in vielen Gegenden auch die „heiligen drei Könige“ bei sich hat, zu welchen die drei Geschicktesten verkleidet werden, und weil sie auf langer Stange einen Stern vor sich hertragen, so werden sie auch Sternsinger genannt. Das sieht sich oft gar glänzend an, wenn die Wintersonne daraufscheint. Mit guldenen Kronen rücken die hungerigen und frierenden Kleinen heran unter dem Sterne. Und es ist ein guter Stern, unter dem sie heute wandeln. Aus jedem Fenster des reichen Hauses schauen ein paar Köpfe heraus, wohlgefällig den Aufzug betrachtend, die frischen Stimmlein hörend, und die Glückwünsche als gute Vorbedeutung für das kommende Jahr freundlich aufnehmend. An der Thür aber erscheint die Bäuerin und winkt, die kleinen Sänger und Sängerinnen möchten nur hineinkommen in die warme Stube, wo alles in Wohlgefallen ihrer harrt und wo das Hausbüblein in der Wiege begehrend seine Händchen ausstreckt nach der unerhörten Pracht.

In der warmen Stube geht es auch sonst gar nicht übel her, da giebt es Fleischknödeln mit Speckkraut, Schmalzkoch mit Zibeben, Krapfen mit Honig. Und ein großer blumiger Krug ist vorhanden, aus dessen Schnabel jedes einmal trinken darf. Nach dem Trunke wischen sie sich mit dem Handrücken den Mund ab und die Äuglein leuchten: Das ist gut gewesen!

Dann ziehen sie zum nächsten Hofe, vor dem sie wieder ihren Sang thun, bei dem sie wieder ins Haus geladen und bewirtet werden. Und was sie endlich nicht mehr essen können, das wird ihnen in Bündlein gepackt, damit auch

den Alten, die in den Hütten zurückgeblieben sind, an diesen Tagen Heil widerfahre.

Wenn in der Gegend ein Haus steht, das nicht in Ehren ist, so gehen die Weihnachtsänger an demselben vorüber und singen nicht. Und dieses stille Kindergericht wird manchmal schwer empfunden, und nichts Schlimmeres kann einem Hofe nachgesagt werden, als: Dem weichen die Weihnachtsinger aus! — Hingegen fühlt jedes ehrenhafte Haus die glückselige Stund, wenn es das göttliche Kind bewirten kann, welches da bei ihm eingekehrt ist in Gestalt der Armen! Und gesegnet, dreimal gesegnet eine Sitte, in welcher die christliche Nächstenliebe verklärend auf die soziale Frage fällt! Versöhnt mit ihrem Schicksale, weil sich sattgegessen, kehren die Armen zurück in ihre Hütten, und die „heiligen drei Könige" bergen Stern, Reichsapfel, Purpurmantel und Flitterkronen wieder in der Rumpelkammer, wo die Spinnen bald ihre Schleier weben über vergangene Herrlichkeit.

Dienstbotenleben.

Wenn alle Geister und Kräfte in Aufruhr sind, um zu gewinnen und zu genießen, ist es ein Wunder, daß auch die Arbeiter und die Dienstboten, unruhig geworden, sich an die große Tafel setzen wollen? Wenn sie ihr Los möglichst zu verbessern trachten, so haben sie recht, wenn sie aber mit schlechten Mitteln arbeiten, so werden sie kein Glück haben.

Da geht ein Arbeiter zum Dienstboten: „Du bist doch

nicht gescheit, daß du bei so geringem Lohn und so schwerem Dienst auf deinem Platz bleibst! Ich thäte es nicht, ich habe mir's besser gemacht und wir werden es noch weit besser kriegen. Komm in die Fabrik, da giebt's im Monat mehr Geld, als im Bauerndienst das ganze Jahr. Sonn- und Feiertags bist du dein eigener Herr und kannst in der Stadt was mitmachen. Ich wollt mir das junge Leben in der Bauernhütte verkümmern! Das wär auch mein Letztes. Sei gescheit, sag deinen Dienst auf und komm in die Fabrik."

Der Dienstbote schüttelt den Kopf, er sei auch auf seinem alten Platz soweit zufrieden und wolle dieweilen noch bleiben.

„Ja," schreit der Arbeiter, „wenn alle so denken, dann wird's nicht besser. Wir müssen zusammenhalten, du gehörst zu uns und du mußt mit uns halten, sonst kannst du noch einmal was Unangenehmes erfahren, paß auf!"

Solches wiederholt sich und manchmal in weit schroffeerer Tonart. Auf dem Hofe geht's ohnehin nicht immer nach Wunsch, endlich ist der Dienstbote locker und er geht in die Fabrik. Wir wollen seine zukünftige Laufbahn heute nicht weiter betrachten, hingegen einen Blick auf jene Zeiten und Gegenden wenden, wo das Dienstbotenwesen noch nach gutem alten Schlag ist.

Daß in den Bauernhöfen der deutschen Alpen der Dienstbote fast wie ein Familienmitglied gehalten wird, ist schon oft gesagt worden. Es bedeutet das zwar keinen besonderen Vorteil, denn auch die Bauernfamilie hat's nicht fein und faßt sich gegenseitig nicht fein an, aber es bedeutet, daß der Bauernknecht nicht wie ein Sklave behandelt wird, daß er einfach Bauer ist, nicht weniger und

nicht mehr, und daß er es recht gut wagen darf, sich in vorhinein für ein ganzes Jahr zu verdingen. Bei den Stadtherrschaften möchte ich dem Dienstboten ein Sichbinden auf so lange Zeit nicht raten!

In den städtischen Wirtschaften geschieht so ziemlich alles, was nötig ist, daß der Dienstbote im Hause fremd bleibe und seiner Herrschaft feind werde. Ausnahmen giebt es, im allgemeinen aber ist es bei den heutigen Einrichtungen ganz unmöglich, sich treue und beständige Dienstboten zu schaffen. Nur Eins: Die „gnädige Frau" ist mit dem Mädchen gewöhnlich zu grob und der „gnädige Herr" zu artig.

Bei den Bauern war das eher umgekehrt und es war besser.

Die Zeit ist noch nicht sehr lange vorbei, daß es in der ganzen Gegend Aufsehen erregte, wenn ein bäuerlicher Dienstbote vor Ablauf des Jahres den Hof verließ. Da war schon allemal was dahinter. Und der Bauer, der dann einen solchen Menschen aufnahm, ließ gut Nachfrage halten, bevor er's that. Daß ein Bauer dem Nachbar einen Dienstboten während des Jahres abspenstig gemacht hätte, wird man nicht oft gehört haben. Hingegen wurde alle Überredungsgabe, vieles Versprechen und manche List aufgewandt, um am Leihkauftag gutberufene Dienstboten ihrem alten Dienstorte zu entfremden und für einen neuen zu gewinnen. Je leichter das gelang, desto weniger war es der Dienstbote wert. Je fester Dienstboten an ihrem alten Platze hingen, desto höher stiegen sie auf dem Dorfe an Ansehen und Wert, desto lebhafter ward um sie das das Werben. Man schätzt nicht allein die Arbeitskraft, man schätzt auch die Treue. Die Anhänglichkeit war eine

fast selbstverständliche Tugend der Dienstboten. Mindestens zwei oder drei Jahre blieben die allermeisten auf einem Hofe. Dann kam's aber vor, daß der Knecht seinen Dienst kündete und auf die Frage des Bauers, warum er denn fort wolle, keine andere Begründung kund gab, als: „Mich g'freut's da nit mehr." Hatte er es einmal auf ein oder zwei Jahre anderswo versucht, dann war er für den ersten Hof leicht wieder zu haben und hielt nun oft viele Jahre aus. War einmal ein Dienstbote zehn Jahre lang auf demselben Platz, dann ging er selten mehr fort, blieb zwanzig, blieb dreißig, blieb vierzig Jahre, blieb sein Lebtag, war eine verläßliche Stütze des Hauses. Wenn endlich solch ein alter treuer Knecht arbeitsunfähig wurde, gab ihn der Bauer wohl nicht in die Einlege, sondern behielt ihn auf dem Hause, pflegte ihn nicht schlechter und nicht besser wie etwa seinen eigenen Vater im Ausnahmsstübel. Zu beneiden war er nicht, aber Bettler oder Spitalbruder war er auch keiner. Heute ist das vorbei, und das Einlegerelend ist keine Phrase. In jener Zeit der Dienstboten- und Bauerntreue wurde also die Gemeinde nicht sehr belastet mit Armen. Wenn es so einem alten arbeitsunfähigen Knechte einmal zu langweilig ward auf seinem Hofe, oder wenn er etwa gar beleidigt worden war — denn die Leutchen hatten ihre Empfindlichkeit und hielten auf Standesehre — so nahm er seinen Buckelkorb und ging in der Gegend umher ein wenig betteln. War er der Abwechslung an Brot, Nachtlager und Barmherzigkeit oder Grobheit satt, dann kehrte er wieder still heim in seinen Hof und teilte wohl gar unter den Hausgenossen die milden Gaben an Schmalz und Speck aus, die er für sich gesammelt. Die alten Mägde machten es auch so.

In meinem Heimatshause hatten wir eine alte, hinkende Magd, die schon lange nichts mehr that, als manchmal ein wenig Streu hacken, Rüben schneiden und derlei Beschäftigungen, wobei sie sitzen konnte. Wenn sich aber jemand den Spaß machte, sie ein wenig zu necken, sei es durch eine schalkhafte Bemerkung, sei es durch ein übertriebenes Kosewort, so nahm sie zornig ihr Körblein, packte mit aller Umständlichkeit ihre Sachen hinein und mit der Drohung, nie mehr heimzukommen, humpelte sie davon. Gegen Abend war sie wieder da und saß bei ihrer Arbeit wie sonst. Einmal hatten wir einen sehr bösartigen Knecht, der strich unserer alten Magd beim Rosenkranzbeten, als sie eingenickt war, mit Kohle einen Schnurrbart an und nachher sagte er, sie solle doch ein wenig ins Fenster schauen, wie sauber sie geworden während des Betens. Als die Alte in solchem Spiegel die seltsame Zier sah auf ihrem runzeligen Angesicht, ging sie ganz still hinaus. In der Küche wusch sie sich, stand dann lange auf einem Fleck, endlich hörte sie jemand leise sagen: „Wartet nur, ihr werdet es schon sehen!“ Dann packte sie ihre Sachen zusammen und ging fort. An demselben Abend ist sie nicht heimgekommen und auch am nächsten Tage nicht. Wir gingen aus sie zu suchen und erst am vierten oder fünften Tage wurde sie eingeholt bei Weiz, eine Tagreise von Alpel entfernt. Fast mit Gewalt mußte man sie zurückführen und daheim angekommen mußte der bösartige Knecht ihr eine Art Abbitte leisten und mein Vater sie versichern, daß ihr so etwas nicht wieder angethan werde in diesem Hause. Erst dann bequemte sie sich, das Gnadenbrot auf dem Hofe weiter zu genießen.

Um Lohn an Geld dienten und arbeiteten die Dienst-

boten jener Zeit eigentlich nicht. Eine Magd bekam gewöhnlich zehn Gulden Jahrlohn, ein Knecht zwanzig bis dreißig Gulden. Der Großknecht des reichen Obersteinhofes hatte fünfzig Gulden, er wurde deshalb mit Ehrfurcht betrachtet auf dem Kirchwege. Er trug ein seidenes Halstuch, eine Uhr mit Silberkette und auf dem grünen Hut einen Federstoß mit Gemsbart. Im Wirtshause trank er nur „Guldenwein", wovon die Maß einen Gulden kostete. Weiter war er auch nichts. Er ersparte sich nichts und kam als alter Mann in die Einlege. Der Geldlohn diente oft nur für Nebenauslagen und Anschaffung von Flitter; denn Kost, Kleidung, Wohnung und vollständige Verpflegung hatte der Dienstbote ja gänzlich frei und für diese Dinge arbeitete er. Die Arbeit war oft schwer, doch jene Arbeiter waren ihr nicht feind, wie die heutigen es sind, weil ja hier die Maschinenarbeit in der That danach ist, daß keine Liebe zu ihr aufkommen kann. Der bäuerliche Dienstbote hatte an seinen Leistungen eine gewisse Freude und die Arbeit als solche erhielt ihn gesund und herzfrisch. Er arbeitete um zu leben und lebte um zu arbeiten, und damit war er zufrieden. Er hatte seine tägliche Arbeit und weiter keine Sorgen. Darum waren die Leute damals noch lustig, und singen und jauchzen hörte man in der Gegend überall — das Geld war noch nicht Herr geworden, der große Unruhstifter und Herzvergifter. — Bis heute ist dort oben der alte Brauch noch nicht gänzlich abgekommen, erst vor Kurzem hörte ich von einer jungen Magd, die in einem Bauernhofe dient und einen Gulden Jahrlohn hat. Einen Gulden! Und sie soll willens sein, ihn in die Sparkasse zu legen als Notpfennig für die alten Tage. Diese Magd scheint also gar nicht einmal die Absicht

zu haben, in die Stadt zu einer Herrschaft zu gehen und eine gute Heirat zu machen.

Und in dieser Armut möchtet ihr die Leute festhalten? ruft der moderne Volksökonom. Wir antworten ruhig: Ja, in dieser Armut sollte man die Leute festhalten können. Denn das war eine Armut, die sie nicht sahen und nicht fühlten, bei der sie singen und jauchzen konnten und Lust hatten zu heiraten noch in alten Tagen. Gewiß, sie haben auch Verlangen gehabt nach Gut und Genuß, so sie an anderen sahen, aber sie waren stark genug, solches Verlangen zu bezähmen und es unschädlich zu machen für den Frieden ihrer Seele. Sie waren nicht so kindisch, um unglücklich zu sein, wenn ihnen ein Lieblingswunsch versagt blieb. Diese „Knechte" von damals, das waren andere Kerle, als die heutigen Jammerseelen, die ohne Luxusgaukel und Parteigezänke nicht mehr leben zu können glauben, weil sie trotz aller Freiheitsphrasen wirkliche Knechte ihrer Bedürfnisse und Launen sind.

Und ahnt ihr nicht, wie reich jene gewesen sind? Sie kamen gar nicht dazu, ihren Reichtum aufzubrauchen.

Beim Gregerbauer zu Krieglach diente eine Magd ununterbrochen zwanzig Jahre lang, dann erhielt sie von Amtswegen als Prämie für ihre Beständigkeit und Treue ein Sparkassenbuch zu hundert Gulden. Sie legte das Sparkassenbuch in ihre Gewandtruhe ganz zu unterst und diente weiter beim Gregerbauer. Und als sie noch eine Reihe von Jahren gedient hatte und anhub mühselig zu werden, gedachte sie ohne jeden Jahrlohn im Hause zu verbleiben. Sie gab mir das Büchel und ersuchte mich, gelegentlich ihr Guthaben in der Steiermärkischen Sparkasse für sie herauszunehmen samt den Zinsen, die vielleicht

auch schon etliche Gulden ausmachen dürften. Mehr als dreihundert Gulden konnte ich ihr bringen, sie warf beide Arme hinter den Rücken und rief, schenken lasse sie sich nichts und foppen lasse sie sich auch nicht! Es kostete Mühe, der guten Alten begreiflich zu machen, daß es ihr redliches Eigentum sei und daß das Geld in der Sparkasse fleißig wachse.

„Wie kann's denn wachsen?“ rief sie.

Ja, meine liebe Dirn! Weil die Bauernleute brav arbeiten, darum kann das Geld wachsen in der Sparkasse. Würde ich ihr das gesagt haben, sie hätte es doch nicht begriffen, wie es ganz andere Leute nicht begreifen, daß nur die arbeitende Hand es ist, die dem Rentier die Zinsen schafft.

Da fällt mir just noch der Knecht Toni ein, den sie im Zieselhofe gehabt. Der hatte beim Vater und beim Großvater des Bauers schon gedient in demselbigen Hause und da fand es sich in einem alten Gebetbuche angemerkt, daß der Toni am ersten Jänner 1792 als Halterjunge in diesen Dienst getreten war. Als nun der Neujahrstag des Jahres 1852 kam, erinnerte sich der Zieselhofer daran und ließ den alten Knecht rufen.

„Setz dich nur nieder, Toni,“ sagte er, „ich muß doch ein bissel was reden mit dir.“

„Sollst nit zufrieden sein mit mir?“ fragte der Knecht wohl mit Beklommenheit.

Der Bauer sprach: „Du hast meinem Großvater und meinem Vater gedient und jetzt auch mir schon über fünfzehn Jahr. Alleweil treu und fleißig, keine Klag. Heut ist es sechzig Jahr, daß du auf den Zieselhof gekommen bist.“

„Was sagst?" rief der Knecht aus, „schon sechzig Jahr soll ich alt sein?"

„Bist nit als neugebornes Kind gekommen, hast schon ochsenhalten mögen. So hab ich dir sagen wollen, Toni, von jetzt an kannst dir leichter geschehen lassen, arbeitest, was du gern willst und thust du gar nichts, so macht's auch nichts. Du bleibst daheim in meinem Haus, wenn's dir recht is, und solltest du extra einen Wunsch haben am heutigen Tag, so sag's offen, Toni, möcht dir gern eine Freud machen."

Wurde der Toni schier lebhaft und sagte: „Thut mich wohl rechtschaffen gefreuen, Bauer, daß du mit mir soweit zufrieden bist. Hab auch niemals keine Klag gehabt auf dem Zieselhof. Und wegen dem, daß ich mir heut was wünschen kunnt, —" mit seiner bunten Zipfelmütze thut er um und ins Stottern kam er, „— wirst es einsehen, Bauer, daß — daß ich nit mehr gar zu jung bin, weißt eh, möcht schier Zeit sein, meine ich, und wenn du nichts dagegen hättest, Bauer: Heiraten möcht ich."

O du rührende Menschenbescheidenheit der alten Zeit! Es ist dann herausgekommen, daß ein Mädchen wartete auf den Toni, bis er in der Lage war, sie zu heiraten. An vierzig Jahr soll das Mädchen, eben auch ein Dienstbote, gewartet haben. Vielleicht hätte der Zieselhofer gerne den Rückweg angetreten mit seiner großmütigen Freistellung eines Wunsches, vielleicht auch nicht. — Zwei alte Dienstleute haben zusammengeheiratet auf ein Stübel des Zieselhofes. Schade, daß sie keine Nachkommenschaft mehr erzielt haben — eine solche Gattung sollte nicht aussterben.



Mann und Weib.

Waldgeschichte aus einer künftigen Welt.

Etwas Heiteres wünschen die Leser von mir noch zum Schlusse? — Von Herzen gern, meine lieben Frauen und Herren! Aber woher nehmen und nicht — dichten? Lebet mir doch etwas Anmutiges, Frisches, Lustiges vor, und ich werde es gerne nacherzählen, so fein ich kann. Lasset es mich doch erfahren, daß es noch glückliche, wie Kinder lachende Leute giebt, und ich werde selber am hellsten mitlachen. — Ich sehe nichts, ich höre nichts, als Mißmut und Streit. Sonst habe ich die grünen Plane der Dörfer aufgeschlagen und Zufriedenheit gefunden. Seit aber dort die Eisenbahnen und die Fabriken und die Fremden und die Geldgier eingezogen sind, ist die Zufriedenheit weg. Sonst habe ich die Falten der Berge, die kühlen Fächer der Wälder aufgemacht und dort Lebenslust und göttlichen Humor gefunden. Heute findet sich in jenen Falten und Fächern fast nichts mehr, als Rehe und Hirsche. Bis auch noch der Wolf und der Bär dazukommen werden, hernach die verkrachten Weltflüchtlinge, die Raubschützen, Räuberbanden und waldfrischen Liebesleute, dann mag aus den Wildnissen vielleicht wieder

manch keckes Abenteuer, manch drollige Schelmengeschichte und blutwarme Idylle zu holen sein.

Oder sollen wir, da die Vergangenheit aufgebraucht worden, jetzt aber schon großer Bedarf nach wilden Rosen vorhanden ist, bei der Zukunft einen Vorschuß aufnehmen? Wenn wir Kredit haben. Kredit und Stierhautstiefel. Denn der Pfad durch den Waldsumpf ist weder für zarte Kalblederne, noch für Radfahrer eingerichtet. Am besten wären Beil und Feuer, wie die Alten mit den Ochsenhörnern einst ihre Straßen geschlagen haben. Denn wir haben gleichzeitig zwei wilde Wälder zu bezwingen, einen liegenden und einen stehenden. Der liegende ist in modernden Urwaldstämmen, die mit sammtartigem Moose oder graubartartigen Flechten bewachsen sind. Das Holz liegt teils in den schwarzen, feuchten Erdboden verwachsen, teils in luftighängenden gebrochenen Stämmen, an denen wie auf fliegenden Gärten wildes Kraut und Geschwämme wuchert. Die knochigen, bleichen, die kahlen Astgerippe ragen spießig auf oder sind im Fallen tief ins Erdreich gesteckt worden. Zwischen und auf solchem Moder stehen junge, kräftige Bäume in wirrem Durcheinander und flechten hoch oben mit ihrem üppigen Ast- und Kronenwerk ein finsteres Dach. Aus dem Boden steigt feuchtkühler Duft von üppig wuchernden und verwesenden Pflanzen. In Erdhöhlen lauert das Wiesel und der Fuchs, in hohlen Stämmen nisten Raubvögel, welche flatternd und kreischend gegeneinander den Kampf eröffnet haben, da die zartere Tierwelt der Wildnis verzehrt ist. Dem Wiesel und dem Fuchs scheint auch nicht ganz geheuer zu sein, ihr Lauern ist ein schier beklommenes, denn es gilt weniger den Waldkätzlein, Kröten und Nattern, als dem Wolf, dessen Fußspuren der

moorige Grund aufweist. Es ist selbst für den Fuchs nicht mehr recht sicher in dieser Wildnis, wir wollen uns eilends durchschlagen. Schwarze Tümpel, deren Tiefe von allerhand plumpköpfigen und langschwänzigen Wassertieren wimmelt, müssen wir auf darüberliegenden gefallenen Baumstämmen übersetzen, bis der Urwald sich endlich lichtet.

Eine Waldwiese liegt vor uns, umstanden von hohen Fichten und Tannen. Vom blauen Himmel scheint die Sonne nieder auf das feuchte Grün. Fast blendet das helle Licht nach unseren dunklen Pfaden. Im Anger steht eine Ahorngruppe. Die Wiese ist frisch gemäht, das Gras in Haufen geschichtet. In einer dieser Schichten, die bei den Ahornen ragt, liegt ein junger, schlanker Mensch. Er ist so tief in das weiche Gras eingesunken, daß wir es nicht wissen könnten, welch ein Wesen es ist, wenn wir ihn nicht mit den Beinen strampeln sähen, wenn wir ihn nicht trillern hörten. Auf einmal liegt er ganz ruhig und ist still, dann schwingt er sich plötzlich mit dem Körper in die Höhe, wie ein Bergwasserfisch, der auf trockenen Rasen geraten ist und macht einen klingenden Jauchzer. Dann wirft er Beine, Arme und Haupt wieder aufs Gras hin und liegt da.

Hinter der Waldböschung sind in frischer Rodung junge Anwesen; über einigen der Hütten steigt Herdrauch auf. Von dieser Rodung her kommt jemand mit einem Spaten, bleibt hinter dem Grashaufen stehen und schaut dem Jungen zu. Und dieser Jemand ist ein junges, dralles Weib, das gar stark und gut geraten und prächtig anzuschauen ist, weswegen man es als ein wahres Glück erkennen muß, daß nur ein einziger Mann zur Stelle liegt,

denn wären ihrer mehr, sie müßten sich nach unserer Meinung unverzüglich totschlagen um den Schatz. Ihrer Barfüße und ihres etwas hochgeschürzten blauen Kleides wegen wollen wir der Waldmode keinen Vorwurf machen; die Maid trägt sich nicht so, um schön zu sein, sondern um flinker arbeiten zu können. Daß sie so braune Glieder, so flammenrote Wangen hat und so unternehmende Augen, das verursacht nicht etwa der schlanke Knab im Grase, als vielmehr der Spaten, den sie noch über der Achsel gelegt in der Hand hält und mit dem sie vorhin drüben an der Lehne den zähen, wurzelfaserigen Rasen umgegraben hat.

Derb, feststellig und doch hübsch rundlich stand sie nun da unter ihrem breitkrämpigen Binsenhute. Als sie den vor lauter Lust wie toll hin- und herschlagenden, trillernden Burschen eine Weile beobachtet hatte, faßte sie von hinten einen armvoll Gras und warf es ihm über den Kopf. Jetzt war er auf den Beinen — hochgewachsen, eine schwarze Haarwildnis über dem zarten Rundgesicht. Als er sah, wer ihn lebendig hatte begraben wollen, ließ er sich wieder hinfallen wie ein Stück Holz.

Sie rief ihn an: „Augin!"

„Willst du mich wecken, so mußt du lauter rufen," antwortete er mit einer fast weichen, gemütlichen Stimme. „Denke dir, Woda, ich schlafe sehr fest und wenn die Erdäpfel nicht schon gebraten sind, werde ich überhaupt nicht wach."

„Wenn du gebratene Erdäpfel essen willst, mein schöner Augin, so mußt du —"

„— auch graben helfen," unterbrach er sie. „Weißt du aber denn nicht, daß Graben eine Sünde ist? Weil es dem Boden weh thut. Und dem auch, der gräbt. Da

will ich auf die gebratenen Erdäpfel verzichten und lieber Kuhmilch trinken."

„Wenn du Kuhmilch trinken willst, so mußt du vorher der Kuh das Gras in den Stall schaffen, anstatt darauf die Beine herumzuwerfen. Wisse, das Gras ist ohnehin weich, das braucht nicht gedroschen zu werden. Und hast du nicht am Morgen gesagt, daß du der Kuh Futter' geben werdest?"

„Das habe ich vergessen, Woda."

„Und du hast es mir ganz sicher versprochen!"

„Und ich habe es doch vergessen."

„So wirst du dich jetzt an die Arbeit machen!" rief sie strenge.

Da entgegnete der Bursche fast mit Unmut: „Gestern, wie ich schläfrig war, hast du gesagt, ich solle lustig sein. Heute, weil ich lustig bin, sagst du, ich solle arbeiten."

„Vom Lustigsein wird keine Kuh satt."

„Also was soll ich denn eigentlich?"

„Arbeiten sollst du!"

Er setzte sich auf und schaute sie traurig an.

„Woda," sprach er in kläglichem Tone. „Du bist mein größter Feind. Du bringst mir keine Erdäpfel, bevor ich grabe, du giebst mir keine Milch, bevor ich heue! Wie du mich angenommen hast, hatte ich gemeint, ich würde dein Kleinod sein. Du hast mir dazumal so schön das Haar gekraut. Und jetzt, Dirndl, willst du meine Jugendzeit verderben und verlangest, daß ich arbeiten soll wie du!"

Sie hatte sich zu ihm gesetzt und streichelte ihm das Gesicht. Da schlug er wieder mit den Beinen aus und jauchzte. Er war sicherlich um ein paar Jahre älter als

sie, doch streichelte sie ihn wie ein Kind und sagte: „Augin, ich werd dich sicherlich noch heiraten. Aber das muß ich dir sagen, ganz ohne Plag kannst du nicht sein. Ich muß den Grund meines Vaters bauen, die Hütte größer machen und den Viehstand vermehren. Das kann ich nicht alles allein thun, dazu brauche ich ihrer etliche Mägde. Aber ganz ohne was zu schaffen, wird auch mein schöner Mann nicht dasein wollen. Wenigstens wirst du lernen können, den Hausgarten und die Hühner zu pflegen und später, wenn einmal Kinder kommen sollten —" das Mädel brach ab, denn der Knab errötete.

„Ich sage dir was," versetzte er dann mit züchtigem Zögern. „Ich hätte dir schon lange gern geholfen beim Graben, wenn das Liegen auf dem Gras nicht gar so gut wäre!"

Sie getröstete ihn: „Ich will ja auch gar nicht verlangen, daß du mir helfen sollst beim Graben. Wenn du nur das Heu machen wolltest auf der Wiese. Die Kuh braucht Futter, sonst giebt sie keine Milch. Gemäht habe ich die Wiese gestern, und du sollst jetzt das Futter eintragen."

Er richtete sich höher auf und fragte: „Woda, ist das wirklich dein Ernst? Ich soll Futter tragen? Ich soll Heu machen? Ist das deine Liebe zu mir?" Er verdeckte mit den Händen sein Gesicht: „Ach, daß ich nie geboren wäre!"

Sie suchte ihm sanft die Hände vom Gesichte zu lösen: „Mein Kindchen, du quälest dich selber. Denke daran, daß es vielen anderen auch nicht besser geht, als dir. Manchem noch weit schlimmer. Und denke, wie das anders war in früheren Zeiten. Da haben die Männer müssen arbeiten und das Haus beschützen, während die Frauen es sich wohlsein ließen. —"

Er machte eine ungeduldige Handbewegung: „Höre mir auf mit diesen Kindermärchen! Die habt ihr Weiber nur erdichtet, um uns arme, hilflose Geschöpfe zu beunruhigen, zur Plage hinzulocken und unsere Kräfte zu mißbrauchen."

Etwas wie Zorn zuckte jetzt durch ihre Nerven, doch sie bezähmte sich und sagte gelassen: „Ich will dir einmal ein Buch zeigen, Augin, da steht es drin, wie es früher eingerichtet war auf der Welt, bevor der Trumpf gekommen ist. Du sollst es nur einmal lesen."

„Ich kann nicht lesen, Woda, ich habe dir das schon gesagt!" begehrte er auf.

Sie zuckte die Achseln: „Du kannst nicht lesen. Und dein Großvater ist Präsident der Akademie der Wissenschaften gewesen!"

Er sprang heftig auf: „Jetzt ist's genug! Meine Voreltern lasse ich nicht beschimpfen!"

„Beruhige dich, Närrchen," zärtelte sie und suchte ihn niederzuziehen auf ihr Knie.

„Meine Voreltern sind brave Hirtenleute gewesen. Meine Mutter war Jäger im gräflichen Walde!" So seine Antwort.

„Es ist ja sehr schön von dir, daß du für die Ehre deiner Vorfahren eintreten willst," sagte die Woda, „obschon sie diesmal gar nicht in Gefahr ist. Mit deiner Mutter stimmt es auch. Dein Urgroßvater war, was ich gesagt habe, dein Großvater aber war wilder Schütze. Er war in jungen Jahren während des großen Trumpfes als Flüchtling in diese Gegend gekommen und hatte wie ein Tier müssen graben und auf Raubfang ausgehen, bis die befreiten Frauen kamen und anhuben, die Wälder urbar

zu machen. Dieweilen sehr wenige Männer da waren, so haben die Weiber mit eckigen Steinchen um sie gewürfelt oder mit kräftigen Gliedern miteinander um sie gerungen, und so sind die Männer das Eigentum der Stärkeren geworden. Und haben es sich gerne gut sein lassen. Es wird auch erzählt, daß in diesen Gegenden, wo jetzt stellenweise noch der wilde Wald steht und stellenweise schon die Hütten mit den kleinen Wirtschaften, ein schönes, fruchtbares Land gewesen sein soll. Weite Kornfelder, blühende Obstgärten, stattliche Höfe, so stolz wie Schlösser der Königinnen, und Menschen, viele Menschen, so viele, daß sie die großen Kirchen nicht fassen konnten, in die sie an ihren Feiertagen zusammengekommen waren. Wenn wir, mein lieber Augin, miteinander einmal in den Moorgrund hinabgehen, wo heute nur Wildfarren, Germen und Erlenstrüppe wuchern, will ich dir eine halbversunkene Mauer zeigen. Die soll von der Kirche herstammen. Steinhaufen, die von Feuerherden der Häuser herrühren, kannst du im Wald noch manche finden. Die Molchtümpel, über deren einen ich dich vor wenigen Wochen getragen habe, sollen früher ein rinnender Bach gewesen sein, der große Radwerke getrieben hat. Hörst du, Augin?"

Der Bursche Augin fragte, was das wären, Radwerke?

„Das müßtest du freilich alles aus jenem Buche lesen können, welches aus vergangenen Zeiten erzählt," belehrte das junge Weib. „Die Menschen von damals sind sehr schlau gewesen und haben das Wasser, den Wind, den heißen Dampf und derlei Dinge für sich arbeiten lassen, das ist durch Räderwerke geschehen und sind durch solche alle möglichen Sachen gemacht worden."

„Wenn die Leute nur auch heute noch so klug wären," meinte der Augin mit einiger Bitterkeit, „daß sie mit den Radwerken die Erdäpfel und die Milch machen könnten und unsereiner seinen Frieden hätte im Gras!"

„Augin," sagte die Woda geduldig, „sie haben in den Radwerken das Erstaunlichste machen können, Dinge, die ich dir gar nicht nennen könnte, die du nicht verstehen würdest und die man einst doch bedurft hat jeden Tag und in jedem Hause. Aber siehe, Erdäpfel und Milch haben sie im Radwerk nicht machen können, auch kein anderes Nahrungsmittel, nicht ein Brotkrümlein, nicht ein einziges. Sie haben große Reichtümer erzeugt, aber sie hätten bei diesen Reichtümern verhungern müssen, wie Spatzen auf der Winterhaide verhungern und niederfallen in den starren Schnee. Verstehst du das? Sie haben den Pflug gemacht, aber sie haben nicht geackert. Sie haben die Sichel gemacht aber nicht geerntet. Sie haben kunstvolle Gefäße gemacht, aber die Früchte dazu in fremden Ländern gekauft. Fassest du es auf, Augin?"

Ausweichend antwortete er: „Ich höre dich so gerne sprechen, Woda."

„Nun also denke dir, die Radwerke sind Tag und Nacht gegangen, die Leute sind zusammengelaufen, um die vielen und schönen Sachen zu machen, sind dabei aber sehr unzufrieden geworden. Derweil ist draußen das fruchtbare Land verwildert, es sind Wälder und Sümpfe geworden, wo niemand mehr hat wohnen können, als etwa nur Räuber wie der Habakel. — Und nachher ist der große Trumpf gekommen."

„Was ist denn das, der große Trumpf?" fragte nun der schöne Augin.

Das Weib betrachtete ihn mit Rührung.

„Du heiliges Kind!" sagte sie endlich, „du bist zu gut und zu schön und — zu dumm, um das wissen zu dürfen. Der große Trumpf ist etwas, wovor unsere Urgroßeltern in die Wildnis geflohen sind. Dein Urgroßvater war, wie ich schon gesagt, ein hoher Herr, er hat zu sorgen gehabt dafür, daß die Leute sehr viel lernen und alles wissen. Und wie die Leute sehr viel gelernt und fast alles gewußt haben, da haben sie auch etwas gethan. Sie haben den Trumpf gemacht. Meinen Urgroßvater haben sie auch verjagt, der hat so viel Geld gehabt, daß vorher die Könige zu ihm gekommen sind und ausgeborgt haben, wie du von mir die Schuhe ausborgst, wenn du in die Beerensträuppe gehst."

„Deine Schuhe sind mir immer zu groß, sie wetzen mich an den Fersen," beklagte sich der Augin.

„Das ist auch nicht immer so gewesen," sprach die Woda. „In alten Zeiten sind die Weiberschuhe den Männern zu klein gewesen. Manche Männer haben so große Füße gehabt, wie der Habakel. Aber seitdem die Weiber fest auftreten müssen in der Welt, haben sie auch größere Füße bekommen, und stärkere Hände von der Arbeit und einen ernsthafteren Kopf vom Nachdenken. Die Männer sind aber sehr zart und schön geworden und der Augin ist mein liebes Kätzlein!" — Bei diesen Worten schoß dem jungen Weibe eine so mächtige Glutwelle auf, daß sie ihn mit beiden Armen packte und an ihren Busen riß. — Er verging fast dabei und blickte sie schmachtend an.

— Da ist es noch feiner ruhen, als auf dem Grase! wird er sich gedacht haben, aber er schwieg vor Schamhaftigkeit.

Sie lehnte ihn jedoch plötzlich ab und sagte: „Pfui, Augin! — Es ist doch sehr häßlich, daß du nicht bist, wie die Männer der alten Zeit! Die haben Bären getötet, Feinde besiegt und Weiber beherrscht.“

„Weiber beherrscht?“ fragte der Jüngling erstaunt auf. „Waren sie denn so Riesen?“

„Eselein du!“ lachte sie ihn aus. „Größer waren sie nicht viel, als die heutigen, aber —“

„— aber was? Sage es mir, Woda, was sie waren? sage es doch.“

„Kind, du würdest es nicht glauben. Ich weiß auch nicht, wie ich es sagen soll. Sie waren, sie waren — na, sie waren einfach Männer.“

„Das sind die jetzigen aber auch?“ sprach der Augin unsicher fragend.

Da zog sie seinen kleinen Kopf an sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Die jetzigen sind Männchen.“

Er schüttelte ein wenig das Haupt, wußte aus dem Unterschiede nichts zu machen.

Dieweilen sie sein Haupt streichelte, fuhr sie murmelnd fort zu sprechen: „Daran schuld sind auch wir, die Weiber. In jenen Zeiten ist es über die Weiber gekommen, daß sie Männer sein wollten. Darauf sind die Männer ganz gemütlich Weiber geworden. Die Neigung war da. Wie du liegst auf dem Grashaufen, so sind einst die kräftigen Kerle gelegen auf Polsterbänken und haben ihr Haar gesalbt und ihre Wangen mit feinem Rötel angestrichen und in den Spiegel geguckt. Und sich blöde gesoffen. Auch hat sie die Angst vor der Arbeit und Kindersorge ganz dumblich gemacht. Voreinst in jedem Hause ein Dutzend Kinder, frisch wie die Hirschlein. Nachher höchstens ein

paar blutarme Bälglein mit Wasserköpfen und englischen Gliedern. — Höreſt du mir zu, Augin? Sei doch klug und spiele nicht immer. Endlich wirst du doch etwas lernen müssen. Denke dir, das Schlimmste war noch, daß sie ihre Mannheit gebrochen haben. Verstehst du?"

„Ich weiß es nicht, Woda."

„Ich will dir's sagen," belehrte das Weib. „In alten Zeiten hat es geheißen: ein Mann, ein Wort. Was einer versprochen, das hat er gehalten, daraus hat man gesehen, daß er Mann ist. Allmählich haben sie ihr Wort nicht mehr gehalten, haben es gegeben und gebrochen. Darum hab ich gesagt, sie haben ihre Mannheit gebrochen. Damit sind sie auch fertig gewesen. Kannst du mir folgen? Was habe ich eben gesagt?"

„Sie sind schon fertig gewesen." Nach dieser Antwort ließ sich der schlanke Knabe wieder zurücksinken in das Gras.

— Einmal, so träumte die Woda in Gedanken weiter, haben es die Weiber nicht ertragen wollen, wenn die Männer einen starken Willen zeigten. Heute wären sie froh, wenn sie solch einen Mann fänden.

„Schläfst du schon, Augin?" fragte sie den Burschen. „Wenn du noch wachest, so will ich dir etwas sagen."

„Ich höre dich ja gerne sprechen," antwortete er weichmütig.

„Hast du den Habakel schon einmal gesehen?"

Der Augin schnellte empor. Er war sehr erschrocken bei diesem Namen.

„Du Woda, du liebe Woda!" stotterte er, „der Haba — der Haba — — Was redest du denn immer vom Ha — vom Ha — ha — ha? Ist das nicht der schreck-

liche Räuber, der aus den Hütten die Kalben und die Schweine davonführt und gegen den du erst gestern das schwere Fenstergitter angeschlagen hast?"

„Ganz richtig, es ist derselbe Habakel."

„Ist es nicht der zottige Bärenmann, der die drei schönen Söhne der Schmiedin bei den Füßen auf den Lärchbaum gehangen hat?"

„Es ist genau derselbe Habakel. Er ist aus der Fremde in unsere Gegend eingebrochen und wird uns alle zu Grunde richten, wenn wir ihn nicht töten."

Der Augin faltete die Hände: „Ich bitte dich, Woda, gute, brave Woda, töte ihn!"

Sie streichelte ihn wieder und sprach ganz kalt und ruhig: „Du bist ein großer junger Mann. Ich habe dich sehr lieb und werde dich ganz gewiß einmal heiraten. Wir werden schöne starke Kinder kriegen, nicht wahr? Nicht wahr, Augin? — Aber du mußt mir vorher einen Gefallen thun. Du mußt mir den Habakel erschlagen."

Der Augin erstarrte. So besorgt blickte er auf die Woda, als bange er, sie sei nicht bei Troste.

„Du wirst dich mit anderen Burschen der Hütten gesellen," fuhr sie fort, „ihr werdet ausgehen mit den schweren eisernen Beilen und werdet den zottigen Bärenmann Habakel erschlagen! — Siehst du, ihr werdet nicht lange nach ihm suchen müssen, dort geht er!"

Bebend und wimmernd vor Angst grub der junge Mann sich ins Gras. Das Weib duckte sich hinter den Ahornstamm und lugte auf die wuchtige und wüste Gestalt, die dort am Waldesrande schwerfällig dahinsiffelte. Ein langer, zottiger Pelz und darüber eine rötlich gelbe Filzkugel war alles, was man von ihm sah. Die Filzkugel

war das wildbehaarte und bebartete Haupt. Im Pelze staken Messer und kurze Schießrohre und andere Eisenwerkzeuge; über der Achsel hatte er einen Bund von Stricken, mit denen er vielleicht wieder ausging, um Schmiedbuben an Lärchbäume zu hängen. Vor einer jungen Fichte stand er still, streckte die große rote Hand nach ihr aus, brach sie ab, pflückte von derselben das getrocknete Harz und steckte es in den Mund, so wie man von einem gebrochenen Zweige die Kirschen ißt. Dann trottete er wieder in die Tiefe des Waldes hinein.

„Augin,“ sagte nun das Weib mit sehr artiger Stimme, „krieche nur hervor. Er ist schon dahin.“ Der Bursche richtete sich ein wenig auf, hielt aber vorsichtigerweise die schöne schlanke Hand vor die Augen, falls das Ungetüm doch noch dort stünde.

„Die Augen kannst du dir zuhalten, wenn du willst, aber die Ohren mache jetzt auf. Ziemlich weit — so weit du kannst, denn ich will dir noch was sagen, mein schöner Augin.“

Da war er wieder so glücklich, weil sie seine Schönheit lobte.

Sie aber sprach: „Wenn du diesen wilden, zottigen Bärenmann, den Habakel, nicht erschlägst, so heirate ich ihn.“

Da lachte er fein wie ein Silberglöcklein, denn gute Späße belacht man.

Sie sagte es noch einmal, aber diesmal langsamer, feierlicher: „Ein Weib, ein Wort, mein lieber Augin! Wenn du diesen Habakel nicht erschlägst, so heirate ich ihn. Wenn du ihn erschlägst, so heirate ich dich.“

Er lachte wieder, und diesmal geriet es noch dünner,

fast weinerlich. Endlich verkroch er sich schluchzend noch tiefer ins Gras.

Das Weib steckte zwei Finger in den Mund und that einen Pfiff. Der schlug fast hart an die alten Stämme des Waldrandes. Bald darauf zeigte sich die wilde Gestalt und trat weitschrittig, langsam gegen die Ahorne heran, er hatte noch das Fichtenstämmchen in der Hand und aß Harz. An seinem Pelze klirrten die Messer. Er erblickte das Weib und schritt noch weiter aus. Jetzt sah man in der filzigen Kugel auch Nase und Augen; den Mund sah man nicht, aber hörte ihn. Der Mann gröhlte ein wenig. Als er herankam bis auf etwa zehn Schritte, blieb er stehen und es war nicht klar, ob das aus Achtung geschah oder etwa, weil er sich zu einem Sprunge auf sie rüstete.

„Nur noch näher!" sagte sie.

Da verschwand der stöhnende Augin ganz im Futter und der zottige Bärenmann trat näher.

„Habakel!" sagte das Weib.

„Wodaka!" antwortete er. Es war wie ein heiseres Schnoben.

„Habakel!" sagte sie.

„Wodaka!" wiederholte er.

Sie trat aus dem Ahornschatten ganz nahe zu ihm und sprach leise: „Habakel!"

„Wodaka!" gurgelte er.

Da begann sie zu reden: „Als du vor einigen Tagen in meiner Hütte gewesen warst und eine Frage an mich gestellt hast, habe ich dir einen großen Korb gegeben."

„Wodaka!" sagte er heiser.

„Gut. Diesen Korb könntest du jetzt nehmen, den

Grashaufen, den du vor dir siehst, hineinthun und in den Kuhstall meiner Hütte tragen."

„Wodaka!" sagte er bereitwillig.

„Du sollst aber auch das Häselein, das drin liegt, mittragen, aber darauf achten, daß du ihm nichts zu Leide thuest."

„Wodaka!"

„Und wenn du das gethan hast, Habakel, dann kannst du wieder jene Frage an mich stellen, wenn du noch willst."

„Wodaka, Wodaka, Wodaka, Wodaka!" gröhlte er, fuhr auf sie zu und umarmte sie, wie ein Bär den Baumstamm, an dem er emporklettern will.

Sie stand ihm sonder Trutz.



Inhalt.

Seite

Vorwort.

Der Mädeljäger 1

Das Bußjoch 38

Ein halb' Dutzend Schelme 54

Der Fischer im Olymp 71

Die Geschichte vom zurückgeläuteten Toten 86

Sie kratzt nimmer! 96

Arme Sünder 106

Die grüne Rose 116

Die kranken Töchter 124

Die Löwenwirtin 132

Ein schneidiges Dirndl 146

Die schlaue Almerin 158

Der Quartal-Lump 165

Der Traumkünstler 175

Der Schlaucherl vom Berg 184

Durch 197

Zuwiheiraten 229

O schönes Waidmannsleben! 247

Das Kreuz an der Stiegel 262

Am Waldbrunnen 271

Der Federlschneider 284

Als ich Schullehrer gewesen 299

Als wir unschuldiges Blut vergossen haben 307

Das Schläfchen auf dem Semmering 316

Als wir den Albert besuchten 327

Der Preuß' in der Waldheimat 337

Remi der Räuber 349

Das Bergasyl 362

Der Vetter vom Lande 398

Im Frieden der Berge 408

Mann und Weib 444